Biogr.
658 i
Luden, H.

Xerokopieren aus konservatorischen Gründen nicht erlaubt
Nur im Lesesaal benützbar

EE,E

Rückblicke in mein Leben

<36619503110012

<36619503110012

Bayer. Staatsbibliothek

Rückblicke in mein Leben.

Rückblicke

in

mein Leben.

Aus dem Nachlasse

von

Heinrich Luden.

Jena,
Friedrich Luden.
1847.

102. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

Im Jahre 1843 ist aus den in dem Folgenden mitgetheilten „Rückblicken in mein Leben" ein einzelner Abschnitt: „General von Grolman, Student in Jena," als besonderes Schriftchen erschienen und mit großer Theilnahme aufgenommen worden. Der Verfasser schickte dem Schriftchen eine Erklärung voraus, welche, soweit sie sich nicht besonders auf die damalige Mittheilung beziehet, der gegenwärtigen Mittheilung zum Vorworte dienen mag.

„Vor etwa vierzehn oder fünfzehn Jahren ging mir bei einem lebhaften Gespräche mit einigen Freunden der Gedanke durch den Kopf, mein eigenes Leben zu beschreiben. Dieser Gedanke beschäftigte mich einige Tage, ward aber bald verworfen; oder vielmehr er nahm eine andere Gestalt an.“

„Ich habe mit meinen Altersgenossen eine Zeit durchlebt, welcher keine andere, soweit die Geschichte der Menschen reicht, an großen Begebenheiten, an merkwürdigen Ereignissen, an Zerstörungen und Gründungen, an Glück und Unglück gleich kommt: unter dem ungeheuern Wechsel der Dinge hat der menschliche Geist so rasche Fortschritte gemacht, wie nie zuvor. Ich selbst habe Vieles gesehen, Gräßliches und Großes, Gemeines und Edles; ich habe Vieles erfahren, von welchem Einiges auch für die Geschichte nicht ohne Interesse sein dürfte; ich habe an Allem, das geschehen ist, den innigsten Theil genommen und Nichts mit Gleichgültigkeit an mir vorüber gehen lassen. Auch bin ich im Laufe der Jahre mit einer langen Reihe von Männern, die im Kriege, in der Diplomatie, in der Gesetzgebung, in der Rechtspflege, in der Verwaltung oder als Schriftsteller Einfluß auf ihr Zeitalter gehabt

haben oder noch haben, aus fast allen Theilen Teutschlands und aus fremden Ländern in mannichfaltige Berührung, in Verkehr, selbst in vertrauliche Verhältnisse gekommen.“

„Also faßte ich den Entschluß, in mein Leben zurück zu schauen, aus der Masse meiner Erlebnisse diejenigen auszuwählen, die mir von dem größten Interesse zu sein schienen, die den tiefsten Eindruck auf mich gemacht hatten und mir ebendeßwegen am Klarsten vor der Seele standen. Diese Erlebnisse wollte ich, damit sie sich nicht nach und nach in meinem Gedächtnisse verdunkelten oder meiner Erinnerung ganz entschwänden, mit historischer Treue beschreiben, nicht nach der Zeitfolge, nicht nach einer andern bestimmten Ordnung, sondern so wie mir das eine oder das andere lebendig in die Seele zurück gerufen würde, und ich den Vorgang hell und deutlich wieder in mir erzeugt hätte. Ich wollte dazu nur einzelne günstige Stunden benutzen.“

„Aber diese Erzählungen sollten auch nicht ein Buch für das Publicum werden; sie sollten ungedruckt bleiben, wenigstens bis zu meinem Tode. Nur meinen Kindern wollte ich die Handschrift

hinterlassen, auf daß sie ihnen ein Zeugniß über die Schicksale ihrer Eltern und über die Grundsätze sein sollte, durch deren Befolgung ihre Eltern den Druck der Zeiten zu bestehen, zu überwinden gestrebt haben."

„Ich legte sogleich Hand ans Werk, nahm einige Buch Papier, schrieb auf die erste Seite: „Rückblicke in mein Leben", und fing an zu erzählen. Ein Paar Stunden wöchentlich setzte ich das Angefangene fort, so wie ich durch eine äußere Veranlassung, durch die Zeitungen, durch eine Unterhaltung, wie immer auf einen Gegenstand geführt wurde. Es waren Stunden der Erholung, der Erheiterung, wenn ich auch zuweilen mit Thränen in den Augen schreiben mußte. Was ich niedergeschrieben habe, möchte vielleicht einen kleinen Octavband ausmachen."

„Vor geraumer Zeit aber ward ich genöthigt, diese Arbeit, die übrigens kaum eine Arbeit war, wenn nicht aufzugeben, doch zu unterbrechen. Ich war außer Stande, selbst zu schreiben, und vermochte nicht diese Dinge zu dictiren: wenn mir die Lust kam,

fehlte der Schreiber, wenn der Schreiber kam, war die Lust vorüber. Auch ging mir das Dictiren viel zu langsam."

Der Verfasser ist nicht im Stande gewesen, die unterbrochene Arbeit wieder aufzunehmen. Im Frühlinge 1844 wurde er von einem Schlaganfalle getroffen, von welchem er sich nicht wieder erholt hat. Im Herbste desselben Jahres eröffnete er zwar noch ein Mal seine Vorlesungen. Es schien, als ob Katheder und Auditorium, das Feld seiner großartigen Erfolge, auf welchem er seit beinahe vierzig Jahren gewirkt hatte, eine verjüngende und belebende Kraft auf ihn ausübte. Es erfüllte ihn mit Freude und Genugthuung, daß ihm auch dieses Mal eine zahlreiche, von Stunde zu Stunde sich mehrende Schaar von Zuhörern zu Theil wurde. Wie er sich überzeugen durfte, daß ihm noch immer die alte Kraft der Anregung und der Begeisterung inwohne, so blieb dieser von ihm auf Andere gemachte Eindruck auch für ihn nicht ohne erfrischende Wechselwirkung. Aber in den Weihnachtsferien, am Sylvesterabend 1844 traf ihn ein neuer Anfall. Im neuen Jahre konnte er das Katheder nicht wieder besteigen. Seitdem sanken seine Kräfte mehr und mehr zusammen, bis er den 23. Mai

1847, am ersten Pfingstfeiertage von seinem schweren Leiden erlöst wurde. Multis ille bonis flebilis occidit.

Es schien eine Pflicht sowohl gegen den Verstorbenen als gegen seine zahlreichen Freunde und Zuhörer zu sein, diese Rückblicke, das letzte Wort desselben, öffentlich mitzutheilen. Möge die Mittheilung wohlwollende Aufnahme finden.

Jena, den 26. August 1847.

L.

Inhalt.

Seite

Bekanntschaft und Gespräche mit Goethe 1

Hufeland, Knebel und Griesbach über meine Gespräche mit Goethe . 75

Spätere Berührungen mit Goethe 102

Die Schlacht von Jena. 133

Der General von Grolman 193

Niebuhr 221

Das Cölner Ereigniß 239

Seite

Der Erzbischof Pyrker 256

Die s. g. Allocution des Papstes (12. December 1837) 266

Eine neue allgemeine Reformation 278

Bekanntschaft und Gespräche mit Goethe.

Selten hat ein Reisender, so lange Goethe lebte, mich mit seinem Besuche beehrt oder erfreuet, der nicht die Rede auf diesen Mann gebracht hätte. Kamen die Fremden von Weimar her, so erzählten sie mir ihre Abenteuer in Beziehung auf Goethe. Einige, von bedeutendem Namen durch Geburt, hohe Stellung oder literarische Werke, hatten das Glück gehabt, von dem außerordentlichen Mann empfangen zu werden, und diese Glücklichen waren gewöhnlich auf das Höchste erbauet. Der Eine war bezaubert von der Persönlichkeit des Mannes, und sprach mit Bewunderung von seiner Haltung und seinem Gange, von seinem Gesicht, seiner Stirn, seinen Augen und seinen Mienen, und mit Begeisterung von seiner Rede, seiner Stimme, seinen Gesten. Der Andere hatte ruhiger beobachtet, und ihm war Dieses oder Jenes aufgefallen. Ein Dritter war wohl auch unzufrieden; er hatte sich einen solchen Mann doch anders gedacht; er habe etwas Steifes, ja Unbehülfliches, und habe dagesessen, wie auf Kohlen, die Augen hin und her rollend; auch habe seine Unterhaltung nichts Ausgezeichnetes gehabt; es sei sogar schwer geworden, das Gespräch

nur eine Viertelstunde im Gange zu erhalten. Auf solche und ähnliche Äußerungen erwiderte ich, was sich schicklicher Weise erwidern ließ. Den Ersten stimmte ich bei und gern; den Anderen sagte ich, daß mir doch nicht aufgefallen wäre, was bei ihnen Anstoß erregt hätte; die Dritten suchte ich zu widerlegen: Goethe sei wohl zerstreuet gewesen; er habe vielleicht so eben seinen Schreibtisch verlassen und den Kopf voll gehabt von großen Gedanken und dergleichen mehr. Nur wenn die Reisenden mir näher bekannt oder befreundet waren, ging ich vielleicht ein auf ihre Bemerkungen.

Schwerer ward es, mit einer zweiten Classe dieser Reisenden (die von Weimar kamen) fertig zu werden. Es waren gewöhnlich kleine Dichter, die sich im Drama versucht, oder Lieder gesungen hatten, in welchen sie vor lauter innerem Drange weder zu klaren Ideen, noch zu bestimmten Formen gekommen waren; es waren Novellen- und Romanen-Schreiber; Redacteure oder Mitarbeiter von kritischen und unkritischen Blättern; Verfasser von Bildern, Skizzen und Scenen; mit Einem Worte Literaten aller Art, und wohl auch Fach-Gelehrte, Landstände, Titular- und wirkliche Räthe. Diese Herren hatten auf jegliche Weise nach der Gunst gestrebt, Goethe'n ihre Aufwartung zu machen, und hatten nicht zu solcher Ehre zu gelangen vermocht. Der Eine, so wurde versichert, hatte sich persönlich gemeldet und war von dem Bedienten mit der trockenen Erklärung abgewiesen: er dürfe ihn nicht melden; Se. Excellenz wolle allein sein, oder sei nicht allein, oder erwarte anderen und hohen Besuch. Bei einer zweiten Meldung habe er eine ähnliche abweisende Antwort erhalten. Ein

Anderer, der einen berühmten Namen zu haben glaubte, ja der überzeugt war, Goethe müsse ihn kennen und verehren, weil er ihm seine Schriften geschickt habe, hatte ihm seine Ankunft in Weimar schriftlich kund gethan, und ihm die Stunde angezeigt, da er ihm aufzuwarten wünschte; er war zur bestimmten Zeit pünktlich erschienen; der Bediente aber hatte ihn mit der Erklärung abgewiesen: er habe den Befehl, einem Jeden zu sagen, daß Se. Excellenz heute und morgen Niemand sehen könnten. Ein Dritter hatte den Bedienten fast gezwungen, seine Karte hinaufzutragen; derselbe habe aber keine andere Antwort zurück gebracht, als: es thue Sr. Excellenz sehr Leid, aber es sei unmöglich. In ähnlicher Weise war es dem Vierten und dem Fünften ergangen. Ein Theil dieser Herren war höchst aufgebracht, ein anderer Theil sehr betreten, Alle zeigten sich tief gekränkt, und selten fehlte es an erbaulichen Reflexionen über Hoffart, Dünkel, Impertinenz, und über die traurige Erscheinung, daß ein so großer, so außerordentlicher Geist alle Bescheidenheit ablege, ja alle Humanität und alle Rücksichten und alle Schonung vergesse. Natürlich versuchte ich zu beruhigen oder zu trösten. Zuvörderst schob ich Vieles und das Meiste auf den Diener. Das Wort des Herrn erhalte gewöhnlich im Munde des Dieners eine ganz andere Färbung. Eine freundliche Entschuldigung des Ersten möge durch den Anderen leicht in eine rauhe Abweisung umgestaltet werden. Alsdann wies ich, von Jahr zu Jahr mehr, auf Goethe's Alter hin, in welchem ihm Ruhe Bedürfniß sein möchte, und ließ nicht unbemerkt, wie wir doch Alle wünschen müßten, daß er sich schonte, um sich zu erhalten. Endlich erinnerte ich an Goethe's Stellung.

Er habe gar mannichfaltige Geschäfte zu besorgen; er erhalte sehr verschiedene Aufträge, deren er sich in einer bestimmten Zeit entledigen müsse; er sei genöthiget, viele vornehme Besuche zu empfangen, deren er wohl oftmals gern überhoben sein möchte, um sich mit gelehrten, wissenschaftlichen und geistreichen Männern unterhalten zu können; er könne nicht umhin, manche Stunde den gesellschaftlichen Verhältnissen zu opfern; er habe endlich eine sehr ausgebreitete Correspondenz zu führen, wenn er auch immerhin die meisten Briefe unbeantwortet lassen möge. Wenn man dieses Alles erwäge und sich alsdann frage, wie viele freie Stunden dem Manne für seine Studien und seine Schöpfungen übrig bleiben möchten: so werde man schwerlich sagen können, er habe einen Überfluß an Zeit. Wollte er nun die freien Stunden zu wissenschaftlichen oder dichterischen Arbeiten benutzen, und sei eben voll von seinen Gedanken, voll des heiligen Geistes: so sei es doch wohl begreiflich, daß er auf keinerlei Weise unterbrochen sein wolle. Sie also, meine reisenden Freunde, hätten Niemand anzuklagen, als den Zufall, der sie gerade in einer Stunde zu Goethe geführt hätte, in welcher derselbe durch einen Besuch der Musen beglückt gewesen. An einem anderen Tage, zu einer anderen Stunde würden sie gewiß gar freundlich empfangen worden sein. Mit diesen und ähnlichen Gründen gelang mir allerdings, Viele zu beruhigen. Manche jedoch blieben unwirsch. Ausnahmen, meinte Mancher, könnte Goethe machen. Und namentlich hätte er bei ihm eine Ausnahme machen sollen, weil Er es eben sei. Und das gab ich denn natürlich gern zu.

Eine dritte Classe von Reisenden, Jünglinge oder bis zur

Ängstlichkeit bescheidene Männer, hatte nicht gewagt, auch nur einen Versuch zu machen, um sich der Person des großen Dichters zu nähern. Sie hatten sich nur bemühet, ihn ein Mal aus der Ferne zu sehen. Und Einige hatten ihn gesehen, früher im Theater, später bei einem Spaziergange in seinem Garten, oder auch an einem Fenster seiner Wohnung. Anderen dagegen war selbst dieses Glück nicht zu Theil geworden; sie hatten sich mit der Betrachtung des Goethe'schen Hauses begnügen müssen. Und diese Letzten waren gewöhnlich wenig befriedigt. Sie hatten das Haus schon früher abgebildet gesehen; in der Abbildung war ihnen dasselbe wie ein Palast vorgekommen; und nun hatten sie nur ein bescheidenes, anspruchsloses Gebäude gefunden, dessen Lage sie auch eben nicht erfreuet hatte. Auf meine Frage: ob sie denn nicht auch die Häuser von Wieland und Schiller in Augenschein genommen hätten, drückten sie gewöhnlich ihr Erstaunen aus über die Kleinheit und Ärmlichkeit derselben. Diese Häuser seien ja wahre Hütten, wie sie in eine Vorstadt gehörten. Gegen sie sei Goethe's Haus allerdings noch ein Prachtgebäude. Und doch, pflegte ich anzumerken, sind aus diesen Hütten große und unsterbliche Werke hervorgegangen, wie selten oder nie aus Palästen; und die Schöpfer derselben haben zu ihrer Schöpfung nicht der ganzen Hütte bedurft, sondern nur ein Zimmerchen in derselben, und nicht des ganzen Zimmerchens, sondern nur einen kleinen Raum, auf welchem ein Tisch stehen kann und ein Stuhl. In der That ist ja, nach Sir William Temple, wenn ich nicht irre, das Haus nichts Anderes, als das äußerste Kleid des Menschen. Es ist immer vortrefflich, wenn es bequem ist, Schutz und Wärme

gewährt, und Raum genug hat, auch Diejenigen aufzunehmen, die uns am theuersten sind.

So mit den Reisenden, die von Weimar herkamen. Diejenigen dagegen, welche nach Weimar hingingen, pflegten sich nach Allem, was Goethe betraf, zu erkundigen, und um guten Rath zu bitten, auf welche Weise sie wohl am ersten zu der Ehre gelangen möchten, dem großen Mann ein Mal in die Augen zu schauen und ein Paar Worte mit ihm zu wechseln. Mit diesen Herren indeß wurde ich leicht fertig. Ich hielt mich bei den Erkundigungen im Allgemeinen und wich dem Rathgeben mit der vortrefflichen Floskel aus, daß Alles von den Umständen abhange, und daß sie selbst unter den gegebenen Umständen ohne Zweifel den besten Weg wählen würden.

Alle aber, Kommende und Gehende, setzten voraus, daß ich mit Goethe in mannichfaltigen Verkehr gekommen sein, und ihn also genau kennen müßte. Meine Versicherung, daß ich ihn nur wenig kenne, daß ich nur sehr selten mit ihm in Berührung gekommen sei, daß ich ihn nur ein Paar Male allein gesprochen hätte, und nur sehr selten in Gesellschaft, fand zuweilen keinen Glauben und erregte stets Verwunderung. Das sei ja nicht möglich, meinte man; ich sei ja Goethe's Nachbar — „Weimar-Jena, die große Stadt" —; Goethe habe ja oft und lange in Jena verweilt, und ich selbst hätte mich ja Monate lang in Weimar aufgehalten. Und doch war meine Versicherung wahr.

Nach Goethe's Tode ward ich vielfach angegangen, mündlich und schriftlich. Der Eine wünschte Goethe's Handschrift für seine Sammlung zu besitzen; und ich konnte nur mit dem Namen von

seiner eigenen Hand geschrieben aufwarten. Ein Anderer wünschte zu wissen, warum die Universität ein so tiefes Schweigen bei dem Hinscheiden des großen Mannes beobachtet und keinerlei Art von Feierlichkeit veranstaltet habe; begreiflicher Weise aber habe ich nicht für angemessen halten können, solche Fragen zu beantworten. Von einigen Freunden endlich, welchen ich mein Zusammentreffen mit Goethe erzählt hatte, ward ich aufgefordert, ja gedrängt, die Erzählung zu Papier zu bringen und drucken zu lassen. Aber wie hätte ich mich entschließen können, die Masse der Schriften und Schriftchen noch durch einen unbedeutenden Beitrag zu vermehren? Wie mich entschließen können, zwischen „die Unbedingten“ auf beiden Seiten zu treten, und meine Stimme zu erheben zwischen den anbetenden Verehrern und den frechen Verkleinerern?

Vor einigen Tagen aber fiel mir zufällig ein Heft der Hallischen Jahrbücher in die Hände. Ich blickte hinein und fand eine Abhandlung oder eine Gesammt-Recension, welche durch mehre Blätter hindurch lief, und die Überschrift hatte: Literatur über Faust. Eine zweite Überschrift lautete: Zweite Reihe. Die erste Reihe war also schon abgethan, und eine dritte Reihe war vielleicht noch zurück. Diese zweite Reihe aber enthielt, wie der Verfasser im Anfange sagte, die Schriften von fünf Hegelianern. Ich habe die Abhandlung nicht gelesen; ein Blick bewies mir, daß in den fünf Schriften immer die alte Leier angestimmt war, daß sie in einer Weise geschrieben waren, die nur den Eingeweiheten zusagen kann. Aber als Zeugniß darf ich sie wohl betrachten, daß Faust noch immer die größte Theilnahme erregt, und daß man sich noch immer abmühet, den eigentlichen Sinn dieses Gedichtes zu

ergründen. Deßwegen will ich hier mein Verhältniß zu Goethe erzählen, in der Hoffnung, daß es noch einiges Interesse haben werde. Denn gerade über den Faust habe ich mit Goethe ein Gespräch geführt, als ich kaum die Ehre gehabt hatte, ihm bekannt zu werden; und die Wendung, welche dieses Gespräch nahm, und unläugbar durch meine Schuld nahm, oder vielmehr durch meine jugendliche Unbefangenheit, ist eine der Ursachen des geringen Verkehres gewesen, der zwischen Goethe und mir Statt gefunden hat. Allerdings ist seitdem ein ganzes Menschen-Alter verlaufen; aber das Gespräch über den Faust habe ich sogleich aufgeschrieben, und an das, was diesem Gespräche voraufging oder nachfolgte, bin ich wohl tausend Male erinnert worden; auch habe ich Alles von Zeit zu Zeit einem Freunde mitgetheilt. Deßwegen steht Manches noch so frisch in meinem Gedächtnisse, als hätte es gestern Statt gefunden, und Goethe selbst steht mir, mit allen seinen Mienen und Bewegungen so lebendig vor der Seele, als erblickte ich ihn in diesem Augenblick. Selbst der Ton seiner Stimme ist nicht verklungen in meinen Ohren.

Im Frühlinge des Jahres 1806 wurde ich zum außerordentlichen Professor in Jena ernannt. Um die Mitte des Jahres erklärte ich, daß ich dem Rufe folgen und mein Amt zu Michaelis antreten wollte: denn ich wünschte den Sommer hindurch die Bibliothek in Göttingen zu benutzen und überhaupt für meine akademische Wirksamkeit vorzuarbeiten. Gegen das Ende des Monates Julius aber entschloß ich mich, nach Jena zu reisen und mich einige Wochen daselbst aufzuhalten, um mich umzusehen, eine Wohnung zu miethen, meine und die Sachen meiner jungen Frau,

ihre Ausstattung, in Empfang zu nehmen und in der Wohnung unterzubringen. So hoffte ich, in den Ferien leicht und frei, die Meinigen nach Jena führen und sogleich, mit dem Beginne des Winter-Semesters frisch und fröhlich meine Arbeiten beginnen zu können.

Als ich eben im Begriffe war, mit der Post nach Jena abzureisen, traf der Staatsrath Hufeland in Göttingen ein. Dieser so vortreffliche als berühmte Mann kam aus Pyrmont, und wollte über Weimar und Jena nach Berlin zurück reisen. Er war mein Gönner und Freund: denn ich hatte drittehalb Jahre in seinem Hause gelebt und war der Lehrer seines einzigen Sohnes gewesen. Hufeland bot mir eine Stelle in seinem Wagen an: er sei ganz allein, und würde sich freuen, die Reise in meiner Gesellschaft zu machen. Natürlich schlug ich ein. Und in der That war es eine sehr angenehme Reise, aber Merkwürdiges bot sie nicht dar.

Wir kamen Abends in Jena an und traten im Gasthofe zur Sonne ab. Am anderen Morgen sagte Hufeland: „Von nun an, lieber Freund, werden unsere Wege leider wohl aus einander laufen. Ich habe einige Gänge zu machen, und Sie werden wohl den Einen oder den Anderen Ihrer künftigen Collegen besuchen wollen. Ich rathe Ihnen, Ihre ersten Schritte nach des edlen Griesbach Garten zu richten. Sie werden sich freuen über den Mann und über den Garten. Grüßen Sie herzlich von mir, und ist es mir möglich, so werde ich noch selbst hinausgehen. Indeß kann ich mir das Vergnügen nicht versagen, Sie mit Einem Manne bekannt zu machen, den ich sehr hochhalte, der gewiß nicht der gelehrteste, aber zuverlässig der interessanteste Mann in Jena

ist. Sie werden mir seine Bekanntschaft danken, und er wird sich der Ihrigen freuen. Es ist der Major von Knebel.“ Um 10 Uhr gingen wir hin.

Herr von Knebel wohnte in dem letzten Hause der südlichen Vorstadt, welches damals einem Herrn von Hellfeld gehörte, später von unserm Großherzoge Karl August gekauft, und jetzt meinem lieben Collegen Döbereiner eingeräumt worden ist. Dieses Haus hat eine ungemein schöne Aussicht. Man übersieht das anmuthige Saalthal aus demselben weithin, den Fluß auf und ab. Man erblickt die ganze Reihe der Berge, die sich, alle eigenthümlich, zum Theil schön gestaltet, zum Theil mit alten Burg-Ruinen geziert, auf dem rechten Ufer der Saale erheben, und ihre Bildung, als wüßten sie, daß sie Nichts zu verstecken nöthig haben, von Bäumen und Gesträuch unbedeckt, aber bunt und mannichfaltig von der Natur und des Menschen Fleiß, nackt und bloß dem Auge darbieten. Die herrliche Leuchtenburg schließt im Süden. Ich war noch nie in Jena gewesen. Wir waren am vorigen Abend durch das öde Mühlthal in die Stadt gefahren, und hatten die gegenüber liegenden Berge kaum gesehen. Die Stadt Jena selbst hatte mir bei einer Morgenwanderung, den Markt ausgenommen, nicht eben besonders gefallen. Um so mehr ward ich überrascht und entzückt, als Hufeland mich in einem großen Saale, durch welchen man zu dem Zimmer des Herrn von Knebel gelangte, an die Fenster führte, die Hand nach den Bergen hin mit den Worten ausstreckte: „da haben Sie Jena's Schönheiten.“ Bald aber unterbrach Herr von Knebel unser Anschauen und meine freudige Bewunderung. Er mochte unser Eintreten und unser

Schwatzen gehört haben; deßwegen öffnete er die Thür, schauete sich um und trat in den Saal.

Auch Knebel's Erscheinung machte auf mich einen sehr angenehmen Eindruck. Er hatte das Ansehen eines alten Weisen, und im Besondern erinnerte er mich an Sokrates. Ein schwarzes Käppchen nahm er grüßend ab und zeigte einen wohlgeformten Kopf, auf welchem das Haar, obwohl er erst 62 Jahre alt war, schon dünn und grau geworden. Die hohe Stirn war sehr interessant; Augen und Nase keineswegs schön, der Mund dagegen ungemein lieblich und sein Lächeln sehr anmuthig. Aber der derbe Hals zeugte von Stärke, Kraft, Dauer. Und dieser Hals stand über einer breiten hochgewölbten Brust, die er uns offen entgegen trug. Denn er war mit einer Art von Talar bekleidet, der bis auf die Füße hinab hing, mit einem runden Kragen, über welchen das Hemd geschlagen war, ohne Weste. Durch diesen Talar, der um die Hüften zugeknüpft war, wurde seine Gestalt erhöhet, und der untere Theil des Körpers, Schenkel und Beine, welche, wie ich später bemerkte, weniger kräftig gebauet waren, als der obere Theil, wurde bedeckt. Knebel und Hufeland begrüßten sich auf das Freundschaftlichste und schienen Beide über das Wiedersehen eine gleich herzliche Freude zu haben. Und auch mich empfing Herr von Knebel, als Hufeland meinen Namen genannt und einige empfehlende Worte über mich gesagt hatte, auf eine sehr wohlwollende Weise. „Ich kenne Sie schon,“ sagte er, „und habe schon mit der Herzogin Amalie über Sie correspondirt. Seien Sie willkommen; ich hoffe, wir werden Freunde sein.“

Als wir hierauf in Knebel's Wohnzimmer eingetreten waren,

sagte dieser zu Hufeland: „Wahrlich, ich freue mich sehr, Sie gesund und wohl wieder zu sehen; aber doppelt erfreulich ist mir Ihr Besuch gerade am heutigen Tage. Gestern Abends spät ist Goethe aus dem Karlsbade angekommen, und hoffentlich mit frischen Kräften und heiterem Geiste. Vor einer Viertelstunde habe ich ein Billet von ihm erhalten, in welchem er mir ankündigt, daß er diesen Abend bei uns essen will. Ich habe so eben meine Frau avertirt. Wollen Sie mir die Ehre erweisen, Theil zu nehmen, so soll es mich sehr freuen; ich werde meine Frau veranlassen, zu leisten, was Haus und Stadt vermögen, und ich hoffe, wir wollen recht vergnügt sein.“ Hufeland nahm die Einladung gern an. „Und Sie, mein junger Freund,“ setzte Knebel gegen mich gewendet hinzu, „werden meine Bitte doch auch nicht zurück weisen; es wird Sie, denke ich, freuen, Goethe'n bekannt zu werden und kennen zu lernen.“ „Ja, Den da,“ rief Hufeland, „machen Sie glückselig durch Ihre Einladung; glauben Sie mir das.“ Und ich gestehe gern, daß ich auf das Höchste erfreuet war. Und nun wurde Mancherlei geschwatzt, gefragt und erzählt, gescherzt und gelacht, und auch schmerzliche Erinnerungen wurden aufgerufen. Ich machte den stummen, aber aufmerksamen Zuhörer, und folgte mit Vergnügen dem Gespräche der klugen Männer, durch welches ich sogleich mit manchen Verhältnissen, Weimarischen wie Jenaischen, bekannt wurde. Nur zuweilen nahm ich thätigen Antheil, wenn etwa Hufeland mich mit den Worten: „das wird Luden genauer wissen,“ aufforderte. Wir blieben bis gegen 1 Uhr. Als wir Abschied nehmen wollten, hielt Herr von Knebel uns zurück: „Noch einen Augenblick; ich muß Ihnen ein gar schönes neues

Gedicht vorlesen, das Goethe mir heute Morgen zugeschickt hat, und das noch Niemand kennt.“ Es war eins von den kleinen Liedern; ich kann mich nicht besinnen, welches; Knebel aber las dasselbe mit einer reinen, vollen, klangreichen Stimme so vortrefflich, wie ich kaum jemals lesen gehört hatte.

Voll von der Erinnerung an den Morgen dieses Tages, voll von der Erwartung des Abends, eilte ich nach Tische ins Freie hinaus, an die Saale im Paradiese, über die Brücke, auf die Berge, nach dem Fuchsthurm. Ich war sehr glücklich und gedachte mit den schönsten Hoffnungen der Tage, die mir in der großen Stadt Weimar-Jena bevorstanden. Ich bemerkte nicht, wie weit ich mich entfernte, und wie die Stunden verschwanden. Als ich mich endlich besann, lief ich so schnell als möglich nach der Stadt zurück, vermochte aber die Sonne erst nach 8 Uhr zu erreichen. Hufeland war schon zum Herrn von Knebel gegangen, und hatte dem Kellner aufgetragen, mir zu sagen, daß ich mich beeilen möchte. Ich wechselte schnell mein Kleid, ging nicht ohne einige Beklommenheit rasch fort, und mochte etwa um halb 9 Uhr im Knebelschen Hause eintreffen. An der Treppe kam mir die Frau von Knebel entgegen, eine sehr hübsche und äußerst lebhafte Dame. „Aber, Herr Professor,“ sagte sie nach der ersten Begrüßung, „Sie haben lange auf sich warten lassen. Drinnen ist eine große Verstimmung. Der geheime Rath ist sehr eigen; er will auf Niemand warten, sondern verlangt, daß alle Welt auf ihn warten soll. Es hat nicht viel gefehlt, so wäre er wieder fortgegangen.“ — „Sie erschrecken mich, gnädige Frau,“ antwortete ich. „Es thut mir um so mehr Leid, da Se. Excellenz Recht hat. Indeß hoffe ich,

Verzeihung zu erhalten. Sollte aber meine Entschuldigung nicht ausreichen, so hoffe ich, Sie werden mir beistehen, und einer schönen Frau wird es ja leicht gelingen, auch die Verdrießlichkeit einer Excellenz in Heiterkeit umzuwandeln." — Frau von Knebel führte mich in das Zimmer: „Hier ist der Zauderer," sagte sie. In dem Zimmer befanden sich, außer den Herren von Knebel und Hufeland, nur Goethe und Riemer, der Goethe zu begleiten pflegte. Alle standen schweigsam da; kein Gesicht zeigte sich freundlich. Hufeland sah gutmüthig vor sich hin, Riemer gleichgültig, Knebel verlegen, Goethe verdrießlich. Knebel, gegen Goethe gewendet, wies mit der Hand nach mir her: „Herr Professor Luden." Goethe machte eine kleine, verstümmelte Bewegung, in welcher kaum der Anfang zu einer Verbeugung zu erkennen war, ohne ein Wort zu sagen. Das war die ganze Vorstellung; und vielleicht war sie die beste: denn nun brauchte ich auch Nichts zu sagen und hatte doch Zeit gehabt, mir den Heros anzusehen. Ich wandte mich daher sogleich an den Herrn von Knebel: „Frau von Knebel hat mir so eben gesagt, daß auf mich gewartet worden ist. Das thut mir unendlich Leid; aber ich glaube, Absolution von meiner Sünde zu verdienen, auch ohne Buße. Eine Stunde war mir nicht bestimmt, und als Neuling bin ich natürlich unbekannt mit der Weise der Götter in diesem Lande. Was ich diesen Morgen aus diesen Fenstern gesehen hatte, das übte auf mich eine unwiderstehliche Anziehungskraft. Ich mußte die Herrlichkeiten, den Fluß, die Berge, Alles soweit als möglich in der Nähe sehen. Also bin ich hinaus gelaufen, habe die Fluren durchstreift und mehre Berge bestiegen; und in meiner Begeisterung habe ich nicht

an die Zeit gedacht und ganz vergessen, daß der Rückweg so lang zu sein pflegt, als der Anmarsch. So habe ich mich, in aller Unschuld, verspätet." Während ich diese Worte sprach, ließ Goethe ein Paar Male ein beifälliges Hm! Hm! vernehmen, und Knebel warf sein gewöhnliches Jo, jo! Jo, jo! hinein. Endlich sagte Goethe: „Die Entschuldigung des Herrn Professors ist ausreichend; wir wollen ihm vollkommene Absolution ertheilen, unter der Bedingung, daß er künftig, da er nunmehr mit der Weise der Götter in diesem Lande bekannt geworden ist, pünktlicher sei." Ich sprach sogleich das Gelübde aus. „So ist," rief Frau von Knebel, „mein Beistand, den ich dem Herrn Professor zugesagt habe, wohl gar nicht nöthig?" — „Gar nicht, schöne Frau," antwortete Goethe. „Aber wir müssen die Zeit wieder einbringen; darum geben Sie uns nur bald zu essen und zu trinken."

Fünf Minuten nachher saßen wir um einen runden Tisch. Wir aßen gut und tranken noch besser. Auch schienen Alle einen vortrefflichen Appetit zu haben und einen anständigen Durst. Anfangs wurde hin und her geplaudert, in gewöhnlicher Weise. Kaum aber mochte eine Viertelstunde verlaufen sein, so hatte Goethe es übernommen, die Gesellschaft zu unterhalten. Und er unterhielt sie auf eine bewunderungswürdige Weise. Er erzählte Anekdoten und Abenteuer von seinen Reisen, im Besondern von seinem letzten Aufenthalte im Karlsbade, charakterisirte die Menschen auf das Lebendigste, warf mit Scherzen und Witzworten um sich, und schien aus seinem unermeßlichen Vorrathe um so freigebiger und lieber mitzutheilen, je aufmerksamer wir sämmtlich auf seine Worte waren und je dankbarer für seine Mittheilungen.

Die Gesellschaft wurde ungemein lebendig und brach zuweilen in ein schallendes Lachen aus, nur dem Lachen der unsterblichen Götter vergleichbar. An diesem Lachen nahm Goethe selbst nur mäßigen Antheil, schien aber mit großer Lust in dasselbe hinein zu schauen und nur den Wunsch zu haben, es nicht ausgehen zu lassen. Im Allgemeinen hatte er das Wort ganz allein; nur Herr von Knebel ließ sich sein Hausrecht nicht nehmen, brach hier und dort ein, und gab damit Veranlassung zu neuen Witzen und Anekdoten. Wir Übrigen machten Alles mit Lachen gut. Zuweilen jedoch richtete Goethe auch wohl eine Frage an Diesen oder Jenen, und im Besonderen wiederholt an mich, sei es, daß er seine erste Unfreundlichkeit noch mehr gut machen, sei es, daß er mir, dem Ankömmling, wie man zu sagen pflegt, auf den Zahn fühlen wollte. Und in der Stimmung, in welcher ich war, blieb ich eben keine Antwort schuldig. Ein Paar Male sang auch Frau von Knebel ein Goethe'sches Lied, nach Zelter's Composition, sehr schön. Sie wurde zuerst durch Hufeland ersucht, der, wie er versicherte, eine wahre Sehnsucht hatte, die herrliche Stimme dieser Frau einmal wieder zu hören; alsdann wünschte Goethe selbst, daß sie noch ein Mal singen möchte. Er fühlte wohl, wie Hufeland, daß der ganzen Gesellschaft eine Erholung Bedürfniß sei. Und Frau von Knebel erfüllte bereitwillig die ausgesprochenen Wünsche, ohne alle Ziererei. Nach den Gesängen aber ging es von Neuem weiter in der alten Weise.

Mehr als eine Anekdote, die von Goethe erzählt ward, ist mir noch im Gedächtniß. Aber sie zu erzählen, wage ich nicht. Jedes Falles würde das Anmuthigste und Pikanteste fehlen: Goe-

the's Augen, Stimme und Geberdenspiel; denn er erzählte nicht bloß, sondern er stellte Alles mimisch dar. Besonders kam er wiederholt auf zwei alte Gräfinnen, mit welchen er in Verkehr gebracht worden war. Sie hätten einen unermeßlichen Umfang gehabt, und deßwegen eine bewunderungswürdige Unbeweglichkeit gezeigt, sobald sie ein Mal Platz genommen. Dabei hätten sie eine große Geläufigkeit der Zunge behalten und ein endloses Geschwätz geführt. Ihre Stimme sei jungfräulich gewesen, sei aber oft, wenn sie lebhaft geworden, oder das Gefühl ihrer Würde an den Tag zu legen für nöthig gehalten, bald in ein artiges Krähen, bald in ein girrendes Zwitschern übergegangen. „Mir selbst,“ sagte Goethe, „waren die wunderlichen Kugelgestalten dieser Damen am Merkwürdigsten. Ich konnte nicht begreifen, wie es einem Menschen, Mann oder Weib, gelingen könne, es zu einer solchen Masse zu bringen; auch hätte ich die Dehnbarkeit der menschlichen Haut nicht für so gränzenlos gehalten. Sobald ich aber die Ehre erhielt, ein Mal mit den edlen Damen zu speisen, wurde mir Alles klar. Wir Andern wissen doch wahrlich auch, was essen und trinken heißt, und ich denke, wir geben unserer vortrefflichen Wirthin einen schlagenden Beweis; aber ein solches Essen — vom Trinken sage ich Nichts — überstieg doch meine Vorstellungen. Jede der beiden Damen nahm z. B. sechs harte Eier zum Spinat, schnitt jedes Ei in der Mitte durch, und warf nun das halbe Ei mit eben so großer Leichtigkeit hinunter, wie der Strauß ein halbes Hufeisen.“ Übrigens theilte Goethe noch einzelne Bemerkungen der edlen Damen mit über die Wirkungen des Karlsbader Sprudels auf ihren Körper, über die Zeitläufe und

über die Gesellschaften, und einzelne Urtheile über Schriftsteller und Kunstwerke, die prächtig waren, naiv, drollig, barock, toll. Und ernsthaft setzte er alsdann hinzu: es sei viel Wahres in diesen Bemerkungen und Urtheilen, und er habe Manches von den Damen gelernt.

Noch eine Anekdote mag mitgetheilt werden, weil sie uns ungemein ergötzte durch die Weise, in welcher sie erzählt wurde. Ich will sie mit Goethe's Worten wieder geben; die Weise muß freilich ein Jeder hinzu denken.

„In meiner Art auf und ab wandelnd, war ich seit einigen Tagen an einem alten Manne von etwa 78 bis 80 Jahren häufig vorübergegangen, der, auf sein Rohr mit einem goldenen Knopfe gestützt, dieselbe Straße zog, kommend und gehend. Ich erfuhr, es sei ein vormaliger hochverdienter österreichischer General aus einem alten, sehr vornehmen Geschlechte. Einige Male hatte ich bemerkt, daß der Alte mich scharf anblickte, auch wohl, wenn ich vorüber war, stehen blieb und mir nachschauete. Indeß war mir das nicht auffallend, weil mir dergleichen wohl schon begegnet ist. Nun aber trat ich ein Mal auf einem Spaziergang etwas zur Seite, um, ich weiß nicht was, genauer anzusehen. Da kam der Alte freundlich auf mich zu, entblößte das Haupt ein wenig, was ich natürlich anständig erwiderte, und redete mich folgender Maßen an: „Nicht wahr, Sie nennen sich Herr Goethe?" — Schon recht. — „Aus Weimar?" — Schon recht. — „Nicht wahr, Sie haben Bücher geschrieben?" — O ja. — „Und Verse gemacht?" — Auch. — „Es soll schön sein." — Hm! — „Haben Sie denn viel geschrieben?" — Hm! es mag so ange-

hen. — „Ist das Versemachen schwer?“ — So, so. — „Es kommt wohl halter auf die Laune an, und ob man gut gegessen und getrunken hat, nicht wahr?“ — Es ist mir fast so vorgekommen. — „Na, schauen's, da sollten Sie nicht in Weimar sitzen bleiben, sondern halter nach Wien kommen.“ — Hab' auch schon daran gedacht. — „Na, schauen's, in Wien ist's gut; es wird gut gegessen und getrunken.“ — Hm! — „Und man hält was auf solche Leute, die Verse machen können.“ — Hm! — „Ja, dergleichen Leute finden wohl gar — wenn's sich gut halten, schaun's, und zu leben wissen — in den ersten und vornehmsten Häusern Aufnahme.“ — Hm! — „Kommen's nur; melden's sich bei mir; ich habe Bekanntschaft, Verwandtschaft, Einfluß; schreiben's nur: Goethe aus Weimar, bekannt von Karlsbad her. Das Letzte ist nothwendig zu meiner Erinnerung, weil ich halter viel im Kopf habe.“ — Werde nicht verfehlen. — „Aber sagen's mir doch, was haben's denn geschrieben?“ — Mancherlei, von Adam bis Napoleon, vom Ararat bis zum Blocksberg, von der Ceder bis zum Brombeerstrauch. — „Es soll halter berühmt sein.“ — Hm! leidlich. — „Schade, daß ich Nichts von Ihnen gelesen und auch früher Nichts von Ihnen gehört habe. Sind schon neue verbesserte Auflagen von Ihren Schriften erschienen?“ — O ja, wohl auch. — „Und es werden wohl noch mehr erscheinen?“ — Das wollen wir hoffen. — „Ja, schauen's, da kauf' ich Ihre Werke nicht. Ich kaufe halter nur Ausgaben der letzten Hand; sonst hat man immer den Ärger, ein schlechtes Buch zu besitzen, oder man muß dasselbe Buch zum zweiten Male kaufen. Darum warte ich, um sicher zu gehen, immer den Tod

der Autoren ab, ehe ich ihre Werke kaufe. Das ist Grundsatz bei mir, und von diesem Grundsatz kann ich halter auch bei Ihnen nicht abgehen." — Hm!" —

Die Sitzung dauerte bis gegen 1 Uhr. Etwa in der letzten halben Stunde wurde die Unterhaltung matter, ja flau. Endlich sah Goethe nach der Uhr. Wir erhoben uns. Goethe sagte alsdann noch jedem Einzelnen einige verbindliche Worte. Zu mir sagte er: „Es freuet mich wirklich, Herr Professor, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben. Ich hoffe, das wird weiter führen. Sie werden gewiß oft nach Weimar kommen; alsdann bitte ich mich zu besuchen. In Jena wird es Ihnen schon gefallen, wenn Sie sich nur erst gewöhnt haben." Nach diesen Worten, welche ich so gut, als ich vermochte, beantwortete, wandte er sich ab und ging ein Paar Schritte weiter, drehete sich aber sogleich wieder um: „Man muß nichts verschieben. Mit einem neuen Freunde muß man doch auch ein ernstes Wort sprechen; und dazu sind wir heute nicht gekommen. Die Nachwirkung des Bades hat uns auf tolle Dinge gebracht, und das ist für Alle recht gesund gewesen. Ich reise aber erst übermorgen nach Weimar, und habe morgen den Morgen frei. Kommen Sie früh zu mir." Er bestimmte 8 Uhr. Hierauf gingen wir vier Gäste zusammen nach der Stadt zurück; aber in tiefem Schweigen. Am Thore trennten wir uns; Goethe und Riemer gingen um den Graben, Hufeland und ich in die Stadt und nach der Sonne. Ich hatte einen sehr glücklichen Tag verlebt, den ersten in Jena; ich schlief vortrefflich; frisch und heiter stand ich am anderen Morgen wieder auf. Es war schon 7 Uhr. Deßwegen zog ich mich eilend an, und um

8 Uhr, ehe der letzte Glockenschlag verhallte, war ich in Goethe's Wohnung.

Goethe empfing mich ungemein heiter und freundlich, lobte meine Pünktlichkeit und erinnerte sich mit Vergnügen an den gestrigen Abend. Alsdann ging er ans Fenster. „Es ist ein schöner Tag," sagte er, „warm bei bedecktem Himmel. Ich denke, wir gehen in den Garten." Wir gingen und wandelten auf und ab, kreuz und quer, und ließen uns auch von Zeit zu Zeit etwas nieder. Er fragte mich zuvörderst über die Städte, in welchen ich mich in den letzten Jahren aufgehalten hatte, über Göttingen und über Berlin. Über Göttingen nicht viel; denn er kannte die Anstalten und Einrichtungen selbst genau; unter den gelehrten Männern schien ihn eigentlich nur Blumenbach zu interessiren, und mit Blumenbach war ich nur sehr wenig bekannt geworden. Mehr über Berlin. Er erkundigte sich nach Menschen und Dingen. Ich vermochte über das Meiste Auskunft zu geben: denn ich war mit den bedeutendsten Männern, die damals in Berlin lebten, das Militair ausgenommen, entweder in Verkehr oder doch in Berührung gewesen. Goethe schien mit meiner Auffassung der Dinge und mit meinen Urtheilen über die Menschen keineswegs unzufrieden zu sein. Er hörte mich ruhig an, ließ zuweilen ein beifälliges Hm! Hm! vernehmen und sprach sich auch wohl zustimmend aus, bald erläuternd, bald bestätigend. Damals hatte ich die Gewohnheit, meine ausgesprochenen Ansichten, Meinungen oder Urtheile mit einem tüchtigen Worte aus dem Faust zu bekräftigen; eine Gewohnheit, der ich nicht gänzlich entsagt habe bis diesen Tag. Ich muß aber bemerken, daß hier nur von dem

alten Faust die Rede ist, von dem Fragmente, das sich noch nicht für eine Tragödie gab. Ob schon im J. 1806 eine Ausgabe mit neuen Zusätzen erschienen war, weiß ich nicht; ich selbst kannte nur den Faust, wie er im 7. Bande von Goethe's Schriften, Leipzig bei Göschen 1790, zu finden ist. Als ich nun einige Male diesen Faust angeführt hatte, sagte Goethe, den bisherigen Gang des Gespräches abbrechend:

„Sie scheinen sehr belesen im Faust. Hat das wunderliche Gedicht auch Sie so stark angezogen?"

Ich glaube, Ew. Excellenz, ich würde den Faust vom Anfange bis zum Ende her recitiren können; nur die tolle Wirthschaft in der Hexenküche dürfte mich in einige Verwirrung bringen.

„Wo und wie haben Sie die Bekanntschaft gemacht? Doch wohl in Berlin; denn in Göttingen bekümmert man sich wohl nicht viel um den tractatum de Fausto."

So arg, Ew. Excellenz, ist die Philisterei denn doch in Göttingen nicht. Und ich habe wirklich in Göttingen viel Interesse für den Faust gefunden. Ich selbst hatte ihn aber schon vor acht Jahren, als ich in Bremen auf der Schule war, gelesen, aber freilich damals nicht mit sehr großer Theilnahme. Ich hatte nämlich als Knabe in meinem Geburtsorte ein Puppenspiel gesehen, der Erzzauberer Dr. Faust genannt. Das Ding mochte schlecht genug sein, ergötzte oder ergriff mich jedoch unbeschreiblich. Bald nachher fiel mir das bekannte Volksbuch, das in Cöln, denke ich, gedruckt ist, in die Hände, und regte meine Phantasie gewaltig an. Als mir daher in Bremen, etwa im J. 1797 oder 1798, der Goethe'sche Faust vor die Augen kam, griff ich mit beiden Händen

zu, fand aber meinen alten Faust nicht wieder. Indeß las ich fleißig in demselben; viele Reime, Kernsprüche enthaltend, blieben mir im Gedächtnisse hängen, und ich warf diesen und jenen häufig in ein Gespräch hinein, oft zu rechter, zuweilen wohl auch zu unrechter Zeit, niemals jedoch verfehlten sie ihre Wirkung auf meine jungen Genossen. Während meines Aufenthaltes in Göttingen, vom J. 1799 an, kamen einige Studirende aus Jena nach dieser Universität. Es waren zum Theil schon reifere Jünglinge. Einige waren Fichte's Zuhörer gewesen; viele hatten Schelling gehört und die Schlegel; auf Alle hatte das damalige philosophische und ästhetische Treiben in Jena eingewirkt, und das Theater in Weimar hatten sie nur so oft versäumt, als der leere Beutel Einsprache that. Mehrere von diesen jungen Männern wurden mir befreundet; unter ihnen ein Dr. Winkelmann.

„Winkelmann?"

Ja, Ew. Excellenz; Winkelmann aus Braunschweig, ein Verwandter des berühmten Winkelmann. Es war eine große, derbe Gestalt. Aber auf dem unbehülflichen Rumpf saß ein sehr schöner Kopf.

„Ich glaube ihn gesehen und auch einige Worte mit ihm gesprochen zu haben."

Er rühmte und freuete sich dieser Ehre. — Da nun mein häufiges Berufen auf den Faust zunächst die Veranlassung zu unserer näheren Bekanntschaft gegeben hatte, so wurde der Faust gar oft der Gegenstand unserer Gespräche, unserer Discussionen und Disputationen.

„Wie so? wie kam es denn unter ihnen zu Disputationen?"

Meine Freunde hatten den Kopf voll von allerlei Ansichten und Ideen, die mir nicht immer recht klar und faßlich waren, sprachen dieselben in Worten aus, die mir oft wunderlich vorkamen, schienen aber doch so viel bei diesen Worten zu denken, daß sie unser Einen halb vornehm, halb mitleidig anblickten, so daß man nicht umhin konnte, ein Mal heraus zu fahren und den Selbstseligen entgegen zu treten.

„Ich kenne Das; aber was brachten sie denn über den Faust vor, diese Philosophen?“

Genau, Ew. Excellenz, wüßte ich Das in der That nicht mehr zu sagen; auch würde ich es vor Ihnen nicht ohne einige Befangenheit aussprechen können.

„Sagen Sie es nur immer ganz unbefangen. Es würde mir doch interessant sein, zu hören, wie von den jungen Leuten die Ideen ihrer Lehrer aufgefaßt werden. Denn diese Ideen waren es doch wohl im Grunde, welche sie sich in ihrem Kopf und auf ihre Weise zurecht gelegt hatten.“

Ohne Zweifel. Es waren aber lauter „hohe Intuitionen.“ Es waren mystische Worte, die aus dem Ungeheuern hervor zu kommen und an das Ungeheuere gerichtet zu sein schienen. Sie verwarfen meine Auffassung des Einzelnen im Faust, welchem ich den Sinn gab, der in den Worten liegt, und behaupteten, man müsse sich zu der Anschauung des Geistes erheben, aus welchem das Einzelne hervorgegangen sei. In der Anschauung dieses Geistes aber erkenne man und müsse man erkennen, daß dieses Fragment, Faust genannt, ein Bruchstück aus einer großen, erhabenen, ja göttlichen Tragödie sei. In dieser Tragödie, wenn sie einst

vollendet erscheine, werde der Geist der ganzen Weltgeschichte dargestellet sein; sie werde ein wahres Abbild des Lebens der Menschheit sein, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft umfassend. In Faust sei die Menschheit idealisirt; er sei der Repräsentant der Menschheit. Bei seinem Auftritt in dem Fragmente habe er sich schon von dem Unendlichen, oder dem Absoluten, nicht nur losgerissen, sondern er sei auch schon von dem Gefühle des Unglückes dieser Losreißung durchdrungen. In ihm sei die Sehnsucht nach der Wiedervereinigung erwacht. Aus dieser Sehnsucht sei sein Durst nach Wissen und Erkennen hervorgegangen; er habe in demselben nach allen Seiten ausgegriffen, und alle Wissenschaften „durchaus mit heißem Bemühn studirt.“ Aber er habe das Unendliche nicht zu erkennen vermocht: denn das Unendliche sei nicht zu erkennen, sondern es müsse angeschauet und gelebt werden. Deßwegen habe er Zweifel gegen all sein Wissen gefaßt, und all sein Erkennen für Nichts geachtet. Er sei in Verzweifelung gerathen, und habe diese Verzweifelung in sinnlichen Genüssen zu betäuben gesucht, ohne jemals das Streben nach dem Unendlichen aufzugeben. So sei er verirrt, so zu Schlechtigkeiten und Verbrechen gekommen, zu welchen Mephistopheles, die Personification des bösen Princips, ihm gerathen, ihn verleitet und unterstützt habe. Auf diesem Wege der Verirrung, den übrigens Faust stets richtig erkenne, wandele derselbe noch, wo das Fragment abbricht; „er taumele noch von Begierde zu Genuß, und verschmachte noch im Genuß vor Begierde.“ Aber schon ekele ihm „vor dem Gefährten, obgleich er denselben nicht mehr entbehren könne.“ Aber er sei schon zu dem Gefühle gekommen, daß dieser Gefährte „ihn kalt

und frech vor ihm selbst erniedrige.“ Das sei ein Beweis, daß er bald zurück kehren werde zu der Wahrheit, zu dem Unendlichen, und daß er alsdann dieses Unendliche nicht mehr zu erkennen suchen, sondern daß er es anschauen, daß er es leben, und durch dieses Leben des Unendlichen oder im Unendlichen selig sein werde. Das sei der Gang der Menschheit, das der Geist der Weltgeschichte. — In diesen oder ähnlichen Worten, welche mir ungefähr dasselbe zu bedeuten schienen, theilten meine Freunde ihre Jenaische Weisheit mit; und dieselben Phrasen habe ich später auch in Berlin häufig genug anhören müssen.

„Haben Sie Schlegel's Vorlesungen beigewohnt?“

Nein, Ew. Excellenz. Ich habe nur ein Paar Male hospitirt. Überhaupt bin ich in Berlin nur Fichte's Zuhörer gewesen, und auch nur in den wissenschaftlichen Vorträgen, nicht in den populären.

„Sie scheinen also nicht viel auf Schlegel zu halten, oder sind wohl selbst ein Gegner?“

Keinesweges. Ich verehre Schlegel's Verdienste um die teutsche Literatur auf das Höchste, und bin ihm selbst große Dankbarkeit schuldig; denn ich habe Manches von ihm gelernt und bin, was ich noch höher anschlage, oftmals mächtig durch ihn angeregt worden zum Lernen und Denken. Seinen Vorträgen aber konnte ich nicht wohl beiwohnen, weil sie für die Ordnung meiner Zeit unbequem fielen. Auch bedurfte ich des Zuhörens kaum; denn mein Freund Kohlrausch schrieb fleißig und verständig nach und erstattete mir immer getreulich Bericht zu gegenseitiger Besprechung. Und endlich muß ich auch gestehen, daß ich lieber las, was Schlegel ge-

schrieben hatte, als anhörte, was er sagte. Seine Persönlichkeit hatte für mich etwas Störendes. Übrigens habe ich bei den Worten, daß ich in Berlin dieselben Phrasen hätte anhören müssen, die ich in Göttingen angehört hatte, durchaus nicht an Schlegel gedacht.

„Aber Sie haben nicht bloß angehört, sondern Sie haben disputirt."

Nur in Göttingen mit meinen jungen Freunden. In Berlin habe ich die Redensarten nur angehört, habe zugestimmt und zuweilen etwa gelacht.

„Gelacht?"

Versteht sich, in mich hinein.

„Aber eben damit haben Sie stillschweigend das Disputiren fortgesetzt. Sie sind nicht zu der Meinung Ihrer Gegner übergegangen, sondern in der Opposition geblieben. Sie haben Ihre Argumente also fortwährend für stark genug gehalten, um die Gegner aus dem Felde zu schlagen. Darf man denn die Gründe nicht kennen, mit welchen Sie gestritten haben?"

In der That, Ew. Excellenz, würde ich kaum im Stande sein, vor Ihnen diese Gründe auszusprechen. Sie waren gar verschieden, heute andere, als gestern, wie der Augenblick sie eingab. Auch waren sie von sehr verschiedener Art.

„Es würde mich doch interessiren, sie kennen zu lernen, wenigstens in der Hauptsache. Auch scheint mir billig, da Sie so gütig gewesen sind, die Meinungen des einen Theiles mitzutheilen, die entgegenstehenden Meinungen auszusprechen. Und thun Sie Das nur mit völliger Unbefangenheit; vergessen Sie, daß der Dichter des Faust mit Ihnen spricht."

Meine Freunde aus Jena waren natürlich sämmtlich große Philosophen. Ich war im ersten Jahre meines Universitätslebens nicht eben zum Studium der Philosophie angeregt; denn die Lehrer in Göttingen, Buhle und Bouterwek, verstanden es, bei aller Gelehrsamkeit, keinesweges, für dasselbe zu begeistern. Jene Freunde nöthigten mich zu diesem Studium, und ich stürzte mich hinein mit dem feurigsten Eifer. Ich studirte die Schriften von Kant und Fichte, auch Alles, was von Schelling und Hegel ausging; und las Alles, was die Schlegel schrieben und Diejenigen, die auf deren Seite standen, wie z. B. die Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders und vieles Andere. Aber zugleich pflegte ich meine alte Liebe für die Geschichte, und Thibaut hatte mich durch seinen anmuthigen Vortrag für die Mathematik gewonnen. So kam es denn, daß ich durch die Intuitionen nicht geblendet wurde, daß ich verlangte, ein Begriff müsse bei dem Worte sein, daß ich Worte verwarf, welche sich einstellten, wenn Begriffe fehlten, wie trefflich sich auch mit denselben streiten ließ. Wir disputirten über alle Gegenstände der Philosophie, zuweilen ich allein gegen Mehrere, zuweilen unterstützt von göttingischen Freunden, besonders von einem herrlichen Jüngling Ebers aus Hannover, einem tüchtigen Philologen, Wolf's Schüler, mit welchem ich den Plato las. Unser Streit wurde zuweilen so heftig, daß wir die Freundschaft aufkündigten und grimmig aus einander liefen; aber am folgenden oder am dritten Tage suchten wir uns wieder auf und wandelten mit einander auf der alten Bahn, als wäre Nichts vorgefallen. Bei diesen Disputationen kamen wir denn auch oft auf den Faust zurück, und ich holte bald dieses, bald

jenes Geschütz aus meinem Arsenal hervor, um den Bau meiner Freunde zu beschießen.

„Das ist recht hübsch. Ich hätte kaum geglaubt, daß man es in dieser Weise in Göttingen getrieben habe. Ihre übrigen Disputationen würden uns zuweit führen; was Sie aber gegen die Ansichten Ihrer Freunde vom Faust vorgebracht haben, wäre ich wohl begierig, der Hauptsache nach, zu erfahren. Gelang es Ihnen, den Feind mit Ihrem Geschütz aus dem Felde zu treiben?"

Nein, Ew. Excellenz; aber ich habe ihn doch zuweilen in seinem Lager stark beunruhigt. Mehr war nicht zu gewinnen. Denn, wer Recht behalten will und hat nur eine Zunge, behält's gewiß. Man verwarf meine argumenta ad hominem, und wandte sich mit der Behauptung hinweg, ich stecke noch in der Sphäre des gemeinen Menschen-Verstandes, und man könne nur mit Dem ordentlich disputiren, der sich zu der Höhe der wahren Philosophie erhoben habe. Das mußte ich mir denn wohl gefallen lassen und abwarten, ob der Streit wieder anfangen würde. Gewöhnlich dauerte es nicht lange.

„Nun, so fahren Sie doch eine oder die andere Ihrer Batterien vor, damit man ihre Stärke und Tragweite erkenne."

Wenn Ew. Excellenz es wollen, so gehorche ich dem wiederholten Befehl; ich muß aber um Nachsicht und zu erwägen bitten, daß ich Student war. Auch können natürlich nur ein Paar Beispiele gegeben werden.

„Ganz Recht, ganz Recht. Geben Sie nur."

Meine Freunde hatten, wie gesagt, behauptet: der Faust sei oder werde sein eine divina tragoedia, in welcher der Geist der

ganzen Weltgeschichte dargestellt, in welcher das ganze Leben der Menschheit sei, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft umfassend. Dieser Behauptung stellte ich den Begriff der Tragödie entgegen, wie derselbe von alten und neuen Philosophen bestimmt worden, und behauptete alsdann, eine Darstellung der Weltgeschichte könne unmöglich eine Tragödie sein. Allerdings gab ich gern zu, daß der bis jetzt geltende Begriff von Tragödie zu eng sein möge. Wie es früher dramatische Dichtungen einer gewissen Gattung gegeben habe, ehe man den Namen Tragödie gefunden und mit demselben jene Gattung bezeichnet habe: so könnten wohl neue Dichtungen nöthigen, den Begriff der Tragödie zu erweitern. Wie man ihn aber auch fassen möge: so lange es ein Begriff bleibe, eine bestimmte Dichtungsgattung umfassend, so lange dieser Gattung andere Gattungen gegenüber ständen, so lange könne und dürfe die Weltgeschichte nicht als Tragödie bearbeitet werden, und eben so wenig als Komödie oder als Schäferspiel. Denn die Weltgeschichte sei, der Idee nach, Alles, und Tragödien und Komödien seien kleine Theile derselben. Auch scheine mir die Einschränkung, daß es nicht die Weltgeschichte sei, die dargestellt werde, sondern der Geist der Weltgeschichte, oder, wie auch gesagt worden, der Geist der Menschheit, nicht weiter zu führen. Denn leiblich erscheine der Geist der Menschheit doch nicht in dem Fragmente, und werde auch nicht in dem vollendeten Faust leiblich erscheinen können, um in eigener Person zu tragiren. Auch begriffe ich nicht, mit wem der Geist der Menschheit, Falls er in Person erschiene, tragiren sollte; ich begriffe nicht, wen man diesem Geiste gegenüber oder an die Seite stellen könnte. Ich fürch-

tete daher, demselben werde Nichts übrig bleiben, als endlose Monologen zu halten, oder sich einsam in der freien Luft zu ergehen. Und wie denn der Geist der Menschheit, wie er sich in der Weltgeschichte offenbare, gedacht werden könne. Wir sprächen zwar von einer Geschichte der Menschheit, und von einem Geiste der Geschichte der Menschheit und philosophirten über die Menschheit und ihre Geschichte: aber wir bezögen diese Ausdrücke doch nur auf die Vergangenheit. Von der Zukunft, die sie auch in die göttliche Tragödie hinein ziehen wollten, gelte noch immer Horazens Wort: futuri temporis exitum caliginosa nocte premit Deus. Die Vergangenheit aber, soweit wir dieselbe geschichtlich zu erkennen vermögen, sei sehr kurz, und doch abstrahirten wir aus ihr allein das Leben der Menschheit, indem wir aus dem eigenen Geiste und den eigenen Gefühlen hinzuthäten, was uns nöthig oder wünschenswerth zu sein scheine. Es wäre nicht nur möglich, sondern sogar wahrscheinlich, und ich glaubte, wir müßten es wünschen, daß unsere Nachkommen nach 10,000 Jahren die Weltgeschichte ganz anders auffaßten, als wir, und in ihr, wenn nicht einen ganz anderen Geist, doch denselben Geist viel klarer, deutlicher und bestimmter erkennen würden; es wäre möglich, daß sie Alles, worin wir es so herrlich weit gebracht zu haben glaubten, nur als Anfänge, als kindische Versuche betrachteten und all unsere Weisheit als knabenhafte Thorheit.

„Hm! Hm!" — (dem Laute nach halb beifällig und halb zweifelnd.) —

Eben deßwegen hielte ich nicht für denkbar, daß irgend einem Menschen der ungeheuere Gedanke in den Kopf kommen könne,

das Leben der Menschheit, wenn nicht für das Theater, doch jedes Falles in dramatischer Weise, zu bearbeiten; und am Wenigsten könnte ich mir Dieses von dem Dichter des Faust vorstellen, in dessen übrigen Schöpfungen, z. B. in meinen Lieblings-Gedichten, der Iphigenia und dem Torquato Tasso, Alles so hell und lauter erscheine, so wahr, menschlich und schön, so scharf und gerundet.

Dieses letzte Argument ward aber auf eine Weise schnöde verworfen, welche ich, da ich ein Mal in das Schwatzen hinein gekommen bin, nicht unberührt lassen möchte, weil sie am Besten zeigen kann, wie es in den Köpfen einiger meiner Freunde aussah.

„Nun, ich bin begierig.“

Meine Freunde gaben zu, daß der Dichter des Faust den Gedanken gar nicht gehabt haben möge, ja vielleicht einen ganz anderen, aber sie behaupteten, daß er diesen Gedanken dennoch gegen sein Wissen und seinen Willen dem Gedichte zum Grunde gelegt und die ganze Dichtung mit demselben durchdrungen habe. Sie sahen nämlich die dichtende Kraft oder den Dichtergeist als eine unabhängige, freiwirkende Gewalt an, welche den Menschen, den man den Dichter zu nennen pflegt, nöthige zu dichten und so zu dichten, wie er eben dichtet. Sie nahmen an, die Dichtung dringe aus dem s. g. Dichter hervor, wie etwa der Quell aus dem Felsen. Wie alte Theologen sich die Inspiration dachten, als habe der heilige Geist den heiligen Schriftstellern die Hand geführt, damit sie eben schreiben mußten, was sie geschrieben haben, kein Jota zu viel und kein Jota zu wenig: so dachten sie sich den Dichtergeist wie eine mystische Macht, die den Menschen, in welchem sie wohnt oder welchen sie erfaßt, nur als Werkzeug gebraucht, um

sich in der Weise vor der Welt zu bewähren, in der sie sich eben bewähren will. Rhythmus, Metrum, Reim, Alles ist nicht Werk des dichtenden Menschen, sondern die Wirkung des dichterischen Geistes, welchem der Mensch nicht zu widerstehen vermöge, er möge sich stellen, wie er wolle.

„So? Ei, das ist ja ganz charmant."

Meine Gegenbemerkungen, z. B., daß zwar Gott, nach einem alten Sprichworte, seine Gaben wunderbar vertheile und seinen Freunden Vieles im Schlafe gebe, daß ich aber doch, wie hoch ich auch den Dichter ehre, nicht umhin könne, nur Einen Geist anzunehmen, der sich zwar im Dichter anders offenbare, als im Bildhauer, im Redner, im Geschichtschreiber, der aber doch immer derselbe bleibe; daß ferner die Dichter gerade bei ihren schönsten Werken tüchtige Vorstudien zu machen gehabt hätten, und namentlich der Dichter des Faust für den Götz, für die Iphigenia, für den Tasso, ja daß sich fast alle Gedichte entweder auf Selbst-Erlebtes oder auf Überliefertes bezögen, und daß das Studium wie das Erleben bei dem Dichter ganz auf dieselbe Weise vorgehe, wie bei anderen Menschen; daß manche Dichter sich Jahre lang mit Entwürfen zu dichterischen Schöpfungen herum getragen, und diese Entwürfe, zuerst ganz im Allgemeinen aufgefaßt, nach und nach schärfer gestaltet, selbst verändert, auch wohl Winke und Belehrung von kritischen Freunden erhalten und befolgt hätten, ehe sie zu der Ausführung geschritten; daß sie auch die Darstellung selbst nicht selten überarbeiteten, um den Stoff zu reinigen und die Form zu verbessern: die verschiedenen Ausgaben gäben Zeugnisse; daß viele Dichter die Musen um Beistand angeflehet, viele über

die Hindernisse geklagt hätten, welche ihnen die Sprache in den Weg lege, und daß es daher offenbar sei, auch der Dichter habe seine Werkstatt und er empfinde bei der Arbeit dieselben Geburtswehen, an welchen andere Sterbliche zu leiden hätten —

„Da haben Sie wohl Recht."

— diese Gegenbemerkungen wurden als unphilosophisch, prosaisch und gemein zurück gewiesen. Und um mich vollends von der Richtigkeit derselben zu überzeugen, wurde z. B. folgende Anekdote erzählt. Ew. Excellenz wären ein Mal in einem lebhaften Gespräche verwickelt gewesen. Sie hätten an einem Tische gesessen, auf welchem Ihr rechter Arm geruht habe. Während des Gespräches hätten Sie eine Bleifeder ergriffen und ein Stück Papier, Beides mechanisch; denn Sie hätten gar nicht hingesehen. Sie hätten angefangen zu zeichnen, die Augen abgewendet und das Gespräch ununterbrochen fortsetzend. Am Ende hätte sich ergeben, daß Sie eine recht schöne Landschaft gezeichnet; und darüber seien Sie höchst verwundert gewesen; denn Sie hätten gar nicht gewußt, daß Sie die Bleifeder in der Hand gehalten, vielweniger, daß Sie gemalt hätten. So habe die dichterische oder die schaffende Kraft in Ihnen sich Ihrer Hand als bloßen Werkzeugs bedient: denn sie habe sich offenbaren müssen, diese Kraft, und habe sich in diesem Augenblicke nicht anders offenbaren können.

„So?"

Ein zweites Beispiel. Meine Freunde behaupteten, Faust sei, oder solle sein, der Repräsentant der Menschheit und Mephistopheles das personificirte Böse. Ich leugnete Beides. Was Faust sein solle, sagte ich, oder was er einst sein werde, wenn die

ganze Tragödie vollendet sei, lasse ich auf sich beruhen. Aber in dem Fragment sei er offenbar nicht Repräsentant der Menschheit, sondern ein Einzelner. Neben ihm erschienen ja auch andere Menschen, wie der ehrliche Wagner, die tapferen Burschen, Frosch, Brander, Siebel und Consorten, die lüsterne Frau Marthe und das wunderliebliche Gretchen, welche sämmtlich doch auch zur Menschheit gehörten und, so zu sagen, einen Theil der Menschheit in sich trügen, wenn auch nur einen sehr kleinen. Wollte man aber den Faust etwa einen Repräsentanten der Menschheit nennen, wie ein Gesandter der Repräsentant eines Reiches oder eines Volkes sei, oder ein Deputirter im englischen Parlamente der Repräsentant einer Grafschaft, einer Stadt, eines Fleckens: so fürchtete ich, es würde ihm nicht möglich sein, seinen Vollmachts-Brief vorzuzeigen. Auch sei es doch sonderbar, daß das Böse, welches sich im Leben der Menschheit finden möge, hier als Person neben dem Repräsentanten der Menschheit, als gehorsamer Diener, herlaufe und dergleichen mehr.

„Alles Dieses läßt sich hören; es sind jedoch nur Negationen, was Sie vorbringen, oder vorgebracht haben, die nicht weiter führen. Indem Sie aber die Ansichten Anderer von dem Faust zu widerlegen suchten und zu diesem Zweck den Faust abermals und abermals lesen mußten, sind Sie ohne Zweifel zu einer eigenen Ansicht von dem wunderlichen Gedicht gekommen, die solchen Gründen, als Sie aufgestellt haben, zu widerstehen im Stande ist. Wollen Sie nicht wenigstens zum Schlusse unserer Unterhaltung diese Ansicht, die Sie selbst aus der Lectüre des Faust gewonnen haben, mittheilen?“

In der That, Ew. Excellenz, habe ich wohl Versuche gemacht, die Idee, welche der Dichter darzustellen unternommen habe, aufzufinden, und aus derselben das Einzelne in dem Gedichte zu erklären; es hat auch wohl Augenblicke, vielleicht Stunden und Tage gegeben, in welchen ich an die Richtigkeit dieser Idee geglaubt habe. Aber sie ist mir immer wieder, wie man zu sagen pflegt, unter den Händen zerronnen, und mein Glaube ist verschwunden. Daher, wie ich alles Streiten längst aufgegeben habe, so habe ich auch aller Grübelei entsagt. Ich freue mich Dessen, was wir haben, nehme es, wie es vorliegt, und überlasse Anderen zu ergründen, was vielleicht unergründlich ist.

„Wie ist denn Das möglich?"

Ich lese die einzelnen Scenen, und oft, und mache das Büchlein immer mit neuer Lust wieder auf. Des gelehrten Doctors Selbstpeinigung, die allerdings bei einem Manne von 54 Jahren etwas auffallend ist —

„Warum geben Sie ihm denn grade 54 Jahre?"

Auf und ab. Da Faust sich durch den Hexentrank 30 Jahre vom Leibe schaffen, und doch wohl, weil er nach gewissen Genüssen lüstern ist, nicht als unreifer Bursche erscheinen will, so dächte ich, 54 Jahre wären ungefähr ein angemessenes Alter.

„Nun, ich habe Sie unterbrochen; fahren Sie doch fort."

Des Doctors Selbstpeinigung erregt mein Mitleid und macht mich besorgt für den Mann; seine weisen Lehren gewinnen meinen Beifall, sein Streben nach tieferer Erkenntniß meine Achtung, sein Gebet im Walde greift tief in meine Brust, und sein Gespräch mit Gretchen über Religion spricht lebendig zu meinem

Herzen. Bei allen diesen Vorgängen nehme ich ihn, wie er eben erscheint, und suche weder den eitlen Hans in der Hexenküche, noch den groben Gesellen im Verkehre mit Mephistopheles, oder den arglistigen Verführer der Margaretha mit ihm, in jenen Vorgängen, in Übereinstimmung zu bringen. Und auf dieselbe Weise fasse ich die übrigen Personen, wie sie sich eben geben, jedes ihrer Worte in dem einfachen Sinne nehmend, den sie in der Sprache haben.

„Ja; so mögen denn die Orakelsprüche, Sentimentalitäten, Schelmereien, Spitzbübereien und Schweinereien auch ihr Interesse haben. Aber es ist ein kleinliches, ein zerhacktes Interesse. Ein höheres Interesse hat doch der Faust, die Idee, welche den Dichter beseelt hat, und welche das Einzelne des Gedichtes zum Ganzen verknüpft, für das Einzelne Gesetz ist und dem Einzelnen seine Bedeutung giebt.“

Darüber könnte freilich der Dichter den besten Aufschluß geben.

„Mit diesem Aufschlußgeben wäre die ganze Herrlichkeit des Dichters dahin. Der Dichter soll doch nicht sein eigener Erklärer sein und seine Dichtung in alltägliche Prosa fein zerlegen; damit würde er aufhören Dichter zu sein. Der Dichter stellt seine Schöpfung in die Welt hinaus; es ist die Sache des Lesers, des Ästhetikers, des Kritikers, zu untersuchen, was er mit seiner Schöpfung gewollt hat.“

Ich gebe dieses Alles sehr gern zu, Ew. Excellenz; aber mir scheint doch auch, daß es dem Leser oder Kritiker unmöglich sein werde, die Idee der ganzen Schöpfung anders, als aus der ganzen Schöpfung zu gewinnen.

„Aber wir erkennen doch im Torso den Herkules."

In tantum, Ew. Excellenz. Wir erkennen in dem schön bearbeiteten colossalen Block, den ich leider nicht gesehen habe, daß derselbe der Rumpf einer colossalen Statue gewesen sein müsse, und wir sind, so zu sagen, stillschweigend übereingekommen, in dieser Statue den Herkules zu sehen, weil wir sie sonst nicht unterzubringen wissen. Wenn aber irgend ein Zauberer die Statue wieder herstellte und ihr den Torso ohne Fuge und Naht einverleibte: so würde sich doch vielleicht zeigen, daß selbst Winkelmann sich geirrt habe, und daß der Torso nicht einem sitzenden Herkules, den Kopf auf die Hand gestützt und das Auge zum Himmel gerichtet, angehöret habe. Ich sage, das wäre möglich.

„Soll ich etwa an Statt des Torso die Löwenklaue nennen?"

Wenn uns eine abgeschnittene Klaue dargeboten würde, also ein Fragment eines Löwen, so würden wir gewiß erkennen, daß es eine Löwenklaue sei, aber ich fürchte, den Löwen, von welchem sie abgeschnitten ist, würden wir nimmermehr erkennen. Und wenn das Geschlecht der Löwen ausgestorben wäre, und die abgeschnittene Klaue würde einem großen Kenner der Natur vor die Augen gelegt, so würde er gewiß sogleich behaupten, es sei die Tatze eines großen und starken Thieres, etwa aus dem Katzengeschlechte; ob er aber aus dieser Tatze den Löwen, wie er leibt und lebt, zu construiren im Stande sein würde, scheint mir weniger gewiß. So halte ich für unmöglich, daß Jemand den Faust zu lesen vermöchte, ohne den großen und gewaltigen Dichtergeist zu erkennen, der, ich möchte sagen, in jeder Zeile wehet und wirkt, einen Dichtergeist, der das Heiligste durchdrungen und das

Gemeinste ins Auge gefaßt hat, ohne von demselben besudelt oder nur berührt zu werden. Aber für unmöglich halte ich, aus dem Fragment einen ganzen Faust zu construiren, oder in dem Fragment eine Idee aufzufinden, aus welcher die vorliegenden Scenen eben sowohl erklärt werden könnten, als was noch an einem Ganzen fehlen mag.

„Und dennoch hat man allgemein einen Mittelpunkt gesucht, aus welchem heraus das Einzelne, sich gegenseitig ergänzend, erwachsen sei und ferner erwachsen könnte. Und große Gelehrte und geistreiche Männer haben es nicht für zu gering gehalten, sich nach diesem Mittelpunkt umzusehen."

Das zeugt jedes Falles für das allgemeine Bedürfniß eines solchen Mittelpunktes.

„Was hat denn aber dieses Bedürfniß erzeugt? Doch ohne Zweifel das Fragment selbst. Das Einzelne, das Ihnen zu genügen scheint, hat Andere nicht befriedigt, und doch haben sie das Büchlein nicht hinweg geworfen, sondern sie haben es festgehalten, oder es von Neuem und abermals wieder in die Hand genommen. Es muß also doch Etwas in dem Büchlein sein und durch das Büchlein hindurch gehen, das auf den Mittelpunkt hinweist, auf die Idee, die in Allem und Jedem hervortritt."

Ich habe nicht gerade gesagt, Ew. Excellenz, wenigstens hätte ich nicht sagen sollen, daß mir das Einzelne genüge, sondern ich habe nur sagen wollen, daß ich mich des Vorhandenen freue, und daß ich das tiefere Forschen darum aufgegeben habe, weil meine Versuche mißlungen wären, und weil mir auch die Versuche Anderer mißlungen zu sein schienen. Und dann gestehe ich auch, daß

die beständige Erneuerung dieser Versuche, den Mittelpunkt oder die Grund-Idee des Faust aufzufinden, nicht gerade so zu erklären sein dürfte, wie Ew. Excellenz sie zu erklären geruhet haben.

„Wie wollten Sie dieselbe denn anders erklären, als aus der poetischen Richtung des Einzelnen, welche auf einen nothwendigen Zusammenhang, also auf einen Mittelpunkt, auf eine Grund-Idee hinweist überall?"

Das könnte vielleicht auf mehr als eine Weise geschehen. Wenn aber Ew. Excellenz mir verstatten wollen, nur Eins anzuführen, das mitgewirkt haben könnte zu diesem allgemeinen Eifer in der Erklärung des Faust, so möchte ich mir fast erlauben, mit Worten aus dem Faust zu sprechen, wenn es auch Hexen- und Teufelsworte sind:

Aus Eins mach' Zehn,
Und Zwei laß gehn,
Und Drei mach' gleich,
So bist du reich.
Und Neun ist Eins,
Und Zehn ist keins.

„Wie gehört dieses Hexen-Einmal-Eins hierher? Was wollen Sie damit sagen?"

Mit anderen Worten:

— ein vollkommner Widerspruch
Bleibt gleich geheimnißvoll für Kluge wie für Thoren.

Und je geheimnißvoller der Widerspruch ist und je rascher sich ein Widerspruch an den anderen drängt, als sollten sie sich gegenseitig, wie ergänzen, so erklären oder auflösen, desto stärker und allge-

meiner, denke ich, muß das Verlangen werden, wenn der gemeine Ausdruck verstattet ist, dahinter zu kommen.

„Im Allgemeinen möchte in dieser Bemerkung immer einige Wahrheit sein. Auf den besonderen Fall aber angewandt, scheinen Sie die große Theilnahme, welche der Faust gefunden hat, nicht dem Werke selbst, nicht der Macht der Poesie zuzuschreiben, sondern einem mystischen Etwas, das hinter dem Faust liegt; die Leser werden nicht angezogen durch Das, was ihnen dargeboten ist, sondern durch Etwas, was sie zu suchen veranlaßt werden, und was sie niemals zu finden vermögen."

So ist es nicht gemeint, Ew. Excellenz. Ich habe ja von mir selbst gesagt, daß ich mich des Gegebenen herzlich erfreue, und ich hätte hinzusetzen können, daß ich des Faust erst recht froh geworden bin, seitdem ich mich entschlossen habe, das Einzelne zu genießen, und das Suchen nach einer Grund-Idee, nach einem Mittelpunkt, wodurch mir der Genuß verkümmert worden war, gänzlich aufzugeben. Es ist aber eben die Macht der Poesie, welche das ergriffene Gemüth überwältigt, und den klügelnden Verstand anreizt, noch einen tieferen Sinn in den Worten und Darstellungen zu vermuthen: er weiß sonst den Eindruck nicht zu erklären, denn er ist eben nicht poetisch, der Verstand. Würden ihm die Widersprüche in schlichter Prosa dargeboten, oder in Reimen ohne Poesie, so würde er die Widersprüche ohne Weiteres, als unvernünftig, zur Seite schieben.

„Also abermals die Widersprüche? Wollten Sie nicht die Güte haben, den einen oder den anderen dieser Widersprüche etwas näher zu bezeichnen, an welchen Sie Anstoß genommen haben,

oder welche Ihnen so geheimnißvoll zu sein scheinen, daß Kluge und Thoren sich zu der Auflösung aufgefordert fühlen?"

Hätte ich ahnen können, daß mir die Ehre zu Theil werden würde, mit Ew. Excellenz diesen Morgen ein solches Gespräch zu führen: so würde ich den Faust ein Mal wieder durchgelesen haben, um Alles frisch und lebendig aufzufassen. Denn es ist mir in der letzten Zeit so Mancherlei durch den Kopf gegangen, daß Eins und das Andere im Faust doch zurück getreten ist. Und deßwegen, und weil ich ohnehin doch nur wenig werde vorbringen können, will ich den ganzen wunderlichen Hexenspuk übergehen, obwohl derselbe, als dem Glauben einer früheren Zeit angehörend, mit der Welt, in welcher wir leben, in einem schneidenden Widerspruch steht. Und auch die Geister-Erscheinungen will ich übergehen, die nicht minder jenes Geheimnißvolle an sich haben, das die Seele stachelt. Selbst den prächtigen Gesellen Mephistopheles will ich nicht anführen, obwohl er wohl Stoff zu mancher Bemerkung darböte. Dieser Teufel ist so stark von der Cultur beleckt worden, daß er ein recht behaglicher Gesellschafter zu sein scheint, sehr verschieden von dem alten Teufel, der wie ein brüllender Löwe herum lief und die Menschen zu verschlingen suchte. Nur die Atmosphäre wird durch ihn, nach Gretchens Bemerkung, etwas schwül gemacht, trotz seines freiherrlichen Benehmens. Da er aber nicht Ein Teufel aus vielen ist, sondern da er sich selbst den Teufel nennt und den Gruß der Seinigen als Junker Satan annimmt, so muß man erstaunen, daß der Fürst der Finsterniß sich soweit herab läßt, den Diener eines so unholden Herrn zu machen; man muß sich wundern, daß er sein großes Reich so lange

verlassen kann, um sich um die Seele eines pedantischen Magisters zu bewerben, und man kommt zu dem Schlusse, daß, wenn der Teufel sich so viele Mühe um jede Seele geben muß, die Hölle unmöglich stark bevölkert sein kann. Doch dieses sind nur Einfälle des Augenblickes; ich komme auf den Helden, auf Faust selbst.

Faust ist, wie mir scheint, am Besten von dem Dichter selbst bezeichnet worden. Mephistopheles nennt ihn einen „übersinnlichen, sinnlichen Freier," allerdings nur in Beziehung auf Gretchen; aber es ist wahr in Beziehung auf Alles, um das er sich bewirbt, wornach er strebt. In ihm sind unverkennbar zwei Seelen —

„Hm!" —

Diese beiden Seelen, zusammengewachsene Zwillinge, befinden sich mit einander in einem unausgleichbaren Kampfe. Die eine, der göttlichen Natur im Menschen entsprechend, strebt dahin, woher sie stammt, nach dem Göttlichen, nach Wahrheit, Erkenntniß, Licht; die andere, die thierische Natur im Menschen, treibt zu jeglichem sinnlichen Genuß. Das ist nun, meine ich, nichts Unerhörtes; derselbe Kampf findet sich mehr oder minder, verschieden gestaltet und geführt, in dem Leben eines jeden Menschen. Das Abweichende und Widersprechende ist aber, daß sonst die thierische Natur wohl in der Jugend von Zeit zu Zeit den Sieg gewinnt, in späteren Jahren aber von der göttlichen überwunden wird, daß in Faust hingegen die göttliche Natur ein halbes Jahrhundert vorherrschend gewesen ist, und daß alsdann die thierische alle Gewalt dergestalt ausübt, daß er, der alternde Mann mit erkünstelter Jugend, oder vielmehr mit einer Hexen-Jugend, daß

Er taumelt von Begierde zu Genuß,
Und im Genuß verschmachtet vor Begierde.

Und nur von Zeit zu Zeit erinnern seine Worte, im Widerspruche mit seinen Handlungen, daran, daß einst ein höherer Geist in ihm gelebt und gewirkt hat. Im wirklichen Leben ist das üppige Alter widerwärtig, und ein lockerer Greis eine häßliche Erscheinung. Den Faust macht nur die Poesie erträglich. Das ist der erste Widerspruch. Und andere drängen sich hervor.

Faust tritt auf, nachdem er schon Philosophie, Juristerei, Medicin und Theologie mit heißem Bemühen studirt hat. Nun macht er die Entdeckung, daß wir Nichts wissen können; aber zugleich auch die Entdeckung, daß er weder Gut noch Geld, noch Ehr' und Herrlichkeit der Welt hat. Darum mag er so nicht länger leben. Aber er weiß auch recht gut,

warum sein Herz
Sich bang in seinem Busen klemmt,
Warum ein unerklärter Schmerz
Ihm alle Lebensregung hemmt.

Denn er antwortet selbst:

Statt der lebendigen Natur,
Da Gott die Menschen schuf hinein,
Umgiebt in Rauch und Moder nur
Mich Thiergeripp und Todtenbein.

Auch verschreibt er sich sogleich ein Recipe:

Flieh! Auf! Hinaus ins weite Land! —
Denn wenn Natur Dich unterweist,
Dann geht die Seelenkraft Dir auf.

An Statt aber der eigenen Vorschrift zu folgen, an Statt sich von allem Wissensqualm zu entladen und in die Natur hinaus zu gehen, ergreift er „das Buch von Nostradamus eigner Hand" und fängt an die Geister zu beschwören. Die Erscheinung bringt ihm nur Schauer, Demüthigung, Verwirrung. In der Fülle der Gesichte aber wird er gestört durch den ehrlichen Wagner, den trocknen Schleicher. Und wie schön und menschlich weiß er, der Mann der Verzweifelung, „des unerklärten Schmerzes," der unendlichen Sehnsucht, wie schön und menschlich weiß er den redlichen Forscher an die einzige Quelle zu verweisen, aus welcher allein der Mensch sein heiligstes Bedürfniß befriedigen kann.

Das Pergament ist das der heil'ge Bronnen,
Woraus ein Trunk den Durst auf ewig stillt?
Erquickung hast Du nicht gewonnen,
Wenn sie Dir nicht aus eigner Seele quillt.

Er aber verläßt diese Quelle und ergiebt sich dem Teufel.

Bei seiner ersten Erscheinung mit Mephistopheles spricht er noch eine Sprache, die seines früheren Strebens würdig ist. Er stellt seine Forderungen so hoch, daß man, wenn er auf die Erfüllung bestände, selbst die Ergebung an den Teufel verzeihen, daß man begreiflich finden würde, wie er geglaubt habe, um einen solchen Preis dürfe und müsse er selbst seine Seele verkaufen.

Und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst genießen,
Mit meinem Geist das Höchst' und Tiefste greifen,
Ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen.

Diese Worte erregen hohe Erwartung. Sie eröffnen die Aussicht

auf Großes, Gewaltiges, Erhabenes. Mephistopheles aber hat den Mann schon durchschauet: das beweiset die schnöde und höhnische Weisheit, welche er dem Manne zu predigen wagt, der alle Wissenschaften studirt hat. Und wenn Faust ihm auch noch ein Mal mit einem scheinbar-entschiedenen: „ich will!" entgegentritt, so läßt er sich nicht irre machen. Und bald hat er die Freude zu sehen, daß der Held Vernunft und Wissenschaft vergißt oder verräth, daß er mit der feigen Frage:

Wie fangen wir das an?

allem Willen entsagt, daß derselbe sich mit der Antwort begnügt:

Wir gehen eben fort.

Deßwegen höhnt ihn Mephistopheles denn auch noch:

Den schlepp' ich durch das wilde Leben,
Durch flache Unbedeutenheit,
Er soll mir zappeln, starren, kleben.

Er setzt hinzu, als hätte er die Entdeckung gemacht, daß es kaum der Mühe werth gewesen, sich um diese arme Seele zu bewerben, weil sie ihm doch nicht entgangen sein würde:

Und hätt' er sich auch nicht dem Teufel übergeben,
Er müßte doch zu Grunde gehn.

Und in der That: welchen Gewinn hat denn Faust, der so Großes erstrebte, so Großes wollte, aus dem Bunde mit dem Teufel gezogen? Er hat mit Hülfe desselben ein junges, liebes, unschuldiges Mädchen verführt; das ist Alles. Und für diesen Zweck sind die aufgewandten Mittel etwas groß. Denn ein solches Bubenstück ist schon Manchem gelungen, ohne daß er einen Bund mit dem Teufel geschlossen, einen Hexentrank verschlungen oder Ge-

schenke der Hölle angewendet hätte, um dem armen Kinde die Augen zu verblenden. Ist es daher zu verwundern, daß so Viele, unbefriedigt von einem solchen Resultate, sich gleichsam von der Handlung losreißen, eine hohe Idee hinter derselben suchen, jede Scene, ja jedes Wort symbolisch nehmen, und es nach der Idee des Ganzen erklären oder deuten?

„Alles, was Sie da vorbringen, kann Nichts gelten. In der Poesie giebt es keine Widersprüche. Diese sind nur in der wirklichen Welt, nicht in der Welt der Poesie. Was der Dichter schafft, das muß genommen werden, wie er es geschaffen hat. So wie er seine Welt gemacht hat, so ist sie. Was der poetische Geist erzeugt, muß von einem poetischen Gemüth empfangen werden. Ein kaltes Analysiren zerstört die Poesie und bringt keine Wirklichkeit hervor. Es bleiben nur Scherben übrig, die zu Nichts dienen und nur incommodiren."

Eben deßwegen habe ich alles Räsonniren verworfen, und nehme die Handlung rein und lauter, wie sie dargestellt, und jedes Wort, wie es gesprochen worden ist.

„Aber Sie nehmen nur immer die einzelnen Scenen, Sprüche, Wörter, und wollen von dem Ganzen Nichts wissen."

Weil es dem Dichter nicht gefallen hat, uns ein Ganzes zu geben. Wir haben ja nur Bruchstücke.

„Aber eben weil es Bruchstücke sind, müssen sie ja zu einem Ganzen gehören, und im Ganzen poetisch aufgefaßt werden."

Ich gestehe, daß dazu eine größere poetische Empfänglichkeit gehören würde, als deren ich mich rühmen kann. Sollte es dem Dichter gefallen, ein Mal das Ganze vorzulegen, so werde ich

gewiß versuchen, dieses Ganze in mich aufzunehmen, und die Idee zu erkennen, von welcher er bei seiner Schöpfung ausgegangen ist. Nur würde es mir sehr wehe thun, wenn irgend Etwas von diesem Fragmente, das mir so wohl bekannt und so lieb geworden ist, in dem Ganzen verloren ginge.

„Wie könnten aber diese Bruchstücke in einem Ganzen verloren gehen, aus welchem sie herausgenommen sind? Sie werden in demselben als organische Theile erscheinen und erst ihre wahre Bedeutung erhalten."

Diese Äußerung Ew. Excellenz scheint zu beweisen, daß das Ganze schon wirklich vorhanden ist. Alsdann würde ich mich unendlich freuen, wenn es bald erschiene, und durch die Erscheinung würde auch allem Streit ein Ende gemacht werden.

„Es ist vorhanden, noch nicht Alles geschrieben, aber gedichtet. — Nun? Sie schweigen? Sie sehen mich ungläubig an?"

Wie könnte ich wagen, den Worten Ew. Excellenz meinen Glauben zu versagen? Ich bin nur überrascht, und muß beschämt meinen Irrthum und meine Schwäche bekennen.

„Wie so? — Beichten Sie ein Mal."

Da Ew. Excellenz die Gnade gehabt haben, mir so lange geneigtest zuzuhören, daß ich selbst betreten bin über Alles, was ich zu sagen mir erlaubt habe, so will ich denn auch ehrlich bekennen, daß ich wirklich oft, weil ich es glaubte, auch behauptet habe: dieses so genannte Fragment gehöre keinesweges einem Ganzen an, aus welchem es als Bruchstücke, gleichsam zur Probe mitgetheilt wäre, und sei auch nicht im Geist eines Ganzen gedichtet; ja es sei kein dramatisches Werk, möge man es eine Tragödie

nennen oder anders, das irgend eine Idee, irgend einen Gedanken, abgerundet und vollendet darstellen und zur Anschauung bringen solle, — es sei kein solches dramatisches Werk möglich, in welches diese Bruchstücke dergestalt eingefugt werden könnten, daß sie als organische Theile des Ganzen, ergänzend und ergänzt, erscheinen könnten. Allerdings könnten noch viele Scenen hinzugefügt werden, im Anfang, am Ende, in der Mitte; diese Scenen würden ohne Zweifel von demselben hohen Dichtergeiste Zeugniß geben, der uns aus dem gegenwärtigen Faust so gewaltig anspräche; auch möchten sie durch die Namen Faust, Mephistopheles, Gretchen, Wagner mit dem vorliegenden Fragment in Verbindung gebracht werden können und uns bekannte Gestalten zeigen; aber sie würden immer nur an die Handlungen des Fragmentes und an einander gereihet sein, und niemals würde ein Ganzes entstehen, das sich, wie von Innen heraus, wie organisch gebildet, darstellte. Die Gründe, auf welche ich diese Behauptung stützte, liegen in Dem, was ich früher gesagt habe, und mir schien die Behauptung auf diesen Gründen allerdings ziemlich festzustehen. Nach dem aber, was Ew. Excellenz so eben zu versichern die Gnade gehabt haben, muß ich allerdings einräumen, daß ich im Irrthume gewesen bin; aber Sie werden mir auch gewiß verzeihen, wenn ich bekenne, daß ich nur durch die Erscheinung des ganzen Faust selbst von meinem Irrthum völlig geheilt werden kann.

„Es ist Ihnen nicht zu verargen, daß Sie sehen und nicht gläuben wollen. Wie aber haben Sie sich denn die Entstehung des Faust gedacht? Habe ich Sie recht verstanden, so sind Sie der Meinung gewesen, und sind noch der Meinung, daß der Dichter

gar nicht gewußt hat, was er wollte, als er die Dichtung begann, sondern daß er auf das Gerathewohl, daß er in das Blaue hinein gedichtet und sich nur des Namens Faust wie einer Schnur bedient habe, um die einzelnen Perlen aufzuziehen und vor der Zerstreuung zu bewahren."

Es bleibt mir nur übrig, Ew. Excellenz einfach und kurz zu erzählen, wie mir durch häufiges Lesen des Faust die Sache erschienen ist. Der Dichter kannte die Sage vom Faust; wohl auch ein Puppenspiel. Zugleich ward er, vielleicht sehr früh, veranlaßt, sich in Schriften, die Magie, Alchymie und andere geheime Wissenschaften betreffend, umzusehen. Hierauf kam er als Student nach Leipzig und sah in Auerbachs Keller das alte Bild, auf welchem, wie mir erzählt worden ist, Faust auf einem Fasse reitend den Keller verläßt. Dieses Bild ergötzte ihn bei seinen Kenntnissen des Faust. Nun mag ein wildes Studentengelag in Auerbachs Keller hinzu gekommen sein, von welchem der Dichter Zeuge war, von welchem er jedes Falles unterrichtet wurde. So ward er veranlaßt, einen Scherz zu machen, das Gelag und Fausts Erscheinung im Keller zu verbinden und Theils wahr und Theils ergötzlich darzustellen. Die Scene in Auerbachs Keller schien mir zu allererst geschrieben zu sein. Sie ist so frisch, so lebendig, so jugendlich, so burschikos, daß ich geschworen haben würde, sie sei in Leipzig von dem Dichter-Studiosus geschrieben oder gedichtet worden. Die zweite Scene, die nach dem Auftritte im Keller gedichtet worden, schien mir der Auftritt zwischen dem Schüler und Mephistopheles. Diese Scene ist gleichfalls so frisch, so lebendig und wahr, daß sie nur aus der unmittelbaren An-

schauung des Lebens und Treibens auf der Universität, wie es gewesen, wie es wohl hier und dort auch noch ist, hervorgegangen sein muß. Hat man die Universität nur einige Jahre verlassen, so denkt man kaum noch an das Collegium logicum und an die rastlose Heftschreiberei des Trosses der Studirenden. Das Gespräch mit dem Schüler aber konnte Faust nicht führen; nur Mephistopheles durfte solche höhnende Bezeichnungen der Wissenschaften aussprechen. Um daher den Schüler mit dem Mephistopheles zusammen zu bringen, war die Scene zwischen diesem und Faust nothwendig, welche jenem Gespräche vorausgeht. Diese schien mir daher als die dritte der Dichtung, nach der Zeit berechnet. Und nun sind die übrigen nach und nach entstanden, so wie irgend ein Vorgang im Leben den Dichter reizte oder beschäftigte. So mag die Verführung eines Mädchens Veranlassung zu der Schöpfung der lieben, unschuldigen und unglücklichen Margarethe gegeben haben, die ich, Trotz ihrer garstigen und rauhen Hände, von welchen sie selbst spricht, schön nennen würde, wenn man sich auf des Doctors Geschmack verlassen könnte; in diesem Doctor aber regt sich, seit er den Hexentrank verschlungen hat, Cupido und springt hin und wieder, und des Mephistopheles schnödes Wort:

Du siehst mit diesem Trank im Leibe
Bald Helenen in jedem Weibe,

schreckt zurück. Und um aus dem alten Pedanten einen Galan zu machen, der um Margaretha mit Glück freien durfte, war die Hexenküche nothwendig; und um Margaretha ins Garn zu locken, mußte die Nachbarin Martha herein gezogen werden. Zuletzt von Allem schien mir der Monolog gedichtet zu sein, mit welchem

Faust das Fragment eröffnet. Der Hans Lüderlich sollte zu Ehren gebracht; es sollte ihm ein Empfehlungsschreiben an die Welt mitgegeben werden, damit man ihn zuließe, auch in honnete Gesellschaft.

„Nun, nun, das ist auch eine Meinung, und eine Meinung, die schon bestritten, vielleicht schon widerlegt ist. Sie gebe Stoff zu neuen Gesprächen oder zur Fortsetzung des gegenwärtigen. Wir wollen indeß für dieses Mal abbrechen, und den Gegenstand nicht wieder aufnehmen, bis die ganze Tragödie vorliegt.“ —

So weit habe ich Goethe's Unterhaltung mit mir, wenige Tage nach derselben, aufgeschrieben, und hier nur Einiges, im Besondern einzelne Namen, ausgelassen, und einige Sätze abgekürzt. Als jetzt eine kleine Pause entstand und ich Goethe'n bestimmter ins Angesicht schauete, kam mir vor, als ob seine Züge weniger freundlich seien, als früher. Zwar hatte ich auch während des Gespräches zuweilen bemerkt, daß seine Augen stark hin und her rollten; aber das war auch am vorigen Abende bei der heitersten Stimmung der Fall gewesen, und darum hatte ich weder auf dieses Rollen, noch auf eine Veränderung der Stimme zum Kurzen und Scharfen hin, geachtet. Jetzt fiel mir sein Gesicht etwas auf, und diese Bemerkung brachte eine kleine Unruhe in mir hervor. Als er nach einigen Augenblicken von Neuem das Wort nahm, zeigte sein Gesicht abermals eine große Freundlichkeit, aber es war derselben ein Zug beigemischt, den ich weder jetzt zu benennen weiß, noch damals zu deuten wußte. Indeß sammelte ich mich und faßte den Entschluß, mich in keiner Weise verblüffen zu lassen, überall bescheiden nachzugeben, aber auch jedes Falles auf

dem Wege fortzuwandeln, den ich ein Mal eingeschlagen hatte, oder vielmehr, auf den ich, ohne zu wissen wie, gerathen war. Und bald nach dem Beginne des Gespräches kam mir vor, als habe er die Absicht, mich ein Wenig zu necken, um zu versuchen, ob ich fest und wie fest ich im Sattel säße. Das schien mir aus den Wendungen seiner Fragen und Einwürfe hervor zu gehen, welche letztere mir zuweilen etwas wehe thaten, mir, einem jungen Manne, der ich, wie ich wohl sagen darf, begeistert war für meinen neuen Beruf, und große Dinge erwartete von meiner künftigen akademischen Wirksamkeit. Goethe begann:

„Ja, wir haben lange geplaudert. Und doch sind wir noch gar nicht auf Das gekommen, worüber ich mich mit Ihnen zu unterhalten gedachte, auf Ihr eigenes Vorhaben, auf Ihr Thun und Treiben. Sie wollen also — Geschichte lehren? wollen ein — Historiker werden? oder vielmehr sind ein — Historiker?"

Meine Absicht ist allerdings, einen Versuch zu machen, Geschichte zu lehren. Ob es mir gelingen werde, Theilnahme zu finden oder zu erregen, ist eine andere Frage. Übrigens würde das eine unverzeihliche Anmaßung sein, wenn ich sagen wollte, ich sei ein Historiker; dagegen leugne ich nicht, daß es mein heißester Wunsch ist, einst diesen hohen Namen zu verdienen. Und an Fleiß und Anstrengung soll es gewiß nicht fehlen. Der Erfolg liegt in Gottes Hand.

„Warum sollte das Lehren der Geschichte Ihnen nicht gelingen? Sie haben eine reine, wohlklingende Stimme und gute Manieren; Sie werden gut erzählen und das Erzählen ist leicht. Und wer hört nicht gern guten Erzählungen zu? Das Kind liebt

es, sich 'was erzählen zu lassen, und der Greis hat noch dieselbe Lust oder dieselbe Schwachheit, gleichviel. Und warum wollten Sie sich gegen den „hohen" Namen eines Historikers sperren? Ein Jeder, der sich mit der Historia beschäftigt, ist ein Historicus."

Die Worte Ew. Excellenz sind eben nicht sehr ermunternd für einen jungen Mann, der entschlossen ist, sein Leben der Geschichte zu widmen, der Forschung, dem Lehren, der Darstellung.

„Warum nicht? Ich dächte, ich hätte einen heiteren Glanz auf diese heilige Dreieinigkeit geworfen."

Eine Erzählung, welcher Jung und Alt ein geneigtes Ohr leiht, die Erzählung einer Anekdote nämlich, mag leicht sein; und doch giebt es nicht viele Menschen, die eine Anekdote gut zu erzählen wissen. Die Erzählung großer und complicirter Ereignisse und Begebenheiten hingegen, wie sie im Leben der Völker und Staaten vorkommen, hat denn doch wohl einige Schwierigkeiten, die nicht oft überwunden werden. Wenigstens wüßte ich nicht, daß es viele große Lehrer der Geschichte gegeben hätte, d. h. solche Lehrer, welche die Gegenstände der Geschichte klar und anschaulich zu entwickeln und ein lebendiges Interesse in ihren Zuhörern zu erregen und zu erhalten verstanden hätten. Und alsdann ist ja auch die bloße Beschreibung geschichtlicher Dinge oder die bloße Erzählung der Begebenheiten nicht die Hauptsache bei dem Lehren der Geschichte: es soll vielmehr durch die Erzählung der Sinn und die Bedeutung der Begebenheiten erkennbar gemacht werden. Was aber das Studium der Geschichte betrifft, so ist dasselbe, weil das Feld unermeßlich ist, gewiß das schwierigste von allen Studien.

„Zu dieser Meinung sind Sie wohl zunächst gekommen, weil Sie sich am Meisten mit der Geschichte beschäftigt haben. Wäre Mephistopheles gegenwärtig, so würde er etwa folgenden Knittelreim pathetisch herdeclamiren:

So war es schon in meinen Tagen:
Ein Jeder schlägt gar hoch sich an,
Und, würdest Du sie Alle fragen,
Das Wichtigste hat Er gethan.

Es lastet schwer die schwere Last,
Die selber Du zu tragen hast,
Und ob ein Andrer ächz't und keucht,
Für Dich ist seine Bürde leicht*).“

Ganz unwahr mag der Spruch nicht sein; und vielleicht hält darum z. B. jeder Philosoph seine eigenen Gedanken für die richtigsten, ja sein eigenes System für das einzig wahre, weil er Beides nur mit großer Mühe zu Tage gefördert hat, während er fremde Gedanken bequem vom Blatte abliefet. In Beziehung auf die Geschichte indeß bin ich doch der Meinung des guten Wagner, daß schon die Mittel schwer zu erwerben sind, womit man zu den Quellen steigt, und weiß gar wohl, daß die Zahl dieser Quellen, zu welchen man steigen muß, nicht gering ist.

„Es ist doch auch viel vorgearbeitet, viel gethan. Die meisten Quellen sind längst durchforscht; was sie an reiner Fluth enthielten, ist ausgeschöpft; nur trübes Wasser zurück geblieben.“

---

*) Diese Verse sind wohl nicht ganz richtig, obgleich ich sie oft ins Gedächtniß zurück gerufen habe. Nur den Reim glaube ich als ächt bezeichnen zu können, und den Sinn gewiß.

Es wäre aber doch möglich, daß die Forscher das Wasser auch zuweilen getrübt hätten, und daß man, würde dasselbe abgeklärt, neue Entdeckungen machen würde. Auch dürfte noch manche Quelle nicht durchforscht und ausgebeutet sein.

„Und wenn Sie nun auch alle Quellen zu klären und zu durchforschen vermöchten: was würden Sie finden? Nichts Anderes, als eine große Wahrheit, die längst entdeckt ist, und deren Bestätigung man nicht weit zu suchen braucht; die Wahrheit nämlich, daß es zu allen Zeiten und in allen Ländern miserabel gewesen ist. Die Menschen haben sich stets geängstigt und geplagt; sie haben sich unter einander gequält und gemartert; sie haben sich und Anderen das Bischen Leben sauer gemacht, und die Schönheit der Welt und die Süßigkeit des Daseins, welche die schöne Welt ihnen darbietet, weder zu achten noch zu genießen vermocht. Nur Wenigen ist es bequem und erfreulich geworden. Die Meisten haben wohl, wenn sie das Leben eine Zeit lang mitgemacht hatten, lieber hinausscheiden, als von Neuem beginnen mögen. Was ihnen noch etwa einige Anhänglichkeit an das Leben gab oder giebt, das war und ist die Furcht vor dem Sterben. So ist es; so ist es gewesen; so wird es wohl auch bleiben. Das ist nun ein Mal das Loos der Menschen. Was brauchen wir weiter Zeugniß."

Ich sah Goethe an; er machte ein sehr ernstes Gesicht. Dennoch antwortete ich halb lachend:

Ich kann unmöglich glauben, daß Dieses Ew. Excellenz eigene Meinung sei. Mir kommt vor, Mephistopheles habe abermals gesprochen. (Goethe lächelte.) Wenn auch viele Menschen in alten und neuen Zeiten so gelebt haben mögen, so ist deßwegen

ein solches Leben noch nicht das Loos der Menschen, und das Loos der Menschen ist auch nicht das Schicksal der Menschheit.

„Die Menschheit? Das ist ein Abstractum. Es hat von jeher nur Menschen gegeben und wird nur Menschen geben.“

Das Wort bezeichnet, denke ich, den Menschengeist, wie derselbe sich in dem gesammten Leben der Menschen entwickelt und offenbart. Das Abstractum muß daher von dem Leben der Menschen abstrahirt werden. Im Leben der einzelnen Menschen kann das Wesen und der Geist nicht erkannt werden, weil es unübersehbar ist. Es ist nur zu erkennen im Leben der Völker, in den gesellschaftlichen Verhältnissen der Menschen. Wer den Geist eines Volkes erkennt, wie derselbe sich in dem Leben des Volkes gezeigt hat, der hat das Wesen des Lebens aller Menschen erkannt, die zu diesem Volke gehörten. Und der Gesammtgeist aller Völker ist die Menschheit.

„Es ist mit den Völkern, wie mit den Menschen. Die Völker bestehen ja aus Menschen. Auch sie treten ins Leben, wie die Menschen, treiben's, etwas länger, in gleich wunderlicher Weise, und sterben gleichfalls entweder eines gewaltsamen Todes, oder eines Todes vor Alter und Gebrechlichkeit. Die Gesammtnoth und die Gesammtplage der Menschen ist eben die Noth und die Plage der Völker.“

Aber, wie Menschen späteren Menschen, so lassen Völker späteren Völkern Etwas zurück, das nicht mit ihnen stirbt.

„Sie lassen Etwas zurück? Freilich. Mephistopheles würde vielleicht in seiner Weise sagen:

Was Völker sterbend hinterlassen,
Das ist ein bleicher Schattenschlag.
Du siehst ihn wohl; ihn zu erfassen,
Läufst Du vergeblich Nacht und Tag.

Und vielleicht setzte er gutmüthig warnend hinzu, der Schalk:

Wer immerdar nach Schatten greift,
Kann stets nur leere Luft erlangen;
Wer Schatten stets auf Schatten häuft,
Sieht endlich sich von düstrer Nacht umfangen."

Der Schatten, den ein Volk wirft, es mag blühen oder zu Grunde gehen, fällt zurück, nicht vorwärts; er fällt auf die früheren Völker und nicht auf uns, die späteren Enkel, oder wir müßten uns freiwillig und einfältig zugleich hineinstellen. Was uns ein Volk hinterläßt, wenn es nicht überhaupt ohne Nachlaß verscheidet, ist der Geist seines Lebens. Wir müssen uns nur bemühen, die Erbschaft gehörig zu würdigen und zu benutzen, und uns nicht mit dem Inventario begnügen. Wir müssen die Geschichte des Volkes studiren, und was sie zeigt, verwenden. Denn die Geschichte eines Volkes ist das Leben des Volkes.

„Die Geschichte eines Volkes, das Leben des Volkes? Das ist kühn. Wie wenig enthält auch die ausführlichste Geschichte, gegen das Leben eines Volkes gehalten? Und von dem Wenigen, wie Weniges ist wahr? Und von dem Wahren, ist irgend Etwas über allen Zweifel hinaus? Bleibt nicht vielmehr Alles ungewiß, das Größte wie das Geringste? Daher scheint doch das Wort von Faust festzustehen:

Die Zeiten der Vergangenheit
Sind uns ein Buch mit sieben Siegeln?"

Gewiß, Ew. Excellenz, so weit hat der Dichter vollkommen Recht; er würde aber Unrecht gehabt haben, wenn er hinzu gesetzt hätte, daß auch nur eins dieser sieben Siegel unlösbar wäre.

„Lösbar sind sie vielleicht; es fehlt aber das Instrument, sie zu sprengen."

Ich möchte doch glauben, daß dieses Instrument nicht fehle. Wir vermögen sogar an jedes geschichtliche Werk, an jede Überlieferung einen dreifachen Hebel anzulegen: die Kenntniß der Zeit, die jener Zeit vorausgegangen ist, von welcher die Überlieferung berichtet, die Kenntniß der Zeit, die jener Zeit nachfolgte und gleichsam ein Product derselben gewesen, und endlich die Wahrheit, die jede Überlieferung Theils durch ihr bloßes Dasein, Theils durch ihre Eigenthümlichkeiten, der Ansicht, der Auffassung, der Darstellung, in sich trägt. Der Stützpunkt für jeden dieser Hebel ist die menschliche Natur, das Gewicht der eigene Geist des Forschers.

„Ihre Ausdrücke erinnern mich daran, daß Sie vorhin sagten, Sie wären von Thibaut für die Mathematik gewonnen worden. Haben Sie sich mit dieser Wissenschaft viel beschäftigt?"

Einige Jahre hindurch, nach Zeit und Umständen, ziemlich viel. Ich habe sogar selbst ein mathematisches Buch geschrieben, das ich bald, wie einen verlorenen Sohn, in die Welt hinein laufen zu lassen gedenke.

„Um so mehr wundert mich, daß Sie diese erste aller Wissenschaften, in welcher Alles Gewißheit und Wahrheit ist, verlassen

haben, um sich auf der Bahn der Geschichte zu versuchen, die bei jedem Schritte schwankt, und in einer Arbeit zu verharren, in welcher Sie, selbst mit drei Hebeln, Nichts zu Tage fördern werden, das Ihnen nicht streitig gemacht werden könnte. Gewiß hat Johannes Müller Sie zu dieser Veränderung bestimmt."

Johannes Müller hat allerdings einen großen Einfluß auf mich gehabt. Er hat mich schneller zum Entschlusse gebracht. Aber auch ohne ihn würde ich mich für die Geschichte entschieden haben. Ich habe schon die Ehre gehabt, Ew. Excellenz zu sagen, daß die Geschichte meine erste Liebe gewesen sei, und die erste Liebe hält fest. Auch haben meine Verhältnisse mir nicht verstattet, mich z. B. durch die Beobachtung der Wunderwerke des Himmels zu ergötzen oder zu erbauen, oder nur auf der Erde mich einer bedeutenden Anwendung meiner theoretischen Kenntnisse zu erfreuen; und bei dem beständigen Verkehren mit Zahlen, Buchstaben und Figuren ist mir, ich muß es gestehen, begegnet, was Mephistopheles dem Schüler bei seiner Gottähnlichkeit weissagt: es ist mir bei aller Wahrheit und Gewißheit recht herzlich bange geworden.

„Giebt denn Ihnen die Geschichte, bei aller Ungewißheit, mehr Befriedigung, als die Wahrheit der Mathematik?"

Freilich. Die Geschichte ist gleich befriedigend für den Geist und das Herz, für den Verstand und das Gemüth, und zugleich regt sie die Phantasie allgewaltig auf und treibt, wie zum Denken, so zum Dichten. Auch wüßte ich nicht, warum eine geschichtliche Wahrheit weniger wahr sein sollte, als eine mathematische.

„Gewiß; nur kommt es darauf an, die Wahrheit herauszubringen. Könnte man die geschichtliche Wahrheit demonstriren,

wie die mathematische, so wäre aller Unterschied verschwunden; so lange man Das nicht kann, so lange wird wohl ein Unterschied bleiben, nicht zwischen Dem, was wirklich wahr ist, sondern zwischen Dem, was hier als wahr demonstrirt, dort als wahr angenommen wird."

Was wirklich Geschichte ist, das ist auch wirklich wahr.

„Aber nicht Alles ist wirklich geschehen, was uns als Geschichte dargeboten wird, und was wirklich geschehen, Das ist nicht so geschehen, wie es dargeboten wird, und was so geschehen ist, das ist nur ein Geringes von Dem, was überhaupt geschehen ist. — Sie wissen ohne Zweifel, warum Sir Walter Raleigh seine Geschichte nicht fortgesetzt, sondern das Manuscript ins Feuer geworfen hat?"

O, ja, Ew. Excellenz. Er that es, wie die Anekdote sagt —

„Er sagt es selbst."

Das hab' ich nicht gewußt; denn ich muß bekennen, daß ich noch Nichts von Sir Walter gelesen habe. Dieser also warf die Handschrift ins Feuer, weil er Augenzeuge eines Vorganges gewesen war, den andere Augenzeugen, abweichend von einander, auch ganz anders erzählten, als er denselben selbst wahrgenommen hatte.

„Das ist uns Anderen wohl auch schon ebenso gegangen, und es wird in früheren Tagen nicht anders gewesen sein."

Mich wundert nur, daß Sir Walter eine besondere Erfahrung nöthig gehabt hat, um die Entdeckung zu machen, daß verschiedene Menschen jeden Gegenstand verschieden auffassen. Schon das alte Sprichwort: Duo quum faciunt idem, welches doch gewiß

eben so wohl vom Anschauen und Erzählen, als vom Handeln gilt, hätte ihm ja die große Wahrheit lehren können, und das Lesen mehrer Geschichtschreiber, welche denselben Gegenstand darstellen, hätte dieselbe bestätigen mögen. Also, meine ich, hätte er sein Werk niemals anfangen, oder er hätte es auch fortsetzen sollen.

„Sir Walter wußte gewiß längst, was wir Alle wissen; er war aber in dem alten Schlendrian fortgegangen. Jetzt nun, als er den Vorfall vor seiner Wohnung mit eigenen Augen angesehen und alsdann die verschiedenen, abweichenden, unwahren Erzählungen vernahm; jetzt trat ihm plötzlich der Gedanke, daß es keine Wahrheit in der Geschichte gebe, in die Seele, und sogleich faßte er in seinem Unmuth den Entschluß, nicht ferner mitzuwirken zur Erhaltung und Verbreitung des Truges, nicht ferner seinen Zeitgenossen von der Welt der Vergangenheit ein falsches, ein lügenhaftes Bild vorzuhalten."

Er muß aber doch, wie mir scheint, eine wunderliche Vorstellung von der Wahrheit der Geschichte gehabt haben. Denn es versteht sich ja von selbst, daß der Historiker von den Begebenheiten und Ereignissen früherer Zeiten nichts Anderes wissen kann, als was uns überliefert worden ist. Wenn er Dieses redlich erforscht und ehrlich wieder giebt, so, denk' ich, ist er alles Truges frei.

„Aber der Trug bleibt. Er ist nicht Urheber der Lüge, aber der Verbreiter; nicht der Dieb, aber der Hehler. Die Lüge fällt nur auf euere so genannte Quellen-Schriftsteller zurück."

Wenn diese Schriftsteller ehrlich und redlich aufgezeichnet haben, was sie wahrnahmen oder was zu ihrer Kenntniß kam, so

sind sie eben so frei von Lug und Trug. Sie konnten nicht mehr geben, als sie hatten.

„Die Lüge bleibt immer; sie ist nur abermals zurück geworfen, und zurück geworfen auf die Sache selbst; und wir bekommen stets ein unwahres, ein verzerrtes, ein schiefes und falsches Bild von der früheren Welt. Und besser wäre doch wohl, sich gar nicht um die Vergangenheit zu bekümmern, als falsche, also unnütze und verwirrende Vorstellungen von derselben mit uns herum zu tragen. Dadurch werden wir nur verführt, auch die Welt, in welcher wir leben, falsch aufzufassen, und verkehrt in ihr und auf sie zu wirken."

Das wäre, wenn es so wäre, gewiß sehr schlimm; aber es würde auch zu dem Loose der Menschen gehören, und wir würden genöthigt sein, es zu tragen. Aber so ist es nicht. Die Abweichungen in den Erzählungen sind keineswegs sofort als falsche Angaben zu bezeichnen; sie entstehen vielmehr meistens daraus, daß der Eine etwas Anderes von dem Vorgange aufgefaßt hat, als der Andere. Manches liegt auch in den Worten. Über den Ursprung und den Zusammenhang mögen Irrthümer vorkommen, weil weder jener noch dieser in die Augen fallen, sondern aus allgemeinen Notizen, aus Gerüchten, aus Vermuthungen erschlossen werden müssen. Zuweilen täuschen auch die Sinne, nach der Stellung des Zeugen: Dieser hält für schwarz, was dem Anderen als blau vorkommt und was dem Dritten als grün erscheint. Über die eigentliche Thatsache aber, über Das, was zunächst unser Interesse erregen muß, und was für spätere Ereignisse von der größten Bedeutung ist, weil es dieselben erzeugt oder bedingt, pflegen

die verschiedenen Zeugen nicht von einander abzuweichen. Napoleons Bülletin mag etwas ganz Anderes enthalten, als die österreichischen und russischen Berichte, und die Erzählungen der Officiere und Soldaten in den verschiedenen Heeren mögen vom Bülletin und von den Berichten abweichen: über die Thatsachen, die entscheidend sind und, weil sie entscheidend sind, der Geschichte angehören, über die Thatsachen, daß am 2. December 1805 eine Schlacht zwischen dem französisch-teutschen und dem russisch-österreichischen Heere bei Austerlitz Statt gefunden, daß die Franzosen den Sieg gewonnen, daß die Russen sich nach Schlesien zurück gezogen, daß der Kaiser Franz hierauf im französischen Lager mit Napoleon eine Unterredung gehabt habe, daß hierauf zuerst ein Waffenstillstand und weiter ein Friede zu Preßburg abgeschlossen worden — über diese Thatsachen sind alle Nachrichten eben so einig, als die Bedingungen des Friedens außer allem Zweifel stehen. Und so möchte ich gleichfalls glauben, daß selbst wegen des Ereignisses vor Raleighs Wohnung die übrigen Augenzeugen mit ihm selbst und unter einander in Vielem übereingestimmt haben: Ort, Zeit, Parteien (Falls es Parteien gab), Ausgang und Folgen sind ohne Zweifel von Allen auf gleiche Weise angegeben. Nun will ich zwar keinesweges behaupten, daß die übrigen Erscheinungen, welche bei einem Ereigniß, z. B. bei der Schlacht von Austerlitz vorkamen, ohne Bedeutung wären, und daß man deßwegen die Verschiedenheit der Angaben über dieselben auf sich beruhen lassen könnte; aber einen festen Anhalt gewähren doch jene Thatsachen unleugbar. Sie sind die Knochen, das Gerippe des Körpers, in einem besonderen Falle der Begebenheit, überhaupt der Geschichte.

Die verschiedenen Angaben über die übrigen Erscheinungen, unter welchen und in welchen jene feststehenden Thatsachen Statt fanden, hat der Historiker zuerst kritisch auf ihren wahren Werth zurück zu führen; er hat sie unter einander und mit den Thatsachen zu vergleichen; er hat sie, nach seinen Kenntnissen von der Lage und der Natur der Länder, von der Stellung der Völker zu einander, von der früheren und späteren Geschichte, von dem inneren Zustande der Staaten, von den Charakteren und den Gesinnungen der handelnden Menschen zu prüfen, und alsdann wird die Ungewißheit verschwinden, und Dasjenige wird sich als die Wahrheit herausstellen, was er als geeignet zu Nerven, Fasern, Muskeln, Mark und Haut für jenes Gerippe erkennt, um dasselbe mit schaffendem Geist und künstlerischer Hand als einen lebendigen Leib hinzustellen.

„Das wird freilich eine große Operation sein; aber was der Historiker nach solcher Plage für Wahrheit hält, ist immer nur für ihn, ist nur subjective Wahrheit; unbestreitbare, objective Wahrheit ist es nicht.“

Fichte beantwortete die Frage des Pilatus: was ist Wahrheit? — ein Mal mit folgenden Worten: Wahrheit ist, was nothwendig so gedacht werden muß, wie es gedacht ist; was schlechthin nicht anders gedacht werden kann.

„Nämlich von Fichte oder von mir. Also hat ein Jeder seine eigene Wahrheit. Die mathematische Wahrheit aber ist für Alle dieselbe.“

Fichte erläuterte seinen Satz mit mathematischen Beispielen. Zwei, zwei Male gesetzt, sei vier, weil es unmöglich sei, die

Sache anders zu denken, sobald man nur wisse, was zwei und was vier. Er habe, sagte er, das Lachen nicht lassen können, als ihm zum ersten Male demonstrirt worden sei, daß vier Einheiten, nicht mehr getrennt, sondern vereint gedacht, eben vier seien: denn das, habe er gemeint, verstehe sich ja von selbst und könne gar nicht anders gedacht werden. Und so würde Alles, was nicht anders gedacht werden könne, nothwendig allgemein als Wahrheit erkannt werden, sobald es nur allgemein verstanden würde.

„Da eben liegt es. Der Unterschied ist, daß die Mathematik jeden Menschen zwingen kann, anzuerkennen, daß alle rechte Winkel gleich sind; daß Sie hingegen in historischen Dingen mich niemals zwingen können, Ihrer Meinung zu sein.“

Nein, aber ich glaube doch, daß ich Jeden von der Wahrheit zu überzeugen im Stande sein würde, der nicht etwa entschlossen wäre, sich nicht überzeugen zu lassen. Und das scheint mir ein Vorzug. Der Mathematiker zwingt die Menschen, die Wahrheit seiner Sätze anzunehmen; er unterwirft die Geister einem gewissen Fatalismus, bei welchem keine Freiheit der Entschließung möglich ist. Der Historiker läßt die Geister frei; er wendet sich an den ganzen Menschen, an Verstand, Herz und Gemüth, und will nur die freie Überzeugung gewinnen.

„Man braucht wahrlich nicht den Widerspruch zu seinem Grundsatze gemacht zu haben, um den Gang der Dinge anders zu denken, als sie uns überliefert oder von irgend einem Historiker dargestellt worden sind oder dargestellt werden können. Und so lange dieses der Fall ist, so lange wird es verstattet sein, die Ge-

schichte des Irrthums zu zeihen, und ihre Überlieferungen als falsch anzusehen."

Es leidet gar keinen Zweifel, daß auch der gelehrteste, redlichste, scharfsinnigste und geistreichste Historiker in Irrthümer verfallen kann, ja daß er in Irrthümer verfallen muß, weil auch er seinen Theil von dem allgemeinen Loose der Menschen zu tragen hat. Das ist aber auch kein Unglück. Lessing verbat sich ja die Wahrheit. Er hielt das Suchen nach Wahrheit dem Menschen für zuträglicher, als die Wahrheit selbst. Wenn, sagt er irgendwo, der liebe Gott vor mich hinträte und zu mir spräche, „in der rechten Hand halte ich die Wahrheit, in der linken den Irrthum; Lessing, wähle": so würde ich antworten: Vater, die Wahrheit ist für Dich, laß mir den Irrthum. Und wenn nun auch ein Historiker in seinem redlichen Irrthume das Geschehene anders darstellt, als es geschehen ist: welcher Schaden ist zu fürchten? Das Geschehene wird dadurch nicht ungeschehen, daß ein Historiker es übergeht; es wird dadurch nicht verändert, weder in seinem Ursprunge, noch in seinem Wesen oder in seinen Folgen, daß ein Historiker es unrichtig ableitet, unrichtig verlaufen und unrichtig wirken läßt; sondern es behält in der Vergangenheit die Stelle, die es gehabt, nimmt den Raum ein, den es ausgefüllt, und kann den Einfluß auf die spätere Zeit nicht verlieren, den es ein Mal ausgeübt hat. Auch werden die Überlieferungen, welche ein Historiker unrichtig gedeutet und unrichtig benutzt hat, nicht zerstört, sondern sie liegen unverletzt für und für vor der Welt. Also kann ein anderer Historiker die Geschichte von Neuem bearbeiten und die Irrthümer des ersten berichtigen; und sollte er

selbst in neue Irrthümer verfallen, so mag ein dritter hinzutreten, Beide zurecht weisen und die Wahrheit herstellen, die er erkannt zu haben glaubt. Auf solche Weise kommt Leben in das Studium der Geschichte, Leben in die Geschichtschreibung, und der Geist findet Gelegenheit sich zu üben und zu versuchen, desto öfter, je zahlreicher und je abweichender die Überlieferungen und die Bearbeitungen sind. Überlieferungen hingegen, wie Sir Walter Raleigh sie gewollt zu haben scheint, nämlich eine vollkommene Übereinstimmung aller Zeugen nicht nur über die Haupt-Thatsachen, sondern auch über alle Umstände, über alle Erscheinungen, unter welchen die Thatsachen geschehen sind, würde den Tod in das Studium und in die Geschichtschreibung bringen, selbst wenn ihr Zeugniß eben so vollständig als einstimmig wäre. Wir hätten alsdann an Einer Überlieferung vollkommen genug, und die seelenvollste Wissenschaft würde zu einem langweiligen Gedächtnißkram hinab sinken, zu einer drückenden Masse von Namen, Zahlen und Notizen. Ein Gips-Abdruck, von einer Leiche genommen, hat gewiß die größte Ähnlichkeit mit dem Bau des Gesichtes des Hingeschiedenen; aber es ist eine seelenlose Larve, die uns nimmer das Bild des Mannes gewähren wird, wie er dagestanden hat voll von Leben und Kraft. Viel lieber will ich die Büste besitzen, welche der Künstler mit freiem Geist und freier Hand geschaffen hat, um den Charakter des Mannes, seinen Geist und seinen Willen, ja sein ganzes Leben und Sein hinein zu legen; und es verdrießt mich nicht, daß etwa das Wärzchen fehlt, das jene Larve getreulich aufgenommen hat. So will ich auch in der Geschichtschreibung nicht die nackte, todte, aber treue Wirklichkeit, sondern eine lebens=

volle, farbenreiche Welt, welche die unzweifelhaften Thatsachen unverkürzt und unentstellt darbietet, aber mit poetischem Geist aufgefaßt und mit künstlerischer Hand ausgearbeitet.

„Sie machen also den Historiker zum Dichter."

Da ich s lbst noch Nichts in der Geschichte geleistet habe, Ew. Excellenz, so darf ich ja wohl meine Meinung aussprechen; denn ich rede nicht pro domo mea. Ich glaube wirklich, daß Geschichte nicht würdig geschrieben werden könne, ohne eine wahre ποιησις, und daß Niemand ein Historiker sein könne, im schönsten Sinne des Wortes, dem die schöpferische oder dichterische Kraft fehlt. Denn er muß ja die Welt der Vergangenheit vor Augen haben, in welcher die Ereignisse Statt fanden, die er darstellen will, und die er nur in der Anschauung dieser Welt darstellen und in ihrer ganzen und ächten Bedeutung darstellen kann. Diese Welt aber wird ihm nicht zur Anschauung dargeboten, sondern er muß sie schaffen, um sie anschauen zu können.

„Wenn man auch Dieses zugäbe, so würde doch ein großer Unterschied zwischen dem Dichter und dem Historiker bleiben. Der Dichter schafft seine Welt frei, nach seiner eigenen Idee, und darum kann er sie vollkommen und vollendet hinstellen; der Historiker ist gebunden: denn er muß seine Welt so aufbauen, daß die sämmtlichen Bruchstücke hinein passen, welche die Geschichte auf uns gebracht hat. Deßwegen wird er niemals ein vollkommenes Werk liefern können, sondern immer wird die Mühe des Suchens, des Sammelns, des Flickens und Leimens sichtbar bleiben."

Um so größer ist die Aufgabe des Historikers, um so schwieriger seine Arbeit, um so mehr verdient ein gelungenes geschicht-

liches Werk Dank, Ehre und Preis, ein weniger gelungenes Nachsicht und Schonung. Auch darf nicht übersehen werden, daß der Dichter nur seine eigene Idee, so tief und groß, als die Kraft seines Geistes sie zu fassen vermag, darzustellen sucht, der Historiker aber die Idee Gottes, wie sie sich im Leben der Menschen offenbart hat.

„Am Ende steht Ihnen der Historiker über dem Dichter.“

Ja nicht, Ew. Excellenz. Ich kann mich überhaupt mit der Stufenleiter, auf welche man die Geister zu stellen pflegt, nicht recht vertragen, und möchte glauben, daß die Bahnen des Geistes nicht unter einander gebauet sind, sondern neben einander fortlaufen. Jedes Falles glaube ich, daß Derjenige, der Tüchtiges in der Geschichte leistet, Niemandem seine Stelle zu beneiden brauche.

„Wenn ich nun aber aus Ihren Bemerkungen über geschichtliche Forschung und Geschichtschreibung das Resultat ziehe, so scheint doch, mit Schillers Worten, der langen Rede kurzer Sinn zu sein, daß Faust Recht habe:

> Was man den Geist der Zeiten heißt,
> Das ist im Grund der Herren eigner Geist,
> In dem die Zeiten sich bespiegeln.“

Mit diesem classischen Spruche bin ich vollkommen einverstanden. Wenn uns aber die Herren Geist geben und wäre es auch der eigene, und wenn sie uns in diesem Geiste das Spiegelbild der Zeiten zeigen, so können wir, denke ich, einiger Maßen zufrieden sein.

„Aber nun doch noch Eine Frage. Was wollen Sie denn

zuletzt mit Ihrer Geschichte, mit allen diesen historischen Wahrheiten, Irrthümern, Dichtungen? Welches ist das endliche Ziel Ihrer Studien und Ihrer Bestrebungen?"

Das ist eine große Frage, Ew. Excellenz, die eine weitläufige Antwort nothwendig macht. In der Kürze wüßte ich sie in der That nicht besser zu beantworten als mit Fausts Worten:

— Was der ganzen Menschheit zugetheilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst erkennen.

„Genießen, wollen Sie sagen."

Ew. Excellenz halten's zu Gnaden; ich möchte doch bei dem Erkennen bleiben, und mich mit dem Genusse begnügen, den etwa das Erkennen abwirft. Das Erkannte aber möchte ich alsdann durch Lehre und Schrift mittheilen. Übrigens darf ich wohl nicht hinzufügen, daß ich natürlich nur von meinem Wunsch und Willen gesprochen habe; das Vollbringen liegt nur zum kleinsten Theil in des Menschen Hand. Aber in magnis voluisse sat est.

„Ja, ja. Wir haben nunmehr Stoff zu vielen künftigen Unterhaltungen. Aber es ist schon weit am Tage; wir müssen's dießmal unterbrechen."

Indem ich nun meine Entlassung zu nehmen gedachte, sagte ich ungefähr folgende Worte: Ich kann nicht aussprechen, mit welchen Gefühlen ich von Ew. Excellenz scheide. Der gestrige Abend hatte mir die Brust mit der heitersten Freude angefüllt, und mit dieser Freude trat ich diesen Morgen bei Ihnen ein. Im Laufe des Gespräches aber ist ein Schatten in diese reine Heiterkeit gefallen, dem ich nicht auszuweichen vermocht habe, und der

mich jetzt, da ich Ew. Excellenz verlassen soll, etwas stark zu incommodiren anfängt.

„Wie so, Lieber? Was ist denn Das?“

Seit ich die Vocation nach Jena angenommen hatte, hat mich der Gedanke begleitet, daß mir nun auch das Glück beschieden sein möchte, nach welchem ich mich schon lange gesehnt hatte, das Glück, in die Nähe Ew. Excellenz zu kommen, Sie zu sehen, Sie zu sprechen. Und doch vermochte ich die Erfüllung dieses Wunsches nicht ohne große Ängstlichkeit zu denken. Zu meiner Sehnsucht mischte sich, bei meiner Verehrung und Bewunderung des Fürsten der Dichter, ich möchte sagen, eine heilige Scheu. Ich fürchtete, daß ich, wenn mir ein Mal die Ehre zu Theil werden möchte, Ew. Excellenz vorgestellt zu werden, wie ein Berauschter vor Ihnen erscheinen möchte, unbehülflich, hölzern, verwirrt, tölpelhaft. Der gestrige Abend hat mich nun über alle Verlegenheit rasch und glücklich hinweg gerissen; aber ich fürchte, er hat mich zuweit hinweg gerissen; ich fürchte, daß ich heute gesprochen habe, wie ich nicht hätte sprechen sollen. Ich bin aber in die Rednerei hinein gekommen, ich weiß selbst nicht wie. Ich habe wohl gefühlt, daß ich nicht hätte hinein kommen sollen; da ich aber ein Mal hinein gekommen war, so vermochte ich mich nicht wieder hinaus zu finden. Was ich Irriges gesagt haben mag, das werden Ew. Excellenz gewiß nicht beachtet haben; aber ich bitte so unterthänig als herzlich, mir auch zu Gnaden zu halten, was etwa Ungebührliches und Ungehöriges vorgekommen ist.

„Ei, lieber Herr Professor, seien Sie darüber ganz ruhig. Wir haben unter vier Augen gesprochen, im Ernst und im Scherz,

und ich wüßte nicht, was wir, Einer dem Anderen, vorzuwerfen oder übel zu nehmen hätten. Unser Gespräch hat mich interessirt und unterhalten, sonst würde es wohl auch nicht so lange gedauert haben. Ich habe in Ihnen einen jungen Mann kennen gelernt, der klar sehen will, der sich nicht durch hohle Worte verwirren und nicht durch Blendwerke irre führen läßt. Sie streben eifrig nach Wahrheit, ohne der Poesie entfremdet zu sein; selbst ihre täuschenden Gebilde mögen Sie wohl leiden. Das ist löblich und gut. In Ihrem wissenschaftlichen Treiben sind Sie auch auf gutem, auf dem rechten Wege. Fahren Sie fort, in der Geschichte zu leben und kühn in die vergangenen Zeiten zu schauen, ungestört von den Wirrungen der Gegenwart. Forschen Sie mit Anstrengung aller Kräfte in den Jahrbüchern der Völker; theilen Sie ehrlich und redlich mit, ohne alle Nebenabsicht, was Sie durch Ihre Forschung als wahr erkannt zu haben glauben, in Wort und Schrift; in Ihrer Darstellung aber machen Sie sich frei von jedem Vorbilde, und geben Sie namentlich jede Hämmerung und Verrenkung auf, die an Johannes Müller, der selbst nur ein Nachahmer von Tacitus ist, erinnern könnte; überhaupt fröhnen Sie nicht der Geschmacklosigkeit der Zeit und verachten Sie die Weisheit, die in den s. g. literärischen Blättern altklug verkündigt zu werden pflegt. Schreiben Sie vielmehr klar und einfach, ohne Scheu vor einem poetischen Anflug, und ziehen Sie eine bequeme Entwickelung der geschraubten Kürze vor, die man schlagend zu nennen und hoch zu bewundern pflegt. Sie werden späteren Geschlechtern gefallen, wenn Sie auch den Tadel Ihrer Zeitgenossen zu erdulden haben sollten. Jedes Falles hoffe ich von Ihrer An-

stellung in Jena Gutes für Sie selbst und für die Universität. Und nun (mir die Hand reichend) leben Sie recht wohl. Auf baldiges Wiedersehen."

Ich mochte mich 12 bis 16 Schritte entfernt haben, als Goethe mir nachrief: „Herr Professor Luden." — Rasch kehrte ich um, und fragte nach seinen Befehlen. „Ich habe Sie," sagte er, „gebeten, mich in Weimar zu besuchen; habe aber vergessen hinzuzusetzen: kehren Sie ja nicht in einem Wirthshause ein, sondern fahren Sie bei mir vor. Es soll immer ein Couvert für Sie bereit gehalten werden, und so oft Sie über Nacht in Weimar bleiben können und wollen, sollen Sie auch ein Bette finden. Und so noch ein Mal: leben Sie recht wohl."

Hufeland, Knebel und Griesbach über meine Gespräche mit Goethe.

Als ich Goethe verlassen hatte, blieb ich den ganzen Tag hindurch in einer wunderlichen Stimmung. Es war etwas Unheimliches und Unruhiges in mir, und ich sah nicht mit Heiterkeit, nicht mit Zufriedenheit auf den Morgen zurück. Ich ärgerte mich über mich selbst, daß ich mir erlaubt hatte, vor einem solchen Mann über sein eigenes Werk so offen und freimüthig zu sprechen, und zwar über ein Werk, das in der Welt als das Tiefsinnigste, das jemals geschrieben worden, anerkannt zu werden schien. Wie er selbst über das Werk denken oder vielmehr ursprünglich gedacht haben, was er bei der Abfassung beabsichtigt, was er nach und nach hinein gelegt haben mochte, war freilich ungewiß, und vielleicht wußte er es selbst nicht mehr: jedes Falles wurde der Faust in der Welt mit der höchsten Bewunderung angestaunt und des Lobpreisens war kein Ende. Diese Feier konnte nicht ohne Wirkung auf Goethe geblieben sein. Er hätte sich, meinte ich, zuverlässig dadurch selbst überzeugt, daß er, wie er sich selbst ausdrückte, im Faust nicht eine wunderliche, sondern eine wunderbare Dichtung

geliefert habe, und daß in dieser Dichtung wirklich ein tieferer Sinn liege, als er selbst hinein zu legen beabsichtigt hatte. Nothwendig müßte es ihm angenehm sein, daß sich so viele, und auch gelehrte und geistreiche Männer mit dem Faust beschäftigten und sich jegliche Mühe gaben, das Gedicht nicht nur im Ganzen dem Erhabensten gleich zu deuten, das je der menschliche Geist gedichtet und gedacht hat, sondern auch an jedem Reim so lange herum zu klauben, bis er ihnen als eine hohe Offenbarung erscheint. Und deßwegen könnte es, wie mir schien, nicht anders sein: was ich gesagt hatte, müßte ihm wie ein greller Mißton in die Ohren geklungen und ihn gestört haben in der seligen Behaglichkeit, in welche er durch den Zauber überschwenglicher Schmeichelei hinein gerathen sei. Deßwegen war ich ärgerlich über mich selbst, sehr ärgerlich, weil ich solche verletzende Worte gegen einen Mann ausgesprochen hatte, für welchen meine Brust voll war von Verehrung und Bewunderung. Aber ich war auch ärgerlich über Goethe. Wenn ich den ganzen Gang des Gespräches überdachte, so konnte ich nicht umhin, auf Goethe den größten Theil der Schuld zu werfen, daß dasselbe eine solche Wendung genommen hatte. Er hatte mich ja zu meinen Äußerungen verlockt, ja fast gezwungen. Ohne sein Drängen würde ich mich nimmer so weit eingelassen haben. Und in dem zweiten Theile des Gespräches, über die Geschichte, hatte er es, wie mir in meinem Unmuthe vorkam, darauf angelegt, seinen Unmuth an mir auszulassen, mich zu verwirren, mir wehe zu thun.

Nun mußte ich mir allerdings selbst gestehen: Goethe's Benehmen gegen mich sei durchaus edel, fein und zart gewesen;

höchstens hätte sein Mienenspiel und der Ton seiner Stimme einige Gereiztheit verrathen. Aber in mein Grollen mit mir selbst mischte sich bald ein argwöhnischer Gedanke ein, und in dieser Durchkreuzung sah ich in Goethe's Benehmen nicht mehr bloßes Wohlwollen und Güte, sondern es kam mir vor, als sei es Herablassung gewesen; es kam mir vor, als hätte er es für anständig und seiner hohen Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft und in der Literatur für angemessen gehalten, einem jungen unbedeutenden Professor gegenüber sich gleich zu bleiben und seine Freundlichkeit vom vorigen Abend mit seiner Würde als Minister und als Fürsten der Dichter ins Gleichgewicht zu bringen oder im Gleichgewichte zu erhalten. Er würde sich ja Etwas vergeben haben, wenn er meine Urtheile anders als mit vollkommener Ruhe angehört und aufgenommen hätte. Und selbst seine Abschiedsworte schienen mir weniger Werth zu haben, als sie an und für sich in Anspruch nahmen. Sie waren ja nur auf meine Anrede erfolgt, und diese hatte ich mit etwas bewegter Stimme gesprochen, die wohl bewies, daß ich keineswegs ruhig und zufrieden war. Endlich konnte ich nicht umhin, Goethe's Einladung nur als eine höfliche Redensart zu betrachten, deren er sich oft und um so unbedenklicher bedienen möchte, da er gewiß sein könnte, Niemand würde einen unbescheidenen Gebrauch davon machen.

Zuverlässig war dieses Alles nichts als Grillenfängerei. Zuverlässig hatte ich vollkommen Unrecht. Davon habe ich mich in der Folge völlig überzeugt, und ich würde mich früher davon überzeugt haben, wenn nicht bald nachher die Schlacht bei Jena, welche die Stadt überhaupt und mich im Besondern sehr hart traf, andere

Verhältnisse herbei geführt hätte. Jetzt aber fühlte ich mich, ich weiß es nicht anders auszudrücken, mit Goethe zerfallen; es stand Etwas zwischen ihm und mir, und ich hatte nicht das geringste Verlangen, ihm in Weimar meine Aufwartung zu machen.

Am Abend des Tages sah ich Hufeland nur einen Augenblick. Er forderte mich auf, ihn am anderen Morgen bis Dornburg zu begleiten. „Ich fühle das Bedürfniß," sagte er, „mich der köstlichen Aussicht vom Balcon des Herzoglichen Schlosses ein Mal wieder zu erfreuen, und ich möchte mir nicht gern das Vergnügen versagen, Sie mit derselben bekannt zu machen. Sie gehört auch zu den Schönheiten Jena's."

Am anderen Morgen um 6 Uhr saßen wir im Wagen und rollten bei dem schönsten Wetter dahin. Auf dieser Fahrt nun fragte Hufeland mich, wie ich denn gestern mit Goethe ausgekommen sei? Er habe die Excellenz gestern Abend noch gesehen und von ihr erfahren, daß ich gar lange bei derselben gewesen sei. Goethe habe gesagt, er habe ein wahres Examen mit mir angestellt, und dieses sei in eine Discussion, ja in eine Disputation übergegangen; wir hätten uns so in dem Gespräche verwickelt, daß das Netz zwei Male gewaltsam hätte durchbrochen werden müssen. Auf meine Frage, ob denn Goethe nicht die Gegenstände unsers Gespräches genannt und kein Urtheil über meine Ansichten und Weisen hinzugefügt habe, erhielt ich eine verneinende Antwort. Es sei dazu auch keine Zeit und keine Gelegenheit gewesen. Goethe habe nur gesagt, ich sei nicht übel bestanden; er hoffe Gutes von meiner Anstellung für die Universität, und glaube, daß es mir gelingen werde, das Studium der Geschichte empor zu

bringen. Hierauf erzählte ich Hufelanden den Inhalt, den Gang und das Ende meiner Gespräche mit Goethe. Natürlich konnte Dieses nur im Allgemeinen geschehen. Hufeland hörte mich an mit andächtigem Schweigen und unterbrach nur meine Erzählung mit einer Nachfrage, wenn der rumpelnde Wagen meine Worte undeutlich gemacht hatte. Zuweilen lachte er, zuweilen nickte er beifällig, zuweilen schüttelte er den Kopf. Am Ende aber sagte er ungefähr folgende Worte: „Über die Sachen können wir hier nicht verhandeln; Zeit und Ort machen es unmöglich. Ich gestehe Ihnen aber, daß ich wünsche, Sie möchten ein solches Gespräch mit Goethe nicht geführt haben. Ich fürchte, Sie haben einen falschen Schritt gethan. Es ist immer ein kitzliches Ding, mit einem Autor über seine eigenen Werke zu sprechen, wenn man sich nicht etwa weitere Belehrung erbitten will. Es ist schwer, den richtigen Ton zu finden. Da jeder Autor ohne Zweifel das Beste gegeben hat, was er zu geben vermochte, so ist ihm der Glaube nicht zu verargen, daß er auch etwas Vortreffliches gegeben habe. Manche mögen daher kein Wort über ihre Opera hören, weil sich deren Vortrefflichkeit ja von selbst versteht. Andere wollen nicht bloß Anerkennung, sondern auch Lob aus dem Munde jedes Menschen, der ihnen nahe kommt; bleibt dieser mit seinem Lobe zurück oder gedenkt er ihrer Schriften vielleicht gar nicht: so fangen sie selbst von denselben zu sprechen an, und Wehe Dem, der sie nicht gelesen hat, oder sie nicht als ausgezeichnet zu würdigen versteht. Mit Männern, deren Wissenschaft sich auf Forschung oder Beobachtung gründet, kommt man allerdings leicht aus; sie wollen, wie belehren, so belehrt werden. Aber schon mit den eigent-

lichen Philosophen ist schwer auszukommen. Sie wissen ja, wie unser Fichte ist, der durchaus keinen Widerspruch, kaum einen Zweifel ertragen kann. So sind sie Alle; Alle wenigstens, die ich kennen gelernt habe. Am reizbarsten aber ist das Völkchen der Dichter. Diesen darf man sich nur mit dem Weihrauchsfasse in der Hand nahen. Und Goethe, gewiß der Erste der Dichter, ist nur an Bewunderung, ja an Anbetung gewöhnt. Sie haben daher sehr unvorsichtig gehandelt, daß Sie ihm widersprochen, daß Sie über die Bewunderer seines Faust fast ein wenig spöttisch gesprochen, und dem erhabenen Gedichte einen so gewöhnlichen Ursprung gegeben haben. Es ist ja fast zum Gelegenheits-Gedichte gemacht worden, und diese Gattung der Poesie pflegt man am Tiefsten zu stellen."

Aber, mein Gott, ich habe ja nur eine Hypothese über die Entstehung des Gedichtes ausgesprochen, und den tiefen Geist, die ächte und erhabene Poesie in dem Gedichte gern, willig, wiederholt, mit Freude und Bewunderung anerkannt.

„Aber Sie haben diesen tiefen Geist, diese ächte Poesie nur im Einzelnen anerkannt und nicht im Ganzen; auch haben Sie, wenn ich Sie anders recht verstanden habe, behauptet, es sei unmöglich, dieses Einzelne, das uns gegeben ist, zu einem Ganzen zu machen, weil sich überall Widersprüche fänden, die sich nicht ausgleichen ließen, die selbst Goethe auszugleichen außer Stande sei."

Habe ich denn Unrecht mit dieser Behauptung? Ich glaube, nein.

„Ob Sie Recht haben oder Unrecht mit Ihrer Behauptung,

will ich durchaus nicht entscheiden; vielleicht wird sich dieselbe bestätigen, vielleicht wird sie zu Schanden werden, wenn Goethe den Faust vollendet und die ganze Tragödie vollendet vorlegt. Ich meine aber, Sie haben Unrecht gehabt, eine solche Behauptung vor ihm auszusprechen. Goethe verdient zuverlässig, und darin stimmen Sie drei Male mit mir überein, die Verehrung von ganz Teutschland, deren er sich auch in der That rühmen kann. Aber Sie wissen auch, daß diese Verehrung dem großen Dichter von Vielen, und nicht bloß von unbedeutenden Männern auf den Knieen bewiesen worden ist. Dadurch ist sie eben zur Anbetung geworden; dadurch ist aber auch Goethe verwöhnt; er betrachtet sich wie ein geheiligtes Haupt, und verlangt, daß ein Jeder ihm seine unbedingte Huldigung und Hingebung darbringen soll. Wer das nicht thut, wer ihm sogar widerspricht, den betrachtet er als seinen Feind. So glaube ich, und ich habe gute Gründe zu diesem Glauben."

Meine Erwiderung, daß ich gewiß nicht in der Absicht zu Goethe gegangen sei, mit ihm über den Faust zu sprechen, und noch weniger in der Absicht, ihm etwas Unangenehmes oder Verletzendes zu sagen, ließ Hufeland mit der Bemerkung gelten: Das verstehe sich ja von selbst. Aber meine Behauptung, daß Goethe mich zu meinen Expectorationen verlockt und dieselben gleichsam aus mir heraus gepreßt habe, verwarf er durchaus. Ich sei schuldlos schuldig geworden, sagte er. Es sei ein Fehler gewesen, daß ich vor dem Dichter des Faust mich wiederholt auf den Faust berufen und Stellen aus demselben angeführt hätte. Dadurch habe Goethe wohl auf den Gedanken kommen müssen, daß ich zu

den unbedingten Bewunderern des Faust gehörte und in demselben das Höchste und Heiligste unübertrefflich dargestellt fände; er habe, da ich von Disputationen über den Faust gesprochen hätte, annehmen müssen, daß ich bei denselben der Enthusiast, meine Gegner aber die Tadler, Kritiker und Krittler gewesen wären. Und deßwegen habe er mich zuerst aufgefordert, Bericht zu erstatten. Später, als die Sache gegen seine Erwartung ausgefallen sei, habe er ohne Inconsequenz weder stillstehen, noch abbrechen können. Auch meine Entschuldigung, daß ich durch die lange Gewohnheit, immer den Faust anzuführen, die ihm ja wohl noch bekannt wäre, verleitet worden sei, selbst vor dem Dichter des Faust arglos die geläufigen Stellen zu citiren — auch diese Entschuldigung billigte er nur halb und halb. „Eine Gewohnheit,“ sagte er, „von welcher Art sie sein mag, ist ein gesellschaftlicher Fehler. Der gebildete Mensch, der in allen Verhältnissen bestehen will, muß immer Herr seiner Gedanken und seiner Worte sein, und darf sich nicht von jenen fortreißen und in diesen gehen lassen. Es giebt Nichts, das für alle Zeiten und an allen Orten geeignet wäre. Auch bietet Derjenige, der Gewohnheiten unterworfen ist, der Welt verwundbare Stellen dar; und wenn ein Schlag gegen eine solche Stelle geführt wird, so kann er denselben mit seinen Gewohnheiten weder abwenden, noch sich gegen ihn schützen.“ Ich gab Hufelanden in Allem Recht, Theils weil er in Vielem Recht hatte, theils aus Achtung für den wohlwollenden, klugen und vielerfahrenen Mann.

Inzwischen waren wir in der Nähe von Dornburg angekommen. Das Städtchen lag in schönstem Lichte vor uns auf dem

Felsen. Deßwegen brach ich die Unterredung ab. „Nun, in Gottes Namen,“ sagte ich. „Facta infecta fieri nequeunt. Wenn Goethe so kleinlich sein könnte, deßwegen gegen mich Rancüne zu hegen, daß ich ihm arglos meine Meinung über eine seiner Dichtungen zu sagen gewagt habe: so kann es mir nur lieb sein, daß ich sie ihm gesagt habe. Ich werde um so schneller mit ihm ins Reine kommen.“ „Ich kenne Goethe nicht genug,“ erwiderte Hufeland, „um zu wissen, ob er der Rancüne fähig sei oder nicht; indeß möchte ich es nicht glauben. Dagegen aber halte ich für möglich, daß eine gewisse Empfindlichkeit gegen Sie in ihm zurückgeblieben sei, und Sie werden wohl thun, Ihr ferneres Betragen so einzurichten, als wäre diese Empfindlichkeit wirklich in ihm. Auch fällt mir jetzt erst ein, daß er gestern Abends in einem etwas trocknen Ton von Ihnen sprach. Hinderlich wird er Ihnen nicht sein; dazu denkt er zu edel; aber auf Förderung von seiner Seite dürfen Sie auch nicht hoffen. Dazu ist er überhaupt nicht eben geneigt; es ist ihm zu unbequem.“ „Auch gut,“ sagte ich. „Die Gegend von Jena ist zwar anmuthig und schön, und entzückt mich sehr; die Stadt aber spricht mich nicht eben stark an; von den Menschen kenne ich nur ein Paar: wer weiß, ob ich zu den übrigen passen werde; die literarischen Hülfsmittel und Anstalten sind mir noch völlig unbekannt und sollen nicht bedeutend sein. Jedes Falles bin ich nicht an Jena gefesselt. Jena ist mit seiner lieblichen Umgebung doch nur ein kleines Fleckchen in unserm ganzen schönen Vaterlande. Wenn mir mein Brot in Jena verbittert werden sollte, so esse ich es anderswo.“ „Bravo,“ antwortete Hufeland. „Das ist verständig gesprochen. Und so nur

immer frisch und fröhlich voran.“ In demselben Augenblicke fuhren wir auf den Schieferhof, bestellten ein Frühstück und stiegen sogleich den Berg hinan.

Als wir einige Zeit auf den Terrassen hin und her gewandelt waren, uns lediglich über die Schönheit der Aussicht unterhalten und uns wechselseitig auf diesen oder jenen Gegenstand aufmerksam gemacht hatten, setzten wir uns ziemlich ermüdet auf dem Schloßbalcon, um uns ein wenig zu erholen. Wir saßen schweigend neben einander. Ich war im Anschauen verloren, und glaubte, auch bei Hufeland finde dasselbe Statt. Als ich aber ein Mal zu ihm hinblickte, schien er mir schwermüthig und in sich selbst versunken dazusitzen. Ich unterbrach daher das Schweigen. „O Gott,“ sagte ich, „wie herrlich! Wenn doch der Herzog von Weimar, fortan mein gnädigster Herr, auf den schönen Gedanken käme, mir, seinem unterthänigsten Professor, dieses kleine Schloß mit diesem Garten zu schenken. Hier möchte ich leben und sterben.“ „Der Wunsch ist so übel nicht,“ antwortete Hufeland, „besonders wenn der Herzog die Gnade hätte, Ihnen auch noch ein Jahrgeld von etwa 10,000 Thalern auszahlen zu lassen, damit Sie sich's recht comfortable machen könnten.“ „Was ist doch,“ fuhr ich fort, „gegen eine solche Natur Ihr königliches Berlin, das Nichts darbietet, als breite Straßen, große Häuser, Staub, Sand und die halb vertrockneten Linden.“ „Nu, nu,“ sagte Hufeland, „lästern Sie nicht. In den Palästen und Häusern wohnen große Männer und gute Menschen; auch schließen sie viel Schönes und Unschätzbares ein.“ „Ganz Recht,“ antwortete ich; „aber neben den großen Männern und guten Menschen sitzen

auch viele Lumpe und schlechtes Gesindel, und neben dem Schönen und Unschätzbaren hat sich auch viel Häßliches und Gemeines eingenistet. Indeß bin ich fern von jeglicher Lästerung gegen das liebe Berlin und werde Nichts sagen in detrimentum urbis regiae, sondern ich habe nur eine Vergleichung gemacht. In diesen heiteren, reinen, lebensvollen Umgebungen tritt uns, verzeihen Sie den Ausdruck, der liebe Gott sichtbar vor die Augen; man wird ergriffen, wird still und innig, ja, ich möchte sagen, man versinkt in Andacht und Gebet. Eine Stadt dagegen, wie Berlin, zeigt uns nur Menschenwerk, das uns eher von Gott entfernt, als an Gott erinnert. Man bewundert das Werk einen Augenblick, freuet sich auch über die Macht menschlicher Kraft und Kunst, bald aber fängt man an zu urtheilen, zu messen, zu berechnen, und alsdann melden sich wohl auch Wünsche und Leidenschaften, die nicht eben von der edelsten Art sind." „Ja," sagte Hufeland, „es ist wahr, eine solche stille und reine Anschauung der Natur hat etwas ungemein Schönes oder Heiliges." „Haben Sie," fragte ich, „Herr geheimer Rath, da Sie so empfänglich sind für die Reize der Natur, haben Sie niemals bereuet, diese herrliche Gegend mit Berlin vertauscht zu haben?" „Welche Frage," antwortete Hufeland. „Nein; niemals hat mich gereuet und kann mich gereuen, daß ich in die schönen Verhältnisse eingetreten bin, in welchen ich, wie Ihnen ja hinlänglich bekannt ist, in Berlin lebe. Aber leugnen will ich nicht, daß mich zuweilen eine starke Sehnsucht nach diesen Bergen und Thälern beschleicht, deren ich mich vormals so oft und so herzlich gefreuet habe. Und wenn ich sie, wie jetzt, ein Mal wiedersehe, so entzücken sie mich nicht bloß,

sondern sie rufen auch Erinnerungen hervor, die mich in eine Stimmung versetzen, welche ich nur eine süße Wehmuth nennen kann. Aber genug. Wir dürfen uns nicht länger aufhalten."

Etwa eine Stunde nachher ließ sich das Horn des Postillons hören. Als wir nun scheiden wollten, sagte Hufeland: „Noch Eins. Schreiben Sie das Gespräch mit Goethe auf, während Sie dasselbe noch in recenti memoria haben. Es ist jedes Falles schon deßwegen interessant, weil es ein Gespräch mit Goethe ist. Das Aufschreiben kann nie schaden und könnte Ihnen ein Mal lieb sein. Aber Sie müssen Goethe's und Ihre Worte getreulich zu Papier bringen, Nichts ändern und noch weniger Etwas ausschmücken. Und wenn Sie es ruhig und getreu niedergeschrieben haben, so schicken Sie es mir doch auf wenige Tage nach Berlin. Ich will es mit Muße durchlesen, und Ihnen alsdann auch aufrichtig meine Meinung sagen." Ich versprach Beides. —

Fünf bis sechs Wochen blieb ich in Jena und fing sogleich nach Hufelands Abreise an, ein geordnetes Leben zu führen. Ich verließ das Gasthaus und bezog eine Privat-Wohnung, machte Besuche bei den Professoren, besuchte auch die Bibliothek, ließ mich im akademischen Senat beeidigen, ging zuweilen in Gesellschaft und studirte fleißig. Auch miethete ich eine Familien-Wohnung und brachte in derselben unsere Sachen unter, die in dieser Zeit per Fracht nach Jena gekommen waren. Die Unterredung mit Goethe hatte ich in den ersten Tagen niedergeschrieben. Inzwischen ward ich wiederholt zu einem Ausfluge nach Weimar eingeladen. Ich konnte mich aber nicht entschließen. Selbst eine Einladung von Knebel lehnte ich schriftlich ab. Als ich den edlen

Herrn einige Tage später besuchte, drängte er sehr, daß ich ihm sagen sollte, warum ich nicht mit ihm nach Weimar gewollt hätte. Ich trug kein Bedenken, ihm den wahren Grund anzugeben. Er aber machte aus der Sache Nichts. Er ließ sich Einiges von meinen Gesprächen mit Goethe erzählen, war aber viel zu ungeduldig, als daß er der Erzählung hätte zuhören können oder mögen. Alle Augenblicke fiel er ein und nicht bloß mit seinem gewöhnlichen: „Jo, jo! Jo, jo!" sondern mit der Frage: „wie war Das? was haben Sie gesagt? sagen Sie mir das noch ein Mal." Zuweilen rief er aus: „Bravo; das war Recht; das haben Sie gut gemacht," oder etwas Ähnliches. Knebel nämlich war ein großer Gegner der Gebrüder Schlegel oder vielmehr der ganzen romantischen Schule, weil er glaubte, diese Schule habe unsere Literatur nicht gefördert, sondern nur in ihrer natürlichen, freien und eigenthümlichen Entwickelung unterbrochen, und gewaltsam in eine andere, in eine falsche Richtung gedrängt. Wenn er nun in meinen Worten Etwas zu finden glaubte, das er gegen jene Schule zu deuten vermochte, so erfolgte ein Bravo. Bei anderen Worten sagte er wohl auch: „was Teufel, Das haben Sie gesagt? Sind Sie verrückt? sind Sie toll?" und ähnliche Dinge. Endlich aber brach er, es war ungewiß, ob im Zorn oder im Scherz, rasch heraus: „Ei, geht mir aus dem Gesichte mit Eurem Disputiren. So seid Ihr Alle, Ihr Philosophen, Philologen, Historiker, Ästhetiker, Kritiker oder wie Ihr Euch selbst und unter einander nennen mögt. Ihr seid der Poesie nicht werth, nicht werth, daß sich der Dichter die Mühe giebt, Euch das Schöne in göttlichen Liedern vor die Augen zu stellen und in die Ohren zu singen. Ihr ver-

schließt die Augen und seht Nichts; Ihr verstopft die Ohren und hört Nichts, und beharrt bei Eures Herzens Härtigkeit. Ihr wühlt, knaupelt und drehet an den Versen, Füßen und Reimen, um den Sinn zu finden, so lange herum, bis der Geist der Poesie, zornig über ein solches Beginnen, entflohen ist, und bis Ihr in platter Prosa einen verständigen Gedanken heraus gefunden habt, den Ihr selbst wohl auch hättet haben können. So zerstört Ihr Euch selbst die höchste Freude des Lebens, den feinsten und edelsten Genuß. Der Geist der Poesie ist ein gar zartes, ein himmlisches, heiliges Wesen. Er will in der Brust des Menschen eine reine, wohl bereitete Stätte vorfinden, von welcher er sogleich bequemen Besitz nehmen kann, um von ihr aus den ganzen Menschen zu durchdringen, zu läutern, zu beseligen. Findet er diese Stätte nicht sogleich, wenn er sich nahet, in einem Gedichte nahet, in einem Gemälde, in einer Statue, so zieht er sich zurück. Wer erst hinterher ihn sucht, der findet ihn nicht; wer ihm nachläuft, um ihn zu haschen, der faßt ihn nicht und sieht ihn nicht ein Mal entweichen. Er steht da, ein prosaischer Mensch, und blickt leer ins Leere, gemein ins Gemeine. Glauben Sie mir, so ist es. Dem da drüben aber, dem ist ganz Recht geschehen, daß ihm ein Mal eine freie Meinung ausgesprochen worden ist, gleichviel ob sie richtig war oder nicht. Er hört sonst nur Schmeicheleien; Sie haben ihm nicht eben geschmeichelt. Vielleicht hat er es aber doch als Schmeichelei angenommen. Große Herren wissen sich Etwas damit, daß sie zu Freimüthigkeit auffordern; sie wissen, daß sie dadurch nicht verlieren, sondern nur gewinnen können. Sie thun doch, was sie wollen. So ist Goethe. Er bekümmert sich

um kein Urtheil. So lange seine Schriften vom Buchhändler tüchtig bezahlt werden, weil sie Abgang finden, ist ihm Alles einerlei. Wir haben noch Vieles von ihm zu erwarten. Vor dem Dinge, das man das Publicum nennt, hat er eine souveraine Verachtung. Es freuet ihn, wenn er dem Ungeheuer Brocken hinwerfen kann, an welchen es sich die Zähne blutig beißt. Ich kenne ihn lange, von Innen wie von Außen. Mich hat immer eine unüberwindliche Scheu vor dem Publicum begleitet; darum habe ich unsäglich Vieles verbrannt oder vernichtet, das ich gedichtet hatte. Goethe hat mich oft darüber gescholten. Man muß jung vor dem Publicum auftreten, sagt er, und alsdann oft erscheinen. Dieses Thier denkt, wer viel giebt, muß viel haben, und wer oft bringt, muß reich sein. Und hat man es nur erst dahin gebracht, daß man Bewunderer findet, so wird es auch nicht lange an unbedingt Ergebenen fehlen, welchen Alles vortrefflich ist, was den Namen des Bewunderten an der Stirn trägt. Und es ist wahr, Goethe hat Großes und Herrliches gebracht; er hat die höchste und reinste Poesie gebracht; er hat die Bewunderung verdient, die er gefunden hat. Die Teutschen sind verpflichtet, seinen Namen hoch und hehr zu halten, und hoch und hehr wird er bleiben. Das leidet keinen Zweifel; das weiß auch Goethe recht gut, und deßwegen ist er nunmehr völlig gleichgültig gegen die Urtheile des Publicums oder im Publicum. Sie können daher gewiß sein, daß er schon längst vergessen hat, was Sie ihm gesagt haben, und daß er nie wieder daran denken wird, wenn ihn nicht irgend ein besonderer Zufall daran erinnert. Eins könnte ihn überrascht haben. Sie haben vielleicht nicht ganz Unrecht mit

Ihrer Conjectur über die Entstehung des Faust. Ich glaube fast, und nicht aus schlechten Gründen, Ihre Vermuthung könnte so ziemlich richtig sein. Vielleicht könnte ihn verdrossen haben, daß Sie ihm auf die Spur gekommen sind, ich will sagen, daß Sie" — und in diesem Augenblicke bot Knebel mir seine Dose dar — „geglaubt haben, ihm auf der Spur zu sein. Nun, so nehmen Sie doch eine Prise. Das ist erfrischend. Die Inschrift des Schneeberger Fluß-, Haupt- und Hirnpulvers ist so vortrefflich als wahr: er schärft den Verstand und stärkt das Gedächtniß. Ich rathe Ihnen das Schnupfen an. Daß Sie nicht rauchen, ist gut, das Schnupfen aber ist erstaunlich heilsam, auch besonders für die Augen. Ich weiß Das aus Erfahrung. Goethe verwirft Rauchen und Schnupfen. Wegen des Rauchens hat er Recht; ich rauche auch täglich nur ein Paar Pfeifen. Das Rauchen, sagt er, macht dumm; es macht unfähig zum Denken und Dichten. Es ist auch nur für Müßiggänger, für Menschen, die Langeweile haben, die ein Drittheil des Lebens verschlafen, ein Drittheil mit Essen, Trinken und anderen nothwendigen oder überflüssigen Dingen hindudeln, und alsdann nicht wissen, obgleich sie immer vita brevis sagen, was sie mit dem letzten Drittheil anfangen sollen. Für solche faule Türken ist der liebevolle Verkehr mit den Pfeifen und der behagliche Anblick der Dampfwolke, die sie in die Luft blasen, eine geistvolle Unterhaltung, weil sie ihnen über die Stunden hinweg hilft. Zum Rauchen gehört auch das Biertrinken, damit der erhitzte Gaumen wieder abgekühlt werde. Das Bier macht das Blut dick und verstärkt zugleich die Berauschung durch den narkotischen Tabacksdampf. So werden die Nerven abge-

stumpft und das Blut bis zur Stockung verdickt. Wenn es so fortgehen sollte, wie es den Anschein hat, so wird man nach zwei oder drei Menschen-Alter schon sehen, was diese Bierbäuche und Schmauchlümmel aus Teutschland gemacht haben. An der Geistlosigkeit, Verkrüppelung und Armseligkeit unserer Literatur wird man es zuerst bemerken, und jene Gesellen werden dennoch diese Misere höchlich bewundern. Und was kostet der Greuel. Schon jetzt gehen 25 Millionen Thaler in Teutschland in Tabacksrauch auf. Die Summe kann auf 40, 50, 60 Millionen steigen. Und kein Hungriger wird gesättigt und kein Nackter gekleidet. Was könnte mit dem Gelde geschehen! Aber es liegt auch in dem Rauchen eine arge Unhöflichkeit, eine impertinente Ungeselligkeit. Die Raucher verpesten die Luft weit und breit und ersticken jeden honneten Menschen, der nicht zu seiner Vertheidigung zu rauchen vermag. Wer ist denn im Stande, in das Zimmer eines Rauchers zu treten, ohne Übelkeit zu empfinden? wer kann darin verweilen, ohne umzukommen? In allen diesen Klagen hat Goethe Recht; aber Unrecht hat er wegen des Schnupfens. Er will immer 'was Apartes haben. Das Schnupfen hat er sich freilich nicht angewöhnt, aber dafür zieht er eau de Cologne und anderes spirituoses Zeug in die Nase hinein. Nun, unser Einer riecht auch wohl ein Mal gern, was gut riecht, aber wenn ich das Cölnische Gebräu in die Nase hinein saugen wollte, ich wäre des Todes. Er weiß auch nicht Gescheutes gegen das Schnupfen zu sagen. Es ist eine Schmutzerei, sagt er. Das aber ist Thorheit. An jeden sinnlichen Genuß hängt sich eine Schmutzerei an, entweder im Anfang oder zum Schluß. Das erhöht nur den Reiz. Die größten

Männer haben geschnupft und stark. Der alte Fritz hatte die Westentasche immer voll Taback, wenn er sie nicht grade leer geschnupft hatte; und der Andere da, Dings, wie heißt er denn, Bonaparte, Napoleon, hält auch die Dose immer offen in der Hand. Es ist natürlich und nothwendig. Sie würden Vieles vergessen und oft in Verlegenheit sein, wenn die Prise nicht das Gedächtniß stärkte und den Verstand schärfte. Mein seliger Vater ..." Und so ging die Plauderei fort, bis ich unterbrechend ein anderes Gespräch begann.

Da diese Rückblicke in der Folge noch oft auf den vortrefflichen Knebel fallen dürften, so habe ich für gut gehalten, ihn ein Mal weitläufig reden zu lassen, um die Weise des merkwürdigen Mannes anschaulich zu machen. Wenn er einem Menschen sein Vertrauen schenkte, so schenkte er es unbedingt und sprach ohne Rückhaltung über Alles. Aber sein Sprechen war eigener Art. Ließ man ihn reden, so sprach er in Einem fort, bis irgend ein Zufall dazwischen trat. Er ließ sich im eigentlichsten Sinne gehen und zügelte seine Gedanken durchaus nicht. Wenn er mit dem Heiligen begann, so war er oft bald bei dem Gemeinen, und wenn er auf eine ganz gewöhnliche Weise anfing, so erhob er sich zu dem Edelsten und Erhabensten und stand da wie ein geweiheter Priester des Schönen und Göttlichen. Der Übergang von einem Gegenstande zu einem anderen, ganz verschiedenen, war meistens ein rascher Sprung. Zuweilen war es gar nicht möglich, die Veranlassung zu der neuen Wendung aufzufinden. Wie er durch meine Ablehnung einer Prise auf seine Expectoration über Rauchen und Schnupfen gekommen war, so konnte ein Sonnenstrahl,

der Anblick eines Buches, ein umfallender Stock, ein Vogel, der an das Fenster flog, ein Gesang, ein Schrei, ein lautes Wort draußen, ihn zu einer neuen Reihe von Ideen veranlassen; und so mochten auch Erinnerungen, die plötzlich in ihm aufstiegen, in ähnlicher Weise wirken. Wenn man ihm mit einer Frage in die Rede fiel, so antwortete er; war aber alsdann nicht leicht dahin zu bringen, daß er den Faden wieder aufnahm, wo er ihn hatte fallen lassen. Warf man Erläuterungen hinein, so kam er auf etwas Neues. Widersprach man, so pflegte er zu sagen: „Jo, jo, ganz Unrecht haben Sie nicht," und gab seine Erzählung oder sein Raisonnement auf. Auf's Disputiren ließ er sich nicht ein; gern aber ließ er sich belehren, wenn er bei seiner Lectüre oder in den Zeitungen Etwas gefunden hatte, das ihm nicht deutlich gewesen. Er wußte Mancherlei aus der Geschichte, aber wenig fest, und Nichts im Zusammenhange. Er war mehr Poesie, als Poet. Seine Art zu sprechen war eigenthümlich; sie hatte etwas Abgerissenes, Gehacktes, Barockes. Oft fühlte man sich ergriffen, oft mußte man lachen, auch bei ernsten Dingen, zumal da er immer aufstand, hin und her lief und allerlei Unnöthiges besorgte. Beständig aber sprach sich in seinen Worten eine höchst edle Gesinnung aus, und niemals war er uninteressant. Nur in den letzten Jahren zeigte er sich anders. Er wurde schweigsam und stumpf, führte ein geordnetes Gespräch, immer ernster Art, zuweilen in einer gewissen Wehmuth. —

Zu den wenigen Männern, mit welchen ich schon in dieser Zeit und fortwährend, so lange sie lebten oder in Jena blieben, einen häufigen und innigen Verkehr zu erhalten suchte, gehörte

vorzugsweise der edle Griesbach. Ich habe wenige Menschen kennen gelernt, die einen solchen Eindruck auf mich gemacht, die mir eine so hohe Achtung eingeflößt und mich mit so inniger Ergebenheit erfüllt haben, als dieser Mann. Von seiner Gelehrsamkeit kann hier nicht die Rede sein, und es wäre überflüssig; ich gedenke seiner nur als Menschen in seiner Eigenthümlichkeit. Griesbach hatte sich über alle menschlichen Dinge feste und bestimmte Grundsätze gebildet, an welchen er unter allen Umständen festhielt; in einem gegebenen Fall aber brachte er dieselben mit Mäßigung und einem sehr feinen Tact in Anwendung. Dadurch hatte er gewöhnlich eine große Überlegenheit. Als erster Professor der Theologie war er Prälat der (alten) Weimarischen Landstände, vertrat die Geistlichkeit und hatte auf dem Landtage den Vorsitz. In dieser Stellung hatte er eine große Geschäftskenntniß erworben und eine Gewandtheit, die selten bei Professoren der Theologie gefunden werden dürfte; auch war er mit hohen und höchsten Personen in mannichfaltigen Verkehr, wenigstens in Berührung gekommen, und hatte dadurch die Formen der gebildeten und vornehmen Welt gewonnen. Bei dem Allen hatte er ein wahrhaft kindliches Gemüth bewahrt und eine wohlwollende Gesinnung. Wen er ein Mal seiner Achtung würdig gefunden hatte, dem blieb er treu zugethan; weß Leben unrein war, sei es auf diese Weise oder auf jene, den haßte er mit gründlichem Hasse, ohne sich bis zu harten Urtheilen zu vergessen; nur seine Freunde warnte er und sprach gegen dieselben auch wohl offen aus, was er dachte, und Dieses selbst in schneidender Art. Aber seine Worte waren selten verletzend, und auch der reizbarste Mensch mußte alle Empfindlichkeit

unterdrücken, wenn er den Mann ansah: in seinem Gesichte lag der Ausdruck beständiger Schmerzen; das lange weiße Haar, das an den Schläfen dünn herab hing, verstärkte diesen Ausdruck; seine körperliche Unbehülflichkeit, besonders seine stark geschwollenen Beine waren unabweisbare Zeugen seiner zerrütteten Gesundheit, und man brauchte seinen oft furchtbaren Husten nicht zu hören, und das Arznei-Glas, das ihm immer zur Seite stand, nicht zu beachten, um seine mannichfaltigen Leiden zu erkennen. Um so mehr mußte man sich ergriffen fühlen von der Ruhe, die er selten verlor, und von der Heiterkeit, mit welcher er oft die Unterhaltung führte. Er gab einen starken Beweis „von der Macht des Gemüthes, seiner krankhaften Gefühle Meister zu werden."

Schon bei meinem ersten Besuch hatte Griesbach mich auf das Herzlichste, wie einen alten Bekannten, empfangen. Ich hatte ihm früher meine kleinen Opuscula, die Biographien von Thomasius und Grotius und einiges Andere zugeschickt, und er hatte darüber aufmunternd an mich geschrieben. Seit ich nach Jena berufen war, mochte er auch von Einigen meiner Freunde, die in Jena studirt und sein Zutrauen gewonnen hatten, Gutes über mich gehört haben. Endlich mochte von Hufeland, der vor mir zu Griesbach gegangen war, Dieses und Jenes zu meiner Empfehlung gesagt worden sein. Ich hatte daher nicht nöthig, mich um sein Wohlwollen zu bewerben, sondern er kam mir mit dem größten Wohlwollen entgegen. Seine Frau, eine Schwester von Christian Gottfried Schütz, blieb nie zurück, wo er vorwärts ging. Da sie, die Mutter Griesbach, wie sie sich gern nennen ließ, kinderlos war, so lebte und webte sie gänzlich in ihm, suchte ihm

das Leben zu erleichtern und zu erheitern, und stand mit ihm in seinen Zuneigungen und Abneigungen. Beide baten mich sogleich, mich unter allen Umständen, in welchen ich dessen bedürfen möchte, an sie zu wenden, und ihres Beistandes mit Rath und That gewiß zu sein. Und Griesbach hat mir sein Wohlwollen bis an sein Ende nicht nur unverändert erhalten, sondern er hat es mir mehr und mehr in einem reicheren Maße zugewendet. Im Anfange nämlich behandelte er mich etwa mit der Freundlichkeit, mit welcher er wohl manchen so genannten „hoffnungsvollen jungen Menschen" zu behandeln gewohnt war; ehe ich aber zwei Jahre in Jena gewesen war, verkehrte er mit mir, wie mit einem Gleichen, und fragte mich häufig um meine Meinung. Diese Wendung ward durch einen kleinen Vorgang herbei geführt, der mir, so unbedeutend er war, lebendig im Gedächtnisse geblieben ist, und den ich ebendeßwegen erzählen will.

Es ging mir, wie es vielleicht allen jungen Professoren geht: ich wußte Mancherlei aus der Geschichte, aber nur sehr Weniges mit einiger Gründlichkeit. Die Schriftsteller des Alterthums hatte ich wohl gelesen, zum Theil auch studirt, aber meine Kenntniß derselben ging auch kaum über Tacitus und Sueton hinaus; die späteren Zeiten des römischen Reiches waren mir nur aus neueren Schriftstellern nothdürftig bekannt, und in die Quellen der Geschichte des Mittel-Alters hatte ich mich noch kaum gewagt. Selbst von der neueren Zeit wußte ich nur einzelne Partien, und auch diese größtes Theiles nicht aus den Quellen, sondern aus geschichtlichen Darstellungen. Zwar hatte ich mich bemüht, die Bruchstücke meines Wissens so gut als möglich an einander zu hängen,

die Lücken mit einem philosophischen Kitt auszufüllen, und das Ganze mit einem philosophischen Firniß zu überziehen; für akademische Vorträge mochte Dieses auch in sofern ausreichen, als die Zuhörer jedes Falles noch viel weniger wußten, als ich, und gewiß nicht im Stande waren, das Mangelhafte zu erkennen, ja, es mochte selbst den Hauptzweck solcher Vorträge, Liebe zu der Wissenschaft einzuflößen und zum Selbststudium anzureizen, erfüllen: aber mir selbst war das Gefühl, daß ich nur geringe, unzusammenhängende Kenntnisse hätte, sehr drückend. Ich hatte Griesbach oft meine Noth geklagt, und er hatte mir stets beruhigend, tröstend, ermunternd geantwortet und mir manche gute Lehre gegeben. Nun kündigte ich (irre ich nicht, im Sommer 1808) öffentliche Vorlesungen über die Geschichte der Kreuzzüge an, die nach den Pfingstferien beginnen sollten. Um mich auf dieses Collegium vorzubereiten, studirte ich in den Osterferien tüchtig, und besonders die Gesta Dei per Francos, die ich sorgfältig excerpirte, zusammenstellte, verglich, kritisirte. In den Pfingstferien kam mein Freund Abeken, jetzt Professor in Osnabrück, der während seiner Studienzeit in das Griesbachische Haus aufgenommen war und mit treuester Liebe und Verehrung an demselben hing, nach Jena. Griesbach, Abeken und ich saßen ein Mal in Griesbach's Garten zusammen. Plötzlich fragte Abeken: „Du willst also die Geschichte der Kreuzzüge lesen!" — Ja. — „Ohne Zweifel nach Wilken?" — Allerdings werde ich Wilken benutzen; nach ihm aber die Geschichte zu erzählen, würde schon darum unmöglich sein, weil wir erst Einen Band von Wilken und in demselben nur den ersten Kreuzzug haben. — „Nach wem

Bayerische Staatsbibliothek München

gedenkst Du denn zu lesen?" — Ei, nach den Quellen, und leider muß ich hinzusetzen: nach den abendländischen Quellen; denn die arabischen Schriftsteller, Gott sei es geklagt, verstehe ich nicht. — „Was sind denn das für Quellen?" — Und als ich nun zuerst die Gesta Dei per Francos genannt hatte, so erfolgte eine lange Reihe von Fragen, zu deren jeder meine Antwort auf die vorhergehende die Veranlassung gab: wer Bongarsius gewesen? wann er seine Sammlung gemacht? welche Schriftsteller er aufgenommen? wann und wo diese Schriftsteller gelebt? was sie geschrieben? wie sie geschrieben? was sie über die Rede Urban's II., was über einzelne Helden, was über einzelne Ereignisse sagten? und dergleichen mehr. Sechs Monate früher würden mich diese Fragen in die größte Verlegenheit gesetzt haben; jetzt aber wußte ich alle auf das Genaueste und mit der größten Sicherheit zu beantworten, und oft die lateinischen Worte der Schriftsteller anzuführen. Vater Griesbach hörte schweigend und aufmerksam dem Gespräche zu; zuweilen lächelte er ein wenig, zuweilen nickte er wohl auch. Als später Abeken sich etwas entfernt hatte, reichte Griesbach mir die Hand: „Nun, lieber Luden, ich gratulire. Freund Abeken weiß zu fragen, daß der liebe Gott selbst in Verzweifelung kommen möchte; Sie aber wissen noch besser zu antworten. Wenn Sie für alle Ihre Collegien solche Studien machen, so können Sie mit Zuversicht auf das Katheder treten." Ich sagte dem alten Herrn gerade heraus, wie die Sachen standen, und bemerkte mit meinen alten Klagen, daß das Examen ganz anders ausgefallen sein würde, wenn es über einen andern Gegenstand Statt gefunden hätte. Mit Abeken,

Bayerische Staatsbibliothek München

fügte ich hinzu, wäre ich wohl noch fertig geworden, aber seine Gegenwart würde mich aus dem Context gebracht haben. „Nu, nu," sagte Griesbach. „Das ist Alles in seiner Ordnung. Der weiß schon viel, der weiß, das er nicht viel weiß. Rom ist nicht in Einem Tag erbauet. Und wer angefangen, ein Fundament aus tüchtigen Werksteinen zu legen, der wird auch dafür sorgen, daß das Ganze keine schwachen Stellen behalte." Dazu helfe Gott, sagte ich. Und da ich nun bald nachher eine Vocation nach Frankfurt an der Oder erhielt, um an Hüllmann's Stelle, der nach Königsberg gegangen war, die ordentliche Professur der Geschichte nebst einem Bibliothekariate zu übernehmen, und da ich, obgleich die Vocation für meine damaligen Verhältnisse nicht nur ehrenvoll, sondern auch vortheilhaft war, dennoch vorzog, in Jena zu bleiben: so war mir Griesbach's Gunst, Freundschaft, Vertrauen für immer gesichert. Noch auf dem Sterbebette befahl er, daß mir sogleich nach seinem Ableben sein Schreibtisch übergeben werden sollte. Und auf diesem Tische schreibe ich diese Bemerkungen, und habe Alles auf demselben geschrieben, was seit dem Jahre 1812 von mir geschrieben worden ist. Es ist ein derbes Institut, aus starkem Eichenholz erbauet, mit großen Kasten, weiten Fächern, breiten Auszügen und geräumigen Bänken, ohne alle Schnörkelei, ohne alle Verzierung, selbst ohne irgend ein verschlossenes Behälter. Der Tisch steht fest, wie ein Granit-Cubus, und sieht aus wie am ersten Tage, einige Dintenflecke abgerechnet. Man glaubt Griesbach zu sehen. Dieser, der Erfinder des Tisches, hat denselben 38 Jahre gebraucht; ich nunmehr fast 28 Jahre; und ich begreife nicht, was ihn die nächsten

100 Jahre anhaben könnten, wenn nicht etwa ein eleganter Eigenthümer ihn muthwillig zerschlagen läßt. Selbst Napoleon würde alle seine Federmesser bei dem Versuche, ihn zu zerschneiden, abgebrochen haben, ohne besonderen Schaden anzurichten.

Nach dieser Abschweifung, die ich mir erlaubt, weil ich späterhin vielleicht keine so schickliche Gelegenheit gefunden hätte, meines Verhältnisses zu Griesbach, und noch weniger des vortrefflichen Schreibtisches zu gedenken, kehre ich zu dem Jahre 1806 und zu meinen Goethe-Leiden zurück.

Ich befand mich mit Griesbach allein in seinem Garten. Wir schwatzten von Diesem und von Jenem. Bald kam das Gespräch auf Hufeland. Alsdann sagte Griesbach: „à propos, Hufeland hat mir gesagt, daß Sie auch Goethe'n bei Knebel bekannt geworden sind, und auf eine lustige Weise?" — Das ist wahr, erwiederte ich, aber die Weise hat am andern Morgen eine Wendung genommen, die mir eben nicht lustig vorkam. — Und nun mußte ich erzählen. Griesbach hörte ruhig zu. „Ich sehe in dem Allen nichts Bedenkliches," sagte er. „Warum hätten Sie, selbst dem Autor ins Angesicht, nicht Ihre Meinung über sein Opus sagen sollen? Bleibt ihm ja doch das Recht zu denken, daß Ihre Meinung einfältig sei und daß Sie die Sache nicht verstehen. Goethe ist viel zu stolz, als daß er auf mein oder Ihr Wort über seine Dichtungen irgend ein Gewicht legte. Und sollte er Ihnen Etwas übel genommen haben: was geht Goethe Sie an? Wir haben hier eine Tetrarchie, und würden eine Pentarchie haben, wenn nicht Einer unserer gnädigsten Herren (der Herzog von Hildburghausen nämlich) uns aufgegeben hätte. Die vier Durch-

lauchtigsten Nutritoren unserer Universität aber haben schon eine ziemliche Anzahl von Ministern und Räthen. Unter ihnen verliert sich der Einzelne leicht; auch Goethe. Und das ist ein Glück. Gehörten wir dem Herzoge von Weimar allein an, so würden wir allerdings, obgleich unser Herzog in jeglicher Hinsicht ein höchst ausgezeichneter Fürst ist, wohl in Goethe's Hand gefallen sein; und alsdann".... Hier sprach Griesbach sehr starke Worte aus, welche ich um so weniger wiederholen will, da ich doch vielleicht einen unrichtigen Ausdruck gebrauchen könnte. „Übrigens," fuhr er fort, „ist Hufeland's Rath, daß Sie die Unterredung zu Papier bringen sollten, recht gut; seinen Wunsch indeß, daß Sie ihm dieselbe schicken möchten, dürfen Sie nicht erfüllen. Sie kennen Hufeland so gut als ich und vielleicht besser. Er ist ein vortrefflicher Mann, aber bei seiner Gutmüthigkeit hat er nicht immer die gehörige Vorsicht. Er wäre wohl im Stande, das Gespräch selbst an seinen Freund Kotzebue zu geben, der ja, soviel ich weiß, in Berlin ist, und Kotzebue wäre im Stande, es in seinem Freimüthigen abdrucken zu lassen. Und alsdann könnte das Übel ärger werden." Wir verabredeten, daß ich das Gespräch ihm, Griesbach, zur Durchsicht geben sollte. Das geschah. Griesbach gab es mir nicht zurück, und ich mochte, als ich aus Jena abreisen wollte, es nicht zurück fordern. Dadurch ist es der Zerstörung entgangen. Erst etwa zu Ostern 1807 habe ich es wieder erhalten.

Spätere Berührungen mit Goethe.

Nach der Schlacht bei Jena erkundigte ich mich bei jeder Gelegenheit: wie es Goethe'n in den unglücklichen Tagen gegangen wäre, und alle Erkundigungen brachten mich zu dem Glauben, daß auch Er sein Kreuz zu tragen gehabt und den Jammer getheilt hätte, den ein siegreicher Feind, übermüthig und trotzig, wie über die Besiegten, so über die wehrlosen Angehörigen der Besiegten zu bringen pflegt. Etwa vier Wochen nach dem unglücklichen Tage fand ich Goethe bei Knebel. Er war zum ersten Male wieder in Jena. Sein Gesicht war sehr ernst, und seine Haltung bewies, daß auch auf ihm der Druck der Zeit lag. „Der Mann," sagte Knebel, „hat's empfunden." „Ich habe schon gehört," fügte Goethe zu mir gewendet hinzu, „daß Sie sehr hart mitgenommen sind." Ich konnte mein Schicksal in wenige Worte zusammenfassen und that es. „Von Allem," sagte ich, „was wir während meiner Anwesenheit nach Jena geschafft hatten, und was ich bei meiner Abreise zurückließ, habe ich nicht das Geringste wieder gefunden bei meiner Zurückkunft, einige zerbrochene Kisten, Kasten und Koffer ausgenommen. Ich habe den Schmerz

gehabt, meine junge Frau in eine völlig leere und kalte Wohnung einzuführen, die kaum nothdürftig gereinigt war von abscheulichem Schmutze." Herr von Knebel rief aus, und nicht zum ersten Mal: „es ist gräulich, es ist ungeheuer." Goethe aber sagte einige Worte, so leise, daß ich sie nicht verstand. Als ich hierauf Gelegenheit nahm zu fragen, wie denn Se. Excellenz durch die Tage der Schmach und des Unglücks hindurch gekommen, antwortete Goethe mit folgenden Worten: „Ich habe gar nicht zu klagen. Etwa wie ein Mann, der von einem festen Felsen hinab in das tobende Meer schauet, und den Schiffbrüchigen zwar keine Hülfe zu bringen vermag, aber auch von der Brandung nicht erreicht werden kann, und nach irgend einem Alten soll das sogar ein behagliches Gefühl sein" — („nach Lucrez!" rief Knebel hinein) —, „so habe ich wohlbehalten da gestanden und den wilden Lärm an mir vorüber gehen lassen." Ich will nicht leugnen: bei diesen Worten, in der That mit einer gewissen Behaglichkeit ausgesprochen, lief mir einige Kälte über die Brust hinweg. Aber sie war schnell verflogen. Und da Knebel kein Wort sagte, sondern sich mit seiner gewöhnlichen Beweglichkeit abgewendet Etwas zu thun machte, so erlaubte ich mir das Schweigen zu unterbrechen: „zuletzt ist es auch nicht der Mühe werth, von meinem Verlust zu sprechen. Er ist mir nur verdrießlich, weil ich zur Zeit noch jeden Augenblick daran erinnert werde: denn ich bin in meinen Arbeiten unterbrochen und gestört; ich kann die alten nicht fortsetzen und keine neuen beginnen, weil es mir an allem nothwendigen Geräth und Gezeug gebricht. Überhaupt verschwindet das Unglück der Einzelnen, der Städte, Gemeinden und Familien, vor dem unge-

heueren Unglücke, das auf Teutschland, unserm Vaterlande, liegt. Mich drückt und quält lediglich die Zeit der Schmach und Schande, die über uns eingebrochen ist, die uns bevorsteht. Wäre die Schlacht bei Jena gewonnen worden: gern hätte ich jegliches Opfer dargebracht und auch nackt und bloß den fliehenden Feinden nachgejubelt. Und dann — Alles, was mir genommen worden, kann ersetzt werden. Das Beste ist mir doch geblieben; und so lange wir selbst sind und die Berge da feststehen und die ewige Sonne scheint, so lange gebe ich nicht verloren, weder meine eigene Sache, noch die Sache des Vaterlandes." Knebel antwortete mit einigen Ausrufungen: „Bravo, so recht!" und dergleichen; Goethe aber sagte kein Wort und verzog keine Miene. Hierauf lenkte Knebel das Gespräch auf etwas Literarisches; ich aber beurlaubte mich bald, weil ich den beiden alten Freunden lästig zu werden fürchtete.

Seit diesem Tage hab' ich Goethe zwar noch sehr oft gesehen, auf Spaziergängen, bei Knebel oder wenn der Herzog-Großherzog ein Mal nach Jena kam und mir die Ehre erzeigte, mich zur Tafel zu ziehen; aber nur drei Male, soviel ich mich erinnere, habe ich ihn allein gesprochen. Zuerst in Knebel's Garten. Ich besuchte, ich glaube im J. 1812, Knebel und fand ihn allein mit Goethe. Es war ein schöner Sommer-Abend, und die beiden Herren waren bei meiner Ankunft gerade im Begriffe, in den Garten zu gehen. Man bat mich, sie zu begleiten. Als wir am Fuße der Treppe angekommen waren, kehrte Knebel wieder um, weil er noch Etwas zu besorgen hätte, und bat uns, nur sogleich in den Garten hinein zu gehen. Er blieb wohl eine halbe

Stunde aus, und Goethe und ich wandelten inzwischen auf und ab. Zu unserm Gespräch aber gab folgender Umstand Veranlassung.

Als ich im J. 1806 mit Hufeland nach Jena fuhr, ward ich von ihm in Weimar dem Minister, geheimen Rathe von Voigt, vorgestellt. Herr von Voigt war ein Verwandter Hufeland's. Seinen Sohn, den Regierungsrath von Voigt, hatte ich in Berlin kennen gelernt und war ihm befreundet worden. Der Minister empfing mich daher sehr freundlich und wohlwollend. Nun schickte ich demselben im Frühlinge des J. 1808 meine Biographie von Sir William Temple. Einige Tage nachher erhielt ich einen Brief, in welchem er mir dankte und mich zugleich aufforderte, sobald als möglich nach Weimar zu kommen, weil er mir Etwas mitzutheilen habe, das mir, wie er hoffe, angenehm sein würde. Als ich vor ihm erschien, sagte er: das Ernestinisch-sächsische Haus habe sich eines Helden zu rühmen, der groß und herrlich in der Geschichte stehe, des Herzogs Bernhard des Großen. Von diesem Helden aber gebe es noch keine genügende Biographie. Unser gnädigster Herr wünsche sehr, daß das Leben und die Thaten des Herzogs würdig beschrieben würden, und er habe den Auftrag, mich zu diesem Werke zu veranlassen. Das Werk würde auch keine großen Schwierigkeiten darbieten. Im Archive befände sich eine bedeutende Anzahl von Briefen des Herzogs; es befände sich daselbst auch ein wohl erhaltenes Tagebuch eines Herrn von Grünne, eines Adjutanten des Herzogs, und die sämmtlichen Papiere, die sich auf den Herzog bezögen, seien in der besten Ordnung. Ja, die Vorarbeiten seien, wenn nicht alle, doch

größtes Theiles schon gemacht, so daß mir nur die Darstellung übrig bleiben würde. Schon vor einer Reihe von Jahren nämlich habe der Herzog den geheimen Rath Goethe bewogen, die Biographie des Herzogs Bernhard zu übernehmen. Goethe habe denn auch große und weitläufige Forschungen angestellt, habe aus den Briefen und Acten Auszüge gemacht und Alles vorbereitet. Goethe aber sei eben kein Historiker; als es an die Ausarbeitung habe gehen sollen, da sei die Lust bei ihm dahin gewesen. Er habe die Arbeit verschoben; die Sache sei ihm fremd geworden; Anderes sei dazwischen gekommen, und endlich habe er ohne Weiteres Alles ins Archiv zurück geschickt, seine eigenen Arbeiten jedoch beigelegt. Und nun ständen, wenn ich das Werk unternehmen wollte, wie alles Übrige, so auch Goethe's Vorarbeiten zu meiner Disposition.

Ich erwiderte dem Minister: mich schrecke allerdings der Gedanke, mich an ein Werk zu wagen, an welchem schon Goethe gearbeitet habe; wenn indeß Se. Excellenz und der Herzog selbst wirklich der Meinung wären, daß mir ein solches Werk gelingen könnte, so sähe ich Dieses als einen Befehl an, meine Kräfte zu versuchen, und gewiß würde ich Alles thun, was dieselben mir erlaubten. Nur fürchtete ich, daß das Herzogliche Archiv zu einer Biographie des Herzogs Bernhard nicht ausreichen würde. Die Materialien dürften zerstreut sein; Vieles möchte sich in Stockholm befinden, Vieles auch in Paris, und Beides möchte leicht die wichtigsten Verhältnisse im Leben des Herzogs betreffen. Herr von Voigt fand diese Bemerkung nicht unrichtig. Indeß möchte ich nur zuvörderst, wie er sagte, untersuchen, wieweit

das Herzogliche Archiv, neben den gedruckten Nachrichten, ausreiche. Es müsse doch ein Anfang gemacht werden, und es sei natürlich, den Anfang mit dem zu machen, was man habe. Sollte sich finden, daß Anderes nothwendig sei, so werde sich ja Dieses auch herbeischaffen lassen, und selbst Reisen nach Stockholm und Paris gehörten ja nicht zu den Unmöglichkeiten. Also wurde verabredet, daß mir sobald als möglich Alles zugeschickt werden sollte, was sich im Archive befände.

Am folgenden Tage holte ich sogleich Bücher herbei und fing an, soweit meine anderen Arbeiten es verstatteten, zu lesen, zu notiren, zu combiniren, zu reflectiren. Etwa nach 14 Tagen kam die Sendung aus Weimar. Wie ein Heißhungriger über warme Semmeln, so fiel ich über diese wohlverzeichneten Papiere her. Aber ich sah mich gar bald in meinen Hoffnungen schwer getäuscht. Vor Allem suchte ich natürlich Goethe; aber in den Papieren, die unter seinem Namen aufgeführt waren, fand ich von ihm selbst keine Spur. Sie enthielten bloß Auszüge, die Goethe nicht etwa selbst gemacht hatte, sondern die von einem unbekannten Dritten, ohne Zweifel auf seinen Befehl, gemacht waren. Und sie waren trocken, armselig, ohne Zusammenhang, ohne Princip angefertigt. Mit ihnen war um so weniger Etwas zu machen, da Nichts für ihre Treue zeugte. Das Tagebuch des Herrn von Grünne, ein Quartant, roth gebunden, mit goldenem Schnitte, war ohne Bedeutung für das Wesentliche der Geschichte. Es enthielt Nichts über das öffentliche Leben des Herzogs, sondern nur Angaben über sein Privatleben, wie dasselbe einen Tag nach dem andern verlaufen, oft im Allgemeinen, oft

kleinlich genau, immer im Adjutanten-Geist, nämlich in dem Gedanken, daß der Herzog selbst das Buch sehen und mit demselben zufrieden sein sollte. Vielleicht hätte es ein Paar Anekdoten geliefert, für die Biographie des Herzogs im wahren Sinne des Wortes war sehr wenig aus demselben zu gewinnen. Die übrigen Papiere hatten allerdings ihren Werth, aber für eine geschichtliche Darstellung in dem Sinn, in welchem sie abgefaßt werden sollte und mußte, boten sie doch nur wenige Materialien dar. Dagegen überzeugte ich mich mehr und mehr aus diesen Papieren und aus gedruckten Werken, aus welchen die Geschichte jener Zeit gewonnen werden muß, daß sich auch zu Paris und Stockholm nicht Vieles finden dürfte, das dem Zweck entspräche. Ich verwandte ein ganzes Jahr hindurch viele Zeit auf das Studium der Geschichte des Herzogs Bernhard, und bemühete mich, einen Plan zu entwerfen, nach welchem es möglich wäre, meinen Helden in eine solche Stellung zu bringen und in einer solchen Stellung zu erhalten, in welcher er als Der erschiene, der er sein sollte; aber alle meine Entwürfe mißlangen; keiner genügte mir über acht Tage. Und bald war es mir nicht möglich, den großen und unglückseligen Ereignissen der Zeit gegenüber, neben andern Arbeiten und Beschäftigungen, meine Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand zu fixiren. Ich ließ die Sache liegen, zuerst nicht ohne einige Bedenklichkeit, mehr und mehr sorglos, bis ich zuletzt fast vergaß, daß ich versprochen hatte, eine Biographie des Herzogs Bernhard zu bearbeiten, wenn ich anders im Stande wäre, eine solche Arbeit zu vollenden.

An dem Tage nun, da ich, wie ich erzählt habe, mit Goethe

in Knebel's Garten ging, lag mir gewiß kaum ein Gedanke ferner, als der Gedanke an den Herzog Bernhard. Kaum aber hatten wir einige Schritte gemacht, so fing Goethe an: „Es ist mir lieb, Sie ein Mal allein zu sprechen. Ich hätte längst gern über eine Sache mit Ihnen geredet, die auch mich einst beschäftigt hat, und wir wollen den Augenblick benutzen. Wie steht es mit Ihrer Biographie des Herzogs Bernhard?" — Sind Ew. Excellenz auch mit dieser Sache bekannt? — „Wie sollte ich nicht? Freilich." — Leider, steht es nicht gut, oder vielmehr es steht gar nicht. — „Wie so?" — Und nun begann ein gar freundliches Gespräch, in welchem Goethe Anfangs der Fragende und ich der Antwortende war, welches aber bald in eine wahre Conversation überging. Ich will indeß, um die Weitläufigkeit des Gesprächs zu vermeiden, lieber zusammen stellen, was im Wesentlichen gesagt worden ist. „Ich will nicht leugnen," sagte ich, „daß ich den Vorschlag des Herrn von Voigt gern annahm, und daß ich nicht ohne Liebe ans Werk ging. Der Herzog war mir in der Geschichte des dreißigjährigen Krieges immer als eine glänzende Heldengestalt entgegen getreten, und mit Lust und Freude hatte ich wie in Tagen des Sieges, so in Tagen des Unglücks auf den jungen Fürsten des Vaterlandes hingeblickt. Deßwegen faßte ich die Hoffnung, er werde eingerahmt und aus dem großen Gemälde herausgenommen, mit einer Umgebung, die als würdiger Hintergrund ihn nur noch mehr heben müßte, sich in einer solchen Weise darstellen lassen, daß er als Held des Glaubens und des Vaterlandes ein Muster und Beispiel sein könnte für Hohe und für Geringe. So wie ich aber den Versuch machte, fielen von

allen Seiten, wenn Das anders nicht falsch gesprochen ist, Schatten auf mein Bild, die mir das Licht verschoben oder verdarben. Wie ich ihn auch stellen mochte, er bekam weder Schnitt, noch Farbe. Zwar blieb er ein ausgezeichneter Kriegsfürst, tüchtig, einsichtig, tapfer und kühn; zwar war er auch ein frommer Mann und bewährte stets ein tiefes Ehrgefühl und eine hohe fürstliche Gesinnung. Aber ein bloßes Aufzählen seiner Thaten und Fahrten gewährte mir kein hinlängliches Interesse; als bloßen Soldaten konnte und mochte ich ihn nicht darstellen. Er stand allerdings nicht niedriger, als alle Übrigen, die in diesem unglückseligsten aller Kriege, in diesem heillosen Heuchelkriege hervorragten, aber auch eben nicht höher. Denn ein Heuchelkrieg war es, und wenn man auch das Bild der Religion auf dieser Seite wie auf jener vor sich her trug, so galt es doch nur um irdische Interessen, die man durch religiöse Mittel zu fördern suchte. Gustav Adolf's Haupt hat man mit einem heiligen Schein zu umgeben gesucht, und diesen Schein hat noch Niemand unter den Protestanten zu zerstören oder zu verwerfen gewagt; da er so früh seinen Tod fand, so ist er als „ein Kämpfer des Herrn" gefallen, und die Wahrheit ist von der Geschichte entfernt geblieben. Dem Herzog Bernhard ist dieser Heiligenschein zu Gute gekommen; es war genug, daß er an der Seite dieses Kämpfers des Herrn gestanden hatte; Niemand fragte nach der eigentlichen Natur der Verbindung beider Fürsten, und das Herzogthum Franken wurde kaum beachtet. Selbst sein Anschließen an Frankreich, das doch eben nicht für den Protestantismus besonders enthusiasmirt war, hat eben deßwegen seine Lobredner gefunden. Mit Einem Worte:

mir kam vor, als müsse der Herzog seine Stellung in der Geschichte des dreißigjährigen Krieges behalten; wenigstens trauete ich mir nicht, eine Biographie desselben zu schreiben."

Was Goethe sagte, lief auf Folgendes hinaus: „Wir sind ganz einig. Ihre Geschichte ist in diesem Falle die meinige. Ich bin fast in derselben Weise, wie Sie, zu dem Versuche einer Biographie des Herzogs bewogen worden; auch habe ich in der That den Willen gehabt, das Buch zu schreiben, und die Hoffnung, es werde sich etwas Erfreuliches und Heiteres machen lassen. Aber ich erkannte bald, daß es schwer, wenn nicht unmöglich sein würde, dem Helden eine bestimmte, anständige Physiognomie zu geben. Zwar bin ich auf das Kirchliche und Politische nicht eingegangen. Das Kirchliche gehört der Zeit an. Es war der Firniß, mit welchem man Leidenschaften und Bestrebungen überstrich, um Andere und sich selbst zu täuschen. Auf jener Seite wie auf dieser hat es Glaubenshelden gegeben; auf jener Seite wie auf dieser hat man sich selbst eingebildet, und sich von Anderen vorsagen lassen, Kämpfer des Herrn zu sein. Das Politische aber habe ich zur Seite geschoben. Es gab keine andere Politik, als die Lust zu rauben, zu plündern, zu erobern. Das Reich war dahin und bestand nur noch in einer verblaßten überlieferten Vorstellung. Welcher Fürst bekümmerte sich um den Kaiser und das Reich anders, als in soweit er seinem Vortheile nachlief? Die Gedanken: Vaterland und Nationalität, waren dem Zeitalter fremd, und sind den späteren Zeiten fremd geblieben, wie sie denn auch wohl früher selten wirksam gewesen sein mögen. Darum ist Niemandem zum Vorwurfe zu machen, daß er nicht vaterländisch oder natio-

nal handelte; es ist Niemandem zu verdenken, daß er sich nach allen Seiten wandte, um die Stellung zu erhalten, in welcher er größeren Einfluß gewinnen konnte, und kein Geschenk zurückwies, das er zu besitzen wünschte, gleichviel ob es ihm vom Norden her geboten ward oder vom Süden. Deßwegen glaubte ich auch, den Herzog Bernhard nur als Heerführer und Held beachten und ihn in jedem Verhältniß aufnehmen zu müssen, in welchem ich ihn fand und wie ich ihn fand, ohne die Gründe zu beurtheilen, die ihn in dieses Verhältniß gebracht haben mochten. Aber selbst in dieser Beschränkung, in welcher doch keine ungebührlichen Anforderungen gemacht wurden, gerieth ich in Verlegenheit. Von dem Früheren kann, da der Herzog noch so jung und untergeordnet war, keine Rede sein; aber der Tag bei Lützen war schön und könnte wohl Begeisterung erregen. Sie haben Recht: Gustav Adolf verdankt den heiligen Schein seinem Tod in dieser Schlacht. Hätte er länger gelebt, so möchte allerdings das Urtheil, ich will nicht sagen der Geschichte, sondern der Geschichtschreiber anders geworden sein: denn er würde sich wahrscheinlich in so wirre Dinge verstrickt haben, daß es ihm weder möglich gewesen wäre, seinem Wesen getreu zu bleiben, noch den Schein zu retten. Wenn, wie der König im Anfange der Schlacht, so der Herzog im Augenblicke des Sieges, als Wallenstein schon auf dem Rückzug oder auf der Flucht war, gefallen wäre: so würde auch er mit „dem heiligen Schein" in der Geschichte stehen; er würde wie ein Held ohne Gleichen gefeiert werden, der schnell der Sache ein Ende gemacht, und all das Unglück abgewendet haben würde, das später über die Welt gekommen ist: denn die

Menschen sind gar sehr geneigt, einem jungen Manne, der rasch aus dem Leben hinweg gerissen wird, alle Hoffnungen als Erfüllungen anzurechnen, und ein Götze ist ihnen immer Bedürfniß. Aber was ist mit Nördlingen anzufangen? Eine Gardine ist nicht niederzulassen, ein Schleier nicht darüber zu werfen. Und wenn auch der Dichter noch wohl einen Ausweg fände, so kommt Ihr Historiker mit Dem, was Ihr Wahrheit nennt, und treibt des Dichters Werk aus einander. Und so habe ich mich denn zurück gezogen und die Sache aufgegeben wie Sie."

Inzwischen war Knebel herzu gekommen, und durch ihn wurde dem Gespräch eine andere Wendung gegeben. Übrigens erhielt ich etwa zwei Monate später ein Schreiben von dem Herrn von Voigt: „da ich aus Herzoglichem Archiv schon seit einer Reihe von Jahren gewisse Papiere in den Händen hätte, die sich auf das Leben des Herzogs Bernhard des Großen bezögen, und da ich diese Papiere wohl nicht länger bedürfen könnte, so möchte ich sie an das Archiv zurücksenden." Ich befolgte sogleich diesen Befehl. —

Im Monate November 1813 befand ich mich in Weimar, um mit Bertuch, welcher den Verlag meiner Nemesis übernommen hatte, die nöthigen Verabredungen zu treffen. Bertuch wünschte, daß ich mit den Herren geheimen Räthen Voigt und Goethe über unser Unternehmen sprechen möchte; er selbst zwar hatte schon beiden Ministern angezeigt, was im Werke war, und Keiner von Beiden hatte eine Bedenklichkeit geäußert; indeß hielt er dafür, daß es doch angemessen wäre, daß ich auch mit ihnen darüber spräche, damit sie, bei möglichen Schwierigkeiten, sich nicht ungeneigt beweisen, sondern uns nöthiges Falles, soweit als

möglich, vertreten möchten. Ich konnte oder wollte nicht recht begreifen, wie mir jemals nach der Befreiung Teutschlands von dem Joche der Fremden eine solche ministerielle Protection nöthig werden könnte, gab aber Bertuch's größerer Erfahrung nach. Also ging ich noch vor Mittag zu dem geheimen Rath Voigt. Der alte Herr, dem gewiß kein Gedanke an den Herzog Bernhard in die Seele kam, empfing mich mit der größten Heiterkeit und dem größten Wohlwollen. Er sagte mir sogleich, was er von Bertuch erfahren hatte, und lobte das Unternehmen sehr, das wir vorhatten. Er freue sich von Herzen, sagte er, diese Zeit noch erlebt zu haben; jetzt müsse ein Jeder thun, was er vermöge, um zu erhalten, was wir gewonnen hätten; wer nicht zum Schwerte greifen könne, der müsse die Feder nehmen, und bei der Stimmung der Menschen sei die Feder nothwendiger als das Schwert. Indeß rieth er mir Vorsicht an, da der Gang der Dinge doch immer ungewiß sei, und versprach mir alle Erleichterung, die von ihm abhinge. Ich blieb so lange bei dem alten guten Herrn, daß ich vor Tische nicht mehr zu Goethe gehen konnte. Bertuch ließ anfragen, wann Se. Excellenz mich wohl empfangen könnte. „Sogleich nach Tische, etwa um 3 Uhr," war die Antwort. Bei meinem Eintritt, und es war das erste Mal, daß ich ihm in Weimar meine Aufwartung machte, kam Goethe mir entgegen, reichte mir die Hand und sagte mir in der verbindlichsten Weise höchst freundliche Worte. Aber er erleichterte mir nicht, wie Herr von Voigt gethan hatte, das Anbringen meines Anliegens; vielmehr sprachen wir von gewöhnlichen Dingen, jedoch bald auch von den jüngsten Ereignissen. An dieses Gespräch knüpfte ich

dann an. Er würde, sagte ich, schon von Bertuch gehört haben, daß ich die Absicht hätte, eine politische Zeitschrift im Industrie-Comptoir herauszugeben. „Ja,“ antwortete Goethe, „Bertuch hat mir davon gesprochen. Wie aber sind Sie auf diesen Gedanken gekommen?“ Ich erzählte ihm mein Abenteuer mit Herrn von Grolman *). „Freilich,“ sagte Goethe, „bei der gegenwärtigen Aufregung, um — nicht — zu sagen — Begeisterung, finde ich Das natürlich genug. Haben Sie denn schon mit Bertuch wirklich abgeschlossen, und steht Ihr Entschluß unwiderruflich fest?“ „Die Ankündigung,“ erwiederte ich, „ist schon in der Druckerei, und wird in wenigen Tagen ausgegeben werden, wenn nicht etwa auf Seiten des hohen Ministeriums eine Bedenklichkeit obwaltet. Eben deßwegen,“ setzte ich hinzu, „möchte ich das Unternehmen der Protection Ew. Excellenz empfehlen.“ — Goethe schwieg wohl eine Minute lang; sein Gesicht wurde sehr ernst. Alsdann hob er an und sagte ungefähr Folgendes:

„Ich habe schon vor Jahren offen zu Ihnen gesprochen, auf Ihre Discretion rechnend; Das will ich auch jetzt thun, Herr Hofrath. Als öffentlicher Beamter habe ich gegen die Herausgabe einer Zeitschrift Nichts einzuwenden. Unsere Regierung würde sich auch gewiß in dieser Zeit hartem Tadel aussetzen, wenn sie sich erlaubte, einem solchen Unternehmen entgegen zu treten. Wir haben ja — die Freiheit mit vielem Blute ruhmvoll erkämpft; was sollte uns die Freiheit, wenn wir sie nicht benutzen. Und gewiß sind wir am geneigtesten, sie durch Wort und Schrift zu benutzen, auch schon darum, weil Dieses der bequemste Modus ist. Also

*) S. unten den Abschnitt: General v. Grolman.

wird die herzogliche Regierung Ihnen und Bertuch ohne Zweifel vollkommen freie Hand lassen. Eine Protection zwar kann Ihnen Niemand versprechen und Niemand gewähren; ein Jeder bleibt billig für seine Handlung verantwortlich; Sie werden jedoch wohl auch keiner Protection bedürfen; und sollten Sie sich jemals verleiten lassen, über die Schnur hinaus zu gehen, so wird Bertuch, der sich auf solche Dinge versteht, Sie schon an die Schranke mit der Inschrift: noli me tangere, freundlich erinnern."

„Hätten Sie mich aber, ehe Sie sich verbindlich gemacht hatten, vertraulich um meine Meinung gefragt, so würde ich Ihnen gewiß das ganze Unternehmen widerrathen und Sie aufgefordert haben, bei Ihren gelehrten geschichtlichen Arbeiten zu bleiben, oder vielmehr, da Sie sich schon in politica eingelassen und sogar ein Handbuch der Staatsweisheit geschrieben haben, zu Ihren gelehrten geschichtlichen Arbeiten zurück zu kehren, die Welt ihren Gang gehen zu lassen und sich nicht in die Zwiste der Könige zu mischen, in welchen doch niemals auf Ihre und meine Stimme gehört werden wird."

Diese Worte überraschten mich sehr; ich fühlte mich auf das Tiefste verletzt. Indeß suchte ich mich so gut als möglich zu fassen; konnte aber nicht umhin, Etwas zu erwiedern. „Ich muß gestehen, daß es mir fast lieb ist, Ew. Excellenz Meinung nicht früher und nicht vertraulich eingeholt zu haben. Denn wie hoch ich auch jedes Wort Ew. Excellenz verehre, und wie glücklich ich sein würde, mit Ihnen zusammen zu stimmen, so fürchte ich doch, daß ich dieses Mal den Rath Ew. Excellenz nicht befolgt haben würde. Denn gerade Das, daß der teutsche Michel bisher nur

für sich selbst gesorgt, sein eigenes Steckenpferd geritten, alsdann seinen Klos gegessen und sich behaglich den Mund abgewischt hat, unbekümmert um das gemeine Wesen, um Vaterland und Volk, gerade Dieses ist es ja, was Schimpf, Schande und unermeßliches Unglück über Teutschland gebracht hat; und all diese Schande und all dieses Unglück wird von Neuem über uns kommen, wenn wir zurückkehren zu der alten faulen Weise, und gleichgültig aussprechen, was vor einem halben Jahre, als ich eben durch eine Gasse in Jena ging, ein ehrsamer Bürger seinem Nachbar zurief: „„Ja, Herr Nachbar, wie sollte es gehen? Gut. Die Franzosen sind fort, die Stuben sind gescheuert, nun mögen die Russen kommen, wenn sie wollen."" — Und nun sprach ich einige Minuten fort, von der großen Entscheidung vor unsern Augen, von der Erhebung des teutschen Volkes, von den Proclamationen der Fürsten, von Vaterland, von Freiheit, von der Nothwendigkeit, gerade jetzt eine bessere Zukunft zu begründen, und von der heiligen Pflicht eines jeden guten Menschen, nach seiner Stellung und nach seinen Kräften mitzuwirken zur Benutzung dieser großen Tage des neuen Heiles.

Goethe saß ganz ruhig. Endlich erhob er mit einem leichten Lächeln die rechte Hand. Ich schwieg. Sogleich fing Goethe mit einer ungemein sanften Stimme, die zuweilen etwas bewegt zu werden schien, zu reden an, und sprach ohne Unterbrechung ziemlich lange. Von Dem, was er sagte, vermag ich indeß nur Einzelnes mitzutheilen, kann aber nicht unbemerkt lassen, daß ich mehr als ein Mal auf das Tiefste ergriffen wurde, zum Theil allerdings durch seine Worte, weit mehr noch durch seine Weise,

durch den Ton seiner Stimme, den Ausdruck seines Gesichtes, die Bewegung seiner Hände. „Ich habe Ihnen," sagte Goethe, „ruhig zugehört und recht gern. Sie aber sind in einigen Eifer hinein gerathen, und dieß ist eben nicht nöthig gewesen, da Sie gewiß selbst nicht glauben, daß Sie mir etwas Neues, daß Sie mir Etwas gesagt haben, was mir unbekannt gewesen wäre. Ich spreche über solche Dinge sehr, sehr ungern, und Sie dürfen überzeugt sein, daß ich meine guten Gründe habe. Ich würde mich auch mit Ihnen nicht in ein solches Gespräch eingelassen haben, wenn von etwas Geschehenem, von einem facto, oder auch von einer einzelnen vorübergehenden Handlung, die erst geschehen soll, die Rede wäre. Es gilt aber um etwas Anderes. Sie wollen in dieser wunderlichen und furchtbaren Zeit ein Journal herausgeben, ein politisches Journal. Sie gedenken dasselbe gegen Napoleon zu richten und gegen die Franzosen. Aber glauben Sie mir: Sie mögen sich stellen, wie Sie wollen, so werden Sie auf dieser Bahn bald ermüden. Sie werden bald daran erinnert werden, daß die Windrose viele Strahlen hat. Alsdann werden Sie an die Throne stoßen, und wenn auch nicht Denen, welche auf denselben sitzen, doch Denen mißfallen, welche dieselben umgeben. Sie werden Alles gegen sich haben, was groß und vornehm in der Welt ist, denn Sie werden die Hütten vertreten gegen die Paläste und die Sache der Schwachen führen gegen die Hand der Starken. Zugleich werden Sie von Gleichen Widerspruch erfahren, Theils über Grundsätze, Theils über Thatsachen. Sie werden sich vertheidigen und, wie ich hoffen will, glücklich, und dadurch werden Sie neue Feindschaft wider sich erwecken. Mit Einem

Worte, Sie werden in mannichfaltige Händel verwickelt werden. Mit den Gleichen dürften Sie vielleicht fertig werden: wen Sie nicht überwinden, den können Sie ignoriren, und Manchen geschieht selbst mit Verachtung zu viele Ehre. Aber anders ist es mit den Mächtigen und Großen. Mit denselben ist nicht gut Kirschen zu essen, Sie wissen, aus welchen Gründen. Den Waffen derselben hat man Nichts einzusetzen. — Da ich dieses Alles ganz klar voraussehe, so bin ich allerdings bedenklich. Ich möchte unserm fürstlichen Hause, für welches auch Sie fromme Wünsche hegen, keine Unannehmlichkeiten bereitet, ich möchte unser Gouvernement, das nicht über 100,000 Bayonnette zu verfügen hat, in keine verdrießlichen Verhandlungen verwickelt sehen; ich möchte von der Universität, deren Mitglied Sie sind, jeden Nachtheil abwenden; ich denke endlich, warum sollte ich es nicht sagen, auch an meine Ruhe und an Ihr Wohl."

Hier trat eine Pause ein. Ich schwieg still, weil ich, was ich etwa zu sagen vermocht hätte, nicht zu sagen wagte, und weil ich auch, diesem Manne gegenüber, in der That sehr bewegt war. Bald fuhr Goethe fort:

„Glauben Sie ja nicht, daß ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen Freiheit, Volk, Vaterland. Nein; diese Ideen sind in uns; sie sind ein Theil unsers Wesens, und Niemand vermag sie von sich zu werfen. Auch liegt mir Teutschland warm am Herzen. Ich habe oft einen bitteren Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das teutsche Volk, das so achtbar im Einzelnen und so miserabel im Ganzen ist. Eine Vergleichung des teutschen Volkes mit anderen Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über

welche ich auf jegliche Weise hinweg zu kommen suche; und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinweg zu heben vermag: denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität; aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derselben Weise tröstet auch nur der Glaube an Teutschlands Zukunft. Ich halte ihn so fest als Sie, diesen Glauben. Ja, das teutsche Volk verspricht eine Zukunft und hat eine Zukunft. Das Schicksal der Teutschen ist, mit Napoleon zu reden, noch nicht erfüllt. Hätten sie keine andere Aufgabe zu erfüllen gehabt, als das römische Reich zu zerbrechen und eine neue Welt zu schaffen und zu ordnen, sie würden längst zu Grunde gegangen sein. Da sie aber fortbestanden sind, und in solcher Kraft und Tüchtigkeit, so müssen sie, nach meinem Glauben, noch eine große Bestimmung haben, eine Bestimmung, welche um so viel größer sein wird, denn jenes gewaltige Werk der Zerstörung des römischen Reiches und der Gestaltung des Mittel-Alters, als ihre Bildung jetzt höher steht. Aber die Zeit, die Gelegenheit vermag ein menschliches Auge nicht vorauszusehen, und menschliche Kraft nicht zu beschleunigen oder herbei zu führen. Uns Einzelnen bleibt inzwischen nur übrig, einem Jeden nach seinen Talenten, seiner Neigung und seiner Stellung, die Bildung des Volkes zu mehren, zu stärken und durch dasselbe zu verbreiten nach allen Seiten, und wie nach unten, so auch, und vorzugsweise, nach oben, damit es nicht zurück bleibe hinter den anderen Völ-

fern, sondern wenigstens hierin voraussteht, damit der Geist nicht verkümmere, sondern frisch und heiter bleibe, damit es nicht verzage, nicht kleinmüthig werde, sondern fähig bleibe zu jeglicher großen That, wenn der Tag des Ruhmes anbricht."

„Aber wir haben es jetzt nicht mit der Zukunft zu thun, nicht mit unsern Wünschen, unsern Hoffnungen, unserm Glauben, und auch nicht mit den Schicksalen, die uns und unserm Vaterlande bevorstehen mögen, sondern wir sprechen von der Gegenwart, von den Verhältnissen, unter welchen Sie Ihre Zeitschrift beginnen wollen. Nun sagen Sie zwar: die Entscheidung ist gefallen. Freilich. Aber diese Entscheidung ist doch, im besten Falle, erst der Anfang vom Ende. Noch sind zwei Fälle möglich: entweder der Gewaltige besiegt seine Feinde allesammt noch ein Mal, oder er wird von ihnen besiegt. Ein Abkommen halte ich kaum für möglich; und wüßte man es auch zu Stande zu bringen, so würde es Nichts helfen: wir wären auf der alten Stelle. Setzen wir nun den ersten Fall: Napoleon besiegte seine Feinde: — Unmöglich, sagen Sie? So sicher sind wir nicht. Indeß halte ich es selbst nicht für wahrscheinlich. Wir wollen also den Fall fallen lassen und ihn für unmöglich erklären. Es bliebe mithin nur übrig, daß Napoleon besiegt würde, gänzlich besiegt. Nun? und was soll nun werden? Sie sprechen von dem Erwachen, von der Erhebung des teutschen Volkes und meinen, dieses Volk werde sich nicht wieder entreißen lassen, was es errungen und mit Gut und Blut theuer erkauft hat, nämlich die Freiheit. Ist denn wirklich das Volk erwacht? weiß es, was es will und was es vermag? Haben Sie das prächtige Wort vergessen, das der ehrliche Phili-

ster in Jena seinem Nachbar in seiner Freude zurief, als er seine Stuben gescheuert sah und nun, nach dem Abzuge der Franzosen, die Russen bequemlich empfangen konnte? Der Schlaf ist zu tief gewesen, als daß auch die stärkste Rüttelung so schnell zur Besinnung zurück zu führen vermöchte. Und ist denn jede Bewegung eine Erhebung? Erhebt sich, wer gewaltsam aufgestöbert wird? Wir sprechen nicht von den Tausenden gebildeter Jünglinge und Männer, wir sprechen von der Menge, von den Millionen. Und was ist denn errungen oder gewonnen worden? Sie sagen, die Freiheit; vielleicht aber würden wir es richtiger Befreiung nennen; nämlich Befreiung, nicht vom Joche der Fremden, sondern von einem fremden Joche. Es ist wahr: Franzosen sehe ich nicht mehr und nicht mehr Italiäner, dafür aber sehe ich Kosaken, Baschkiren, Kroaten, Magyaren, Kassuben, Samländer, braune und andere Husaren. Wir haben uns seit einer langen Zeit gewöhnt, unsern Blick nur nach Westen zu richten, und alle Gefahr von dorther zu erwarten; aber die Erde dehnt sich auch noch weithin nach Morgen aus. Selbst wenn wir all das Volk vor unsern Augen sehen, fällt uns keine Besorgniß ein, und schöne Frauen haben Roß und Mann umarmt. Lassen Sie mich nicht mehr sagen. Sie zwar berufen sich auf die vortrefflichen Proclamationen fremder Herren und einheimischer. Ja, ja, „„Ein Pferd, ein Pferd! Ein Königreich für ein Pferd!""

Als ich auf dieses Wort Etwas erwiederte, entstand ein Gespräch, in welchem Goethe's Worte immer bestimmter, schärfer und, ich möchte sagen, individueller wurden. Aber ich trage Bedenken nieder zu schreiben, was gesprochen worden ist. Auch wüßte

ich nicht, wozu es dienen sollte. Nur das Eine will ich bemerken, daß ich in dieser Stunde auf das Innigste überzeugt worden bin, daß Diejenigen im ärgsten Irrthum sind, welche Goethe beschuldigen, er habe keine Vaterlandsliebe gehabt, keine teutsche Gesinnung, keinen Glauben an unser Volk, kein Gefühl für Teutschlands Ehre oder Schande, Glück oder Unglück. Sein Schweigen bei den großen Ereignissen und den wirren Verhandlungen dieser Zeit war lediglich eine schmerzliche Resignation, zu welcher er sich in seiner Stellung und bei seiner genauen Kenntniß von den Menschen und von den Dingen wohl entschließen mußte.

Als ich endlich aufbrach, waren meine Augen mit Thränen angefüllt. Ich faßte Goethe's beide Hände, weiß aber durchaus nicht, was ich gesagt, und eben so wenig, was Goethe geantwortet hat. Gewiß ist, er war sehr herzlich. Als ich schon aus der Thüre getreten war, wandte ich mich noch ein Mal zurück: „Bei meinem Eintritt hatte ich die Absicht, Ew. Excellenz noch eine Bitte vorzutragen; ich habe es aber unterlassen und will es auch jetzt nicht thun. Ich wollte Ew. Excellenz bitten, mein Journal doch mit einigen, wenigstens mit Einem Beitrag zu beehren.“ — „Ich danke Ihnen,“ fiel Goethe ein, „daß Sie es nicht gethan haben. Ungern hätte ich es Ihnen abgeschlagen, aber ich hätte es Ihnen abschlagen müssen, und Sie wissen nunmehr warum.“

Später habe ich mich gar oft an dieses Gespräch mit Goethe erinnert; aber soweit ist es doch niemals gekommen, daß mir der Ausruf: „o Solon, Solon!“ ausgepreßt wäre. —

Zwei Jahre nachher, im Frühlinge des Jahres 1816, hatte ich die Ehre, von Goethe einen Besuch zu empfangen. Goethe

hielt sich damals nicht in Jena auf, sondern war an einem Sonntage mit einem Herrn Schulze, der, wenn ich nicht irre, geheimer Rath genannt wurde, in der Folge aber Staatsrath und Regierungsbevollmächtigter bei der Universität Berlin geworden ist, nach Jena herüber gekommen. Die beiden Herren hatten bei Knebel gespeist. Vielleicht hatte dieser Herr Schulze meine Bekanntschaft zu machen gewünscht. Nach Tische fuhren sie, von Knebel begleitet, bei mir vor: denn ich wohnte, von Knebels Wohnung ziemlich entfernt, in der äußersten Vorstadt am Wege nach Weimar, in einem Hause, welches man das Kotzebue'sche Haus zu nennen pflegte, weil Herr von Kotzebue es entweder erbaut oder doch eingerichtet, jedes Falles bewohnt hatte. Zu dem Hause gehört ein großer Garten. Die Herren blieben ein Paar Stunden, die wir Theils im Garten, Theils im Hause zubrachten. Der Herr Schulze gefiel mir nicht übel. Er war sehr zuthätig und nicht ohne Geist. Als er Regierungsbevollmächtigter geworden war, besuchte er mich noch ein Paar Male allein, zuletzt im Herbste 1822. Er kam mir bei diesen Besuchen verändert vor, ernster und wortkarger. Ich schrieb diese Veränderung dem stärkeren Gefühle seiner Würde zu, in welchem er ein vornehmeres oder steiferes Auftreten für nothwendig halten mochte. Und da er sehr zutraulich zu sein schien, mir auch allerlei Verbindliches sagte und, was er sagte, in liberalem Geiste sprach: so verkehrte ich mit ihm, wie mit einem befreundeten Mann, gegen welchen ich um so weniger irgend ein Mißtrauen hegen konnte, da er mir von Goethe zugeführt war. Und doch hatte dieser Mann wahrscheinlich jetzt schon die Absicht, bei der Central-Untersuchungs-Commission zu

Mainz als Ankläger gegen mich aufzutreten. Denn schon im Frühlinge des folgenden Jahres kam die Klage vom hohen teutschen Bundestage nach Weimar und weiter an mich. Das gedenke ich später zu erzählen. —

Im Anfange des Jahres 1823 ging ich als Abgeordneter der Universität zum Landtage nach Weimar. Ich glaubte, dem Herrn Minister von Goethe, wie den übrigen Herren Ministern, meine Aufwartung machen zu müssen. Der Herr Landmarschall von Riedesel lud mich ein, diese Besuche mit ihm zu machen. Wir wurden aber von Goethe nicht angenommen. Drei Jahre später, 1826, ward ich in den Vorstand des Landtages zu des Landmarschalls erstem Gehülfen gewählt. Als solcher glaubte ich abermals Goethe'n als Minister meine Aufwartung machen zu müssen. Dieses Mal ward ich angenommen. Goethe aber empfing mich ganz ministeriell; ungemein höflich, aber als ob wir uns zum ersten Male gesehen hätten. Er lud mich zum Sitzen neben sich im Sopha ein, sprach von Wind und Wetter und wie doch Alles in der Welt so wechselvoll sei. Vom Landtage sagte er kein Wort. Ich blieb höchstens 10 Minuten, und der Abschied war, wie der Empfang gewesen. Drei Jahre später, 1829, ward ich abermals in den Vorstand des Landtages erwählt. Dieses Mal unterließ ich meinen Besuch bei Goethe. Dennoch ward ich, was während der beiden früheren Landtage nicht geschehen war, zu einer Soiree bei ihm eingeladen. Natürlich ging ich hin. Die ganze vornehme Welt Weimar's versammelte sich, so wie die ausgezeichneten Fremden, die sich in Weimar befanden. Meinen Blick zog nur der Herr des Festes auf sich. Und Er, der alte Herr, stand da, fest

und gerade, in der besten Haltung, den Hut unter dem Arm, mit allen seinen Orden geschmückt, und empfing, immer auf derselben Stelle, die Huldigung aller Gäste mit großer Liebenswürdigkeit. Ich bewunderte und bedauerte ihn. Aber nach etwa anderthalb Stunden hatte ich der Sache genug.

Aus welchen Gründen Goethe's Betragen gegen mich jetzt ganz anders war, als früher, weiß ich nicht. Ich selbst hatte zuverlässig keine Veranlassung gegeben; denn ich hatte weder durch Wort, noch Werk gegen ihn gesündigt. Möglich ist, daß der Herr Staatsrath Schulze, der ihm sehr befreundet gewesen zu sein scheint, Mittheilungen über die Anklage gemacht, die er gegen mich erhoben hatte. Denn bald, nach der Beendigung des ersten Landtages, dem ich beiwohnte, zu derselben Zeit, da die Anklage nach Weimar kam, erschien Herr Schulze wieder in Weimar und wohnte bei Goethe; also könnte wohl schon früher eine Mittheilung Statt gefunden haben. Vielleicht aber war es Goethe'n auch nicht angenehm, daß ich die Wahl zum Landtags-Abgeordneten angenommen hatte: denn mit dem Landtage stand er durchaus nicht in einem freundlichen Verhältnisse, entweder weil er überhaupt die Landtage nicht liebte, oder weil der Landtag in Weimar ihm nicht gefiel. Es könnte wohl sein, daß er mich das erste Mal nicht angenommen hätte, weil ich mit dem Herrn Landmarschall zugleich erschien. Die Unfreundlichkeit hingegen bei meinem zweiten Besuche könnte wohl aus einer Verhandlung im Landtage hergerührt haben, welche Goethe'n verdrießlich gewesen sein mochte, und bei welcher er mir, auf irrige oder falsche Zuträgerei, eine Stellung zuwies, die ich keineswegs eingenommen hatte. Denn

er war sehr leicht einzunehmen, und verschmähte es nicht, auf solche Zuträgereien zu hören. Der selige Passow hat mir ein Mal erzählt, daß Goethe ihm, während er Professor in Weimar war, nicht nur sein eigenes Haus untersagt, sondern auch andere Häuser veranlaßt habe, ihn auszuschließen, weil er (Goethe) nimmer erscheinen würde, wo Passow zugelassen würde, und daß er (Passow) dadurch, wenn nicht ganz isolirt, doch manches geselligen Verkehres beraubt worden sei. Mir kam diese Erzählung so unglaublich vor, daß ich ihre Wahrheit stark bezweifelte, und mit meinem Zweifel, den ich nicht verhehlte, den guten Passow schwer kränkte. Ich konnte mir recht gut denken, daß Goethe aus vielen Gründen den jungen Professor nicht in sein eigenes Haus einlud; ja, es war mir, so wie ich Goethe kennen gelernt hatte, selbst nicht unwahrscheinlich, daß Passow's Art und Manieren ihm nicht zusagten; daß er aber irgend einem anderen Menschen erklärt haben sollte: entweder Passow müsse ausgewiesen werden, oder er selbst würde niemals wieder sein Haus betreten, oder daß ein solches Drohen nicht mit Unwillen zurück gewiesen, sondern der Befehl streng befolgt worden sei, Das faßte mein Verstand nicht und nicht meine Brust. Und dennoch habe ich mich später überzeugt, daß sich die Sache wirklich so verhielt, wie sie mir von Passow erzählt worden war. Und welches war die Ursache? Man hatte Goethe'n hinterbracht, Passow habe über seine Gedichte in der Schule tadelnd gesprochen. In der Folge wurde Goethe überzeugt, daß er hintergangen war; ob er alsdann sein Verfahren gut zu machen gesucht hat, weiß ich nicht; wenn er es aber auch gethan hat, ändert das Etwas? und viel?

Was die Verhandlung im Landtage betrifft, die Goethe verdrießlich gewesen sein mochte, so verhielt es sich mit derselben folgender Maßen:

Für die Erhaltung und Förderung der Kirchen und Schulen, der Universität Jena und anderer Bildungs-Anstalten war vom Landtage ein Zuschuß von 40,130 Thlrn. bewilligt worden. Von dieser Summe sollten 11,787 Thlr. auf „Wissenschaft und Kunst" im Allgemeinen, ohne nähere Angabe der Gegenstände, verwendet werden. Einer eigenen Immediat-Commission ist die Sorge für die Pflege von Wissenschaft und Kunst, soweit die bewilligte Summe reicht, übertragen worden. Goethe stand an der Spitze dieser Commission, oder vielmehr Goethe war diese Commission. Nun wurden dem Landtage, wie über alle Einnahmen und Ausgaben, so auch über den größten Theil der erwähnten 40,130 Thlr. vollständige Rechnung abgelegt, aber die Rechnung über die 11,787 Thlr., welche für Wissenschaft und Kunst im Allgemeinen bewilligt waren, fehlte. Der Landtag trug nun auf die Vorlegung auch dieser Rechnung an. Es dauerte geraume Zeit, ehe auf diesen Antrag irgend Etwas erfolgte. Inzwischen verbreiteten sich Gerüchte über Goethe's Zorn gegen den Landtag, weil derselbe sich heraus nehme, von ihm die Ablegung einer Rechnung über die lumpige Summe zu verlangen. Endlich lief dennoch die Rechnung ein. Sie enthielt aber nur ein Paar Zeilen. Einnahme: 000; Ausgabe: 000; folglich bleibt in der Kasse: x Thlr. (eine Kleinigkeit). Unterschrift: Großherzogl. Immediatcommission für Wissenschaft und Kunst, Goethe. Als diese Zeilen vorgelesen waren, brachen einige Abgeordnete in ein lautes Lachen

aus, an welchem ich freilich redlich Theil nahm. Bald aber wurden einzelne bittere Bemerkungen gemacht. Es wurde sogar vorgeschlagen, die 11,787 Thlr. nicht wieder zu bewilligen, und der größte Theil des Landtages schien diesen Vorschlag mit Freuden zu ergreifen: denn die Meisten glauben, daß die höchste Weisheit im Sparen bestehe. Ich suchte, mit Anderen, diesen Beschluß abzuwenden. Dagegen rieth ich an, man möge vorstellen, daß man gar nicht zweifele, die Einnahme sei durch die Ausgabe gänzlich oder fast gänzlich erschöpft, ja daß man nicht einmal zweifele, sie sei auf die beste und zweckmäßigste Weise verwendet worden, daß man aber bei der Verwendung öffentlicher Gelder nicht glauben dürfe, sondern sehen müsse. Es sei gesetzlich, daß von jedem eingenommenen Groschen nachgewiesen würde, wo derselbe geblieben, wofür er ausgegeben worden. Diesem Gesetze fügten sich willig alle Großherzogl. Behörden, und der Landtag sei verpflichtet, auf der strengsten Befolgung desselben zu bestehen. Also hoffe man, Großherzogl. Immediatcommission für Wissenschaft und Kunst werde unverzüglich sich gleichfalls dem Gesetze fügen. Dieser Beschluß wurde nicht ohne Schwierigkeit durchgesetzt. Von mehren Seiten wurden Bedenklichkeiten erhoben: die Nachweisung der Ausgaben sei Nichts; sie dürften nur für Nothwendiges und Nützliches gemacht, und das höchste Bedürfniß müsse zuerst befriedigt werden. Auch war die Rede von Spielereien, von Werken des Luxus, von Begünstigungen, von unnöthigen Anstellungen und ungebührlichen Besoldungen. Indeß wurde jener Beschluß gefaßt, natürlich um dem Ministerium übergeben zu werden.

Die Sitzungen des Landtags in Weimar wurden und werden

bekanntlich nicht öffentlich gehalten. Niemand jedoch machte aus den Verhandlungen, wenn die Sitzung nicht als vertraulich bezeichnet war, ein Geheimniß, und noch weniger war Jemand zur Geheimhaltung verpflichtet. Daher ward Alles schnell, besonders aber was pikant, bekannt. Es leidet also wohl keinen Zweifel, daß Goethe über den Vorgang im Landtage unterrichtet worden sei; wie aber, ist eine andere Frage. Auch mag der Bericht, den er erhalten hatte, seinen Unmuth gegen den ganzen Landtag aufgeregt haben, und gegen einzelne Deputirte im Besondern. Einige Tage nachher sprach der Großherzog Karl August mit dem Landmarschall über die Sache, die Frau Großherzogin Luise mit mir. Die Äußerungen des Großherzogs könnte ich nur als relata referiren und auch nur mit Unsicherheit, jedoch schienen sie mir, soweit sie zu meiner Kenntniß gekommen sind, mit den Worten seiner Gemahlin so ziemlich übereinzustimmen, nämlich nach Sinn und Zweck. Das aber, was die Frau Großherzogin zu mir selbst sagte, wurde mit derselben Feinheit und der edelsten Einfachheit gesagt, mit welcher sie so mächtig zu imponiren, mit welcher sie selbst Napoleons Zorn zu bändigen vermochte, und um so stärker wirkte, je weniger sie wirken zu wollen schien. „Es wäre doch recht übel," sagte sie, nachdem ich auf ihr Verlangen den Gang der Dinge kurz erzählt hatte, „es wäre doch recht übel, wenn unsere freundlichen Verhältnisse gestört, wenn Mißhelligkeiten aus Mißverständnissen entstehen sollten. Es würde mir um so unangenehmer sein, da es, wie ich fürchte, auch den Großherzog verstimmen könnte. Der Landtag ist unleugbar in seinem Recht; aber der geheime Rath Goethe ist gewiß auch nicht der Meinung, daß er

im Unrechte sei. Außer oder über dem geschriebenen Rechte giebt es ja noch ein anderes Recht; das ist das Recht für Dichter und Frauen. Der ganze Landtag ist doch wohl überzeugt, daß das bewilligte Geld wirklich von dem Herrn geheimen Rathe verwendet worden sei? (— „„Gewiß!““) Also kann nur noch gefragt werden, ob es gut, ob es zweckmäßig verwendet worden sei. Nun darf man doch auch nicht vergessen, in welcher Stellung der geheime Rath Goethe zur Welt, zu unserm Lande, zum Hofe, zum Großherzoge seit einer langen Reihe von Jahren gewesen ist; diese Stellung hat natürlich auch auf seine Ansicht von den Dingen eingewirkt. Ich finde es daher ganz begreiflich, wie er wohl glauben kann, ihm stehe vor allen Anderen das Recht zu, über die Zweckmäßigkeit der Verwendung des Geldes, das ihm zur Verwaltung übergeben worden ist, selbst zu entscheiden. Ich verstehe natürlich die Dinge nicht, und bin weit entfernt, Jemanden rechtfertigen zu wollen; mein Wunsch ist nur, daß die freundlichen Verhältnisse unter uns erhalten, und dem alten Herrn geheimen Rath eine Verdrießlichkeit erspart werden möchte. Wie Das zu bewirken, weiß ich freilich nicht. Die Besorgniß des Landtags aber, daß andere Behörden oder die Vorsteher anderer Behörden sich auf diesen Vorgang berufen und die Vorlegung specieller Rechnungen verweigern möchten, ist doch wohl auch nicht sehr groß. Wir haben nur Einen Goethe, und wer weiß, wie lange noch; ein zweiter dürfte sich vielleicht nicht bald wieder finden.“ — „Das Beste würde allerdings sein,“ erwiderte ich, „daß man die Sache liegen ließe.“ „Das meine ich auch,“ sagte die Frau Großherzogin; „ich weiß aber nicht, ob es gehen wird.“

Aber es ging. Der Landtag erhielt auf sein Verlangen keine Antwort aus dem Ministerio. Ein Tag verlief nach dem andern. Inzwischen wurde die Sache zwischen Einzelnen besprochen. Und da sich auch die Verhandlungen über Ausgaben und Einnahmen einem glücklichen Ende näherten, so wurde, als endlich ein Abgeordneter an die rückständige Rechnung mahnte, eine neue Verhandlung leicht und fast stillschweigend vermieden.

Übrigens habe ich Goethe'n nach jener Staatssoiree nicht wieder gesehen. Sonderbar aber ist, daß er mir, so oft von ihm und seiner Persönlichkeit die Rede ist, immer zuerst in jener Stellung und in jener Kleidung, mit seinen Orden behängt, vor die Augen tritt, in welcher ich ihn zum letzten Male gesehen habe; und ich muß ihn gleichsam entkleiden, um ihn in dem einfachen Überrocke zu erblicken, in welchem er so schön und so liebenswürdig war.

Die Schlacht von Jena.

Ich habe wiederholt der Schlacht gedacht, die am 14. October 1806 Statt gefunden hat; deßwegen will ich zu erzählen mir erlauben, wie ich und die Meinigen von diesem unglücklichen Ereignisse berührt worden sind.

Während meines Aufenthaltes in Jena hatte ich eine Wohnung gemiethet. Der Eigenthümer des Hauses war ein Magister Student, ein alter Mann, der früher in Sachsen Prediger gewesen war. In diese Wohnung hatte ich die Sachen geschafft, mit welchen meine Frau zum Beginne unseres Haushaltes reichlich ausgestattet war, so wie Alles, was ich selbst besaß. Indeß ließ ich Alles unausgepackt stehen; nur meine Bücher wurden vor meiner Abreise aufgestellt. Die Zahl derselben war freilich nicht groß; aber sie bildeten eine kleine Bibliothek von bedeutendem Werthe. Manche Bücher hatte ich schon längere Zeit besessen; sie waren nach und nach, wie sich die Gelegenheit darbot oder das Bedürfniß fühlbar machte, in Auctionen oder im Buchladen gekauft worden. Sehr viele aber hatte ich erst seit meiner Berufung nach Jena angeschafft, und besonders während meines Aufenthaltes in Jena

selbst, als ich mich überzeugt hatte, daß die akademische Bibliothek sehr arm an neueren Werken war. Auch meinte ich, ein Professor dürfe nicht ohne einen tüchtigen literarischen Apparat sein. Was ich daher an Geld besaß oder von den Meinigen zu erhalten vermochte, das ward angewendet. Vor Allem wurden von den wichtigsten griechischen und lateinischen Schriftstellern die besten Ausgaben angekauft, die damals zu haben waren; alsdann auch manche der so genannten classischen Schriftsteller der Franzosen und Italiäner, besonders aber der Engländer, für deren Literatur ich eine große Vorliebe hatte. Es waren historische Werke und Werke der schönen Literatur. Ich ließ sie alle anständig binden, und hatte, als ich sie in Reihe und Glied aufgestellt erblickte, eine wirklich heilige Freude. Hätte Jemand mir 2000 Thaler geboten: wahrlich, ich hätte die Bibliothek, wie ich die kleine Sammlung nannte, nicht hinweg gegeben.

Am 6. September verließ ich Jena und ging zu Fuß über den Harz nach Celle. Daselbst blieb ich einige Tage bei meinen Schwiegereltern und reiste alsdann mit meiner Frau und unserem Kind, einem Töchterchen von anderthalb Jahren, nach Bremen und nach meinem Geburtsorte. Wir besuchten meine Eltern, Verwandte und Freunde, hier und dort ein Paar Tage verweilend. Am 5. October befanden wir uns wieder in Celle, und traten am 8. unsere Reise mit einem Hauderer nach Jena an.

Bei meiner Abreise aus Jena dachte noch kein Mensch an einen Krieg. Verständige Männer, welche im Gedächtniß hatten, was seit 1795 geschehen war, hielten für unmöglich, daß Preußen sich zu einem Kriege entschließen würde, da es das Jahr 1805

ohne Krieg hatte vorüber gehen lassen; sie lachten über den Gedanken, daß Preußen allein einen Krieg wagen könnte, den es mit Österreich und Rußland zu bestehen nicht gewagt hatte. Am Allerwenigsten aber fiel es Jemandem ein, daß Thüringen die Bühne des Krieges sollte werden können, und ihr altes Vertrauen zu Preußens Klugheit war so groß, daß sie, selbst für den Fall eines Krieges, den Schauplatz desselben mit Zuversicht auf die linke Seite des Rheines verlegten, keineswegs nach Thüringen oder Sachsen. Ich selbst hatte mich in der letzten Zeit nicht viel um politische Dinge bekümmert, Theils aus Unwillen und Überdruß, Theils weil ich ganz andere Dinge im Kopfe hatte, die meine ganze Seele beschäftigten. Während meiner Reise hatte ich auch keine Zeitung gelesen, kaum eine gesehen. Es waren zu glückliche Tage, als daß ich mich in eine Lectüre hätte einlassen mögen, die störend hätte werden können. Auch war bei den Männern, mit welchen ich in Verkehr oder in Berührung kam, keine Rede von der Lage der Welt; wir hatten andere Angelegenheiten zu besprechen. Nur in Bremen sagte der alte ehrwürdige Dr. Nicolai, Prediger am Dom: „Ich fürchte, ich fürchte, die Nemesis naht, und dieses Mal wird das Fischen im Trüben mißlingen.“ „O, nein,“ erwiderte ein Anderer; „Die winden sich durch und werden entschlüpfen, wenn ihnen auch die Haut abgeschunden würde. Sie müßten ja auch von einem Gotte des Verstandes beraubt sein, wenn sie sich jetzt gegen den Glücklichen und Gewaltigen stellen wollten. Was haben sie denn auch noch zu vertheidigen?“ Ich trat der letzten Meinung bei, weil sie am Wenigsten, für den Augenblick nämlich, beunruhigte, und weil sie meiner gegenwärtigen

Stimmung entsprach. „Gebe Gott, daß Sie Recht haben,“ brummte der alte Doctor; „denn die Folgen würden über uns Alle kommen.“ So lebte ich gedankenlos weiter, und um so leichter, da ich auf der ganzen Reise auch nicht das Mindeste bemerkt hatte, das auf einen nahen Krieg hindeutete: keine Truppen-Märsche, keine Vorkehrungen, keine Bewegung im Volke; Alles war in tiefer Ruhe und tiefem Frieden.

Unsere Reise nach Jena ging über Braunschweig, Halberstadt, Halle. Am 11. October fuhren wir, ohne uns aufzuhalten, durch die letzte Stadt; denn wir wünschten, soweit als möglich zu kommen, um am folgenden Tage, Sonntags den 12., bei guter Zeit in Jena einzutreffen. Erst diesseits Halle, und in der Nähe dieser Stadt, sah ich das erste Zeichen, das auf Krieg gedeutet werden mochte. Ein Zug von etwa 10 oder 12 Kanonen nämlich fuhr langsam vor uns her; Artilleristen begleiteten denselben; eine weitere Bedeckung sahen wir nicht. Wir fuhren vorbei und kamen bis Lauchstädt. Daselbst blieben wir über Nacht. Am anderen Morgen, etwa um 8 Uhr, ging es weiter, aber nur langsam, weil Etwas am Geschirr zerriß. Wir waren etwa 2 bis 3 Stunden gefahren: da erblickten wir einen Haufen von Männern, die uns entgegen kamen. Es mochten 30 — 40 sein. Sie gingen einzeln, zu Zweien, Dreien, Vieren, in der Mitte des Weges und zu beiden Seiten. Als wir näher kamen, gingen die Vordersten langsamer oder standen still, bis sie in einen Haufen vereint waren. Endlich schlossen sie Pferde und Wagen dergestalt ein, daß der Kutscher zu halten genöthigt war.

Als wir diese Menschen zuerst erblickten, und wir sahen sie

in einer ziemlichen Entfernung, weil die Fläche sich etwas erhob, wurden wir überrascht und wußten nicht, was wir aus ihnen machen sollten. Bald erkannten wir an ihrer Kleidung, daß es preußische Soldaten waren, und wurden Etwas ängstlich. Wir hielten sie für Ausreißer und fürchteten, sie möchten uns berauben. Unser Kutscher wollte durchaus umkehren, und ich hatte Mühe, ihn zum Weiterfahren zu bewegen. Die Furcht indeß verschwand, sobald wir sie schärfer ins Auge fassen konnten. Sie hatten zwar ihre Uniform an, aber weder Ober= noch Untergewehr; sie hatten keine Patronen=Taschen, keine Mäntel, keine Tornister; ihr Aussehen war wirr und wüste. Bei der Umstellung des Wagens wurden wir wieder bedenklich. Der Kutscher wandte sich zu mir, weiß wie eine Kalkwand: „Da haben wir's," sagte er; „Das kommt vom Weiter=Fahren." In demselben Augenblicke legte Einer der Soldaten, und sein Anzug bewies, daß es ein Unter=Officier war, seinen Arm auf den Schlag des Wagens und schrie mich mit einer rauhen bramarbasirenden Stimme an: „Wer sind Sie, mein Herr? wo kommen Sie her? und wo wollen Sie hin?" Ich sah den Kerl scharf an und antwortete schnell mit starker Stimme: „Die Frage stelle ich Ihnen. Wer sind Sie? und wie können Sie wagen, mich anzuhalten und mich so unverschämt zu fragen?" „Wir sind preußische Soldaten," riefen wohl Zehen mit Einem Munde. „Nein," sagte ich, „preußische Soldaten sind Sie nicht; preußische Soldaten bleiben bei ihren Fahnen und laufen nicht in solchem Aufzug über die Felder. Sie haben die Uniform eines Unter=Officiers? zu welchem Regimente gehören Sie und wie ist Ihr Name?" Während ich Dieses sagte, traten

die Leute, die vor den Pferden gestanden, auf die Seite, und der Haufe fing an sich zu vermindern. Der Unter-Officier aber blieb stehen, lächelte gutmüthig und sagte: „Nu, nu, lieber Herr, seien Sie nur nicht so hart; es war ja so böse nicht gemeint.“ „In diesem Fall, Herr Unter-Officier,“ antwortete ich, „wollen wir die Sache gut sein lassen. Aber“ — setzte ich hinzu, um dem Manne größeren Respect einzuflößen — „können Sie mir nicht sagen, wo sich der Herzog von Braunschweig befindet? Ich habe Aufträge an Se. Durchlaucht.“ „Der Herzog? Nein, das weiß ich nicht.“ „Wissen Sie denn nicht, wo das Hauptquartier ist?“ „Hauptquartier? Was soll ein Hauptquartier, wenn keine Armee ist? Ach, wir sind arme, unglückliche Menschen; Preußen ist verrathen und verkauft. Es ist Alles verloren; mit dieser fürchterlichen Schlacht ist Alles verloren. Ach, unser guter König; ach, unsere schöne Königin.“ „Was schwatzen Sie da von einer Schlacht.“ „Ja, von einer Schlacht, in welche wir, so wenige Truppen, hinein geschickt worden sind, um diesen wilden Thieren, diesen Teufeln, den Franzosen, die das ganze Land bedeckten, in die Hände geliefert zu werden.“ „Jetzt, Herr Unter-Officier,“ sagte ich, „bitte ich Sie, sprechen Sie ruhig und antworten Sie mir gefälligst auf meine Fragen.“ Aber es war nicht möglich, mehr herauszubringen, als daß am Freitage, 10. October, „eine Schlacht“ bei Saalfeld gewesen und daß das preußische Heer in derselben vernichtet worden sei; angeführt müßten die Preußen durch den Prinzen Louis gewesen sein, „den schönen Prinzen;“ was aus dem Prinzen Louis geworden, wisse er nicht; man habe gesagt, er sei gefallen oder gefangen, aber er wisse es nicht; wo

sich der König befinde, wo der Herzog von Braunschweig, wisse er auch nicht: wahrscheinlich seien sie gefangen; er selbst sei mit seinen Begleitern eigentlich schon gefangen gewesen, sie hätten sich aber dadurch gerettet, daß sie Alles von sich geworfen und über Stock und Stein davon gelaufen wären; zu welcher Tageszeit sie entflohen wären, könne er selbst nicht sagen: die Franzosen seien ihnen immer auf den Hacken gewesen und erst in der Nacht hätten sie sich Etwas erholt; über Jena und Naumburg seien sie nicht gekommen, sondern über die Berge weggegangen; nach Halle wollten sie auch nicht, sondern in ihre Heimath: es sei ja doch Alles verloren.

Ich gestehe, dieser wunderliche Auftritt ergriff mich im ersten Augenblicke gewaltig. Als wir endlich von dem Unter-Officier befreit waren, sahen meine Frau und ich uns an, und weder sie noch ich vermochte ein Wort zu sagen. Indeß erholten wir uns bald, so wie es zu gegenseitiger Mittheilung gekommen war. Daß Das, was der Mann gesagt hatte, zum größten Theile nicht wahr sein konnte, war klar; Das aber, was vielleicht wahr sein mochte, war von demselben übertrieben, weil der Mann, die Angst in allen Gliedern, Alles falsch gesehen und auch den Wunsch gehabt hätte, seine und seiner Begleiter Flucht zu entschuldigen. Und als wir ein Mal so weit waren, faßten wir schnell den Gedanken, oder stellten uns doch gegen einander, um uns gegenseitig zu trösten, als hätten wir den Gedanken gefaßt, daß an der ganzen Erzählung auch nicht Ein wahres Wort sei, sondern daß diese Menschen feig bei Nacht und Nebel davon gelaufen sein möchten, um den Strapazen und Gefahren des Krieges zu entgehen; und wir

wußten in der That Gründe genug aufzufinden, welche diese Conjectur zu rechtfertigen und die entgegenstehenden Gründe zu überwiegen schienen.

Inzwischen hatten wir gar nicht bemerkt, daß wir noch immer still hielten. Als wir Dieses endlich gewahrten, trat eine neue Verlegenheit ein. Der Kutscher, ein junger, kräftiger und gewandter Mann von etwa 28 Jahren, war abgestiegen, stand ruhig an das Sattelpferd gelehnt und schaute starr in die Welt hinein. „Nun, lieber Kutscher,“ sagte ich; „jetzt, dächte ich, könnten wir weiter fahren.“ „Weiter fahren?“ antwortete er. „Nein, Herr Professor, ich fahre nicht weiter. Es ist gut, daß uns diese Leute begegnet sind, sonst könnten wir ja mitten in die Franzosen hinein gerathen sein.“ „Ei, was ist Das für eine Rede. Zuerst ist an Dem, was der Mann uns vorgeschwatzt hat, gewiß kein wahres Wort; und wäre es wahr, und wir kämen unter die Franzosen: glaubst Du denn, sie würden uns verschlingen? Du kennst ja die Franzosen hinlänglich. Sei doch verständig.“ „Ja, eben weil ich verständig bin, fahre ich nicht weiter. Ich kenne Franzosen genug, aber vom Kriege weiß ich Nichts. Der Unter-Officier nannte die Franzosen wilde Thiere und Teufel. Das waren sie bei uns, im Hannöverschen, nicht. Sie sind also im Kriege anders. Ich fahre nicht weiter.“ „Weißt Du denn nicht, daß ich mit Deinem Herrn den Contract gemacht habe, daß Du uns nach Jena fahren sollst, und daß Du uns folglich nach Jena fahren mußt?“ „Das weiß ich wohl; aber als Sie den Contract machten, da war kein Krieg.“ „Aber es ist ja auch jetzt kein Krieg. Wo siehst Du denn Krieg?“ „Wo er ist? Da vor uns hin.

Und gesehen haben wir ein Stück in den preußischen Soldaten. Herr Professor" — setzte er hinzu, mit einer gewissen Feierlichkeit an den Wagen tretend — „ich bin nur ein Knecht; Pferde und Wagen gehören meinem Herrn. Würden sie ihm genommen, so würde er den Verlust zu tragen haben; würden sie mir genommen, so würde ich ein unglücklicher Mensch sein; denn er würde von mir Ersatz verlangen. Wollen Sie mir versprechen, Pferde und Wagen zu ersetzen, wenn sie mir genommen werden?" „Ja, das will ich." „Wollen Sie mir das Versprechen schriftlich geben?" „Auch Dieses." „Nun, so wollen wir weiter fahren." Hierauf legte er den Pferden das Geschirr zurecht und setzte sich auf den Bock. Aber er fuhr nicht weiter, sondern schien von Neuem in Gedanken versunken. „Nun, Kutscher," rief ich, „Marsch, Marsch." „Nein," sagte der Kutscher, „ich fahre nicht weiter. Es hilft mir auch noch nicht. Sie sind ein Herr Professor, das ist wahr; aber Pferde, Wagen und Geschirr sind wenigstens 500 Thaler werth." „Und soviel, meinst Du, wäre ein Herr Professor nicht werth?" „Ich fahre zurück," fuhr er ruhig fort. „Wollen Sie mit, gut; wollen Sie nicht mit, so bleiben Sie, wo Sie wollen. Sie brauchen mich nur für die Fuhre nach Lauchstädt zu bezahlen; für den weiteren Weg nach Jena sollen Sie mir Nichts geben." „Du bekommst keinen Heller," sagte ich. „Auch gut," war die Antwort. „Ich habe so viel Geld, um nach Hause zu kommen. Wenn ich meinem Herrn Pferde und Wagen wieder überliefert habe, so mag er sehen, wie er mit Ihnen aus einander kommt." Und mit diesen Worten trieb er die Pferde an, um die Wendung zum Umkehren zu machen.

In großem Zorn riß ich den Schlag auf und sprang, den Stock in der Hand, aus dem Wagen, um die Pferde anzuhalten. Zu gleicher Zeit erhob sich meine Frau: „Halten Sie noch Einen Augenblick, lieber Kutscher; ich bitte Sie, und hören Sie ein Paar Worte an,“ und zugleich bat sie mich, inzwischen ruhig zu sein. Der Kutscher hielt. „Sie haben ganz Recht, lieber Kutscher,“ fuhr meine Frau fort, „Sie müssen vor allen Dingen Pferde und Wagen zu retten suchen. Aber Sie werden auch zugeben, daß noch keine Gefahr vorhanden ist. Gewiß werden Sie mir glauben, daß ich eine eben so große, und wohl noch eine größere Furcht vor feindlichen Truppen habe, als Sie; aber wir haben gewiß noch Nichts zu fürchten. Wir sehen hier wenigstens eine Stunde weit, und wir erblicken Nichts, das uns schrecken könnte. Wenn sich die Franzosen dort auf der Höhe zeigten, so würden wir noch immer Zeit haben, ihnen zu entkommen. Ich dächte also, wir führen weiter. Wir werden anderen Menschen begegnen, wir werden in Dörfer und Städte kommen. Sind die Franzosen in der Nähe, so werden wir Dieses an der Unruhe, an dem Thun und Treiben der Menschen bald erkennen. Wir wollen uns aber auch sorgfältig erkundigen. Wenn uns von Anderen bestätigt wird, was uns der Preuße gesagt hat, so wollen wir umkehren. Wie aber, wenn wir jetzt umkehrten und an der ganzen Sache wäre kein wahres Wort? Würden wir nicht von Jedermann ausgelacht und furchtsame Hasen genannt werden, weil wir auf das Geschwätz eines preußischen, flüchtigen und halbbetrunkenen Unter-Officiers die Flucht genommen hätten? Sind Sie nicht meiner Meinung, lieber Kutscher?“ — „Sie haben Recht,“ ant-

wortete der Kutscher. „Und Das war verständig," setzte er mit einem vorwurfsvollen Blick auf mich hinzu. „Auch würde es der Stock nicht gethan haben," brummte er vor sich hin. Ich setzte mich wieder in den Wagen, und der Kutscher fuhr zu, aber mit einer ungewissen Langsamkeit, während er unaufhörlich spähend nach allen Seiten blickte.

Nach einer halben Stunde etwa kamen wir in die Nähe eines Dorfes, an welchem der Weg in der Entfernung eines Büchsenschusses hinweg lief. Der Kutscher fuhr ohne Weiteres nach dem Dorfe hin und hielt am Eingange desselben still. Wir stiegen aus; meine Frau blieb bei dem Wagen, und ich begab mich zum Pfarrer des Dorfes, bei welchem ich die meiste Weisheit voraussetzte; auch wohnte derselbe ganz in der Nähe. Als ich in das Zimmer eintrat, in welches ich gewiesen wurde, kam mir der Pfarrer entgegen. Es war ein ziemlich alter Mann und war wahrscheinlich noch nicht lange aus der Kirche zurück. Denn er war angethan mit einem gestreiften Schlafrock, hatte eine Pelzmütze auf dem Kopfe und sog sich Erholung aus einer sehr langen Pfeife, die fast bis zum Boden reichte. Er blieb kerzengerade vor mir stehen, rückte weder die Mütze noch die Pfeife und redete mich, ehe ich Etwas zu sagen vermochte, mit den Worten an: „Was ist Ihr Begehr?" Ich sagte ihm mit wenigen Worten, wer ich war, wohin ich wollte, was ich von dem preußischen Unter-Officier gehört hatte, und fragte ihn, ob ihm nicht Etwas über den Stand der Dinge bekannt geworden sei? Während ich sprach, hatte die Frau des Pfarrers und drei erwachsene Töchter Posto hinter ihm gefaßt und standen eben so gerade da, als er selbst. Der Pfarrer

that noch ein Paar tüchtige Züge aus seiner Pfeife, schüttelte alsdann den Kopf und sagte mit vieler Sicherheit: „Wie können Sie auf das Wort eines verlaufenen Menschen achten? Ja, es kann zum Kriege kommen, aber gewiß nur weit, weit von hier. Die Preußen und die Sachsen sind ausmarschirt, Das ist gewiß, aber sie sind längst über Erfurt und Gotha hinaus; sie müssen bald in Frankfurt sein; und die Franzosen, die noch im südlichen Teutschlande sind, werden Eile nöthig haben, wenn sie Paris decken wollen. Da, am Rhein, jenseits des Rheines, da mag es zum Kriege kommen; hier nicht. Ja, die Preußen und die Sachsen!" Und bei diesen Worten hob er sein Haupt höher, und Frau und Töchter lächelten. „Ihre Bemerkungen, Herr Magister," sagte ich, „scheinen mir erstaunlich fein und verständig; ich bin aber eigentlich nicht gekommen, um Ihre Meinung über die Gegend zu erfahren, welche wahrscheinlich der Schauplatz des Krieges sein wird, sondern lediglich, um zu erfahren, ob Ihnen, von Naumburg oder auch anderswoher, irgend Etwas über kriegerische Ereignisse, die jetzt schon Statt gefunden haben sollen, zu Ohren gekommen sei?" „Nein," antwortete der Pfarrer nicht ohne einen leichten Anflug von Ungeduld oder Zorn, „nein, sage ich Ihnen. Und es ist ja auch unmöglich; es ist noch Nichts vorgefallen, und es kann noch Nichts vorgefallen sein; verlassen Sie sich darauf. Darum rathe ich Ihnen, fahren Sie in Gottes Namen, wohin Sie wollen; Sie können es mit vollkommener Sicherheit." Ich empfahl mich zu freundlichem Andenken und kehrte ungemein erbaut zum Wagen zurück. Der Kutscher hatte während meiner Abwesenheit ein Paar Bauern gefragt; und da diese Männer auch Nichts gewußt, ihn

vielmehr wegen seiner Bedenklichkeit ausgelacht hatten, so setzten wir uns Alle, ein Jeder an seine Stelle, lachend zurecht und fuhren gutes Muthes weiter, bis wir auf die Chaussee zwischen Merseburg und Naumburg gelangten.

Hier änderte sich die Scene. Der Weg war sehr belebt. Es kamen uns mehre, zum Theile schwer bepackte Wagen entgegen, und alle schienen Eile zu haben. Die ersten ließ ich vorüber gehen. Alsdann zeigte sich ein Wagen von sehr anständigem Aussehen; er war mit Postpferden bespannt und auf dem Bock saß ein Diener. Ich stieg aus, ging entgegen und bat den Postillon, einen Augenblick zu halten. In dem Wagen befand sich nur ein einzelner Mann von etwa 50 Jahren und von feinem Aussehen. Ich klagte demselben in wenigen Worten meine Noth und bat ihn um Nachricht und Rath. Der Herr antwortete in gar freundlicher Weise: „Sichere Nachrichten kann ich Ihnen freilich nicht geben; Folgendes aber, das für Sie ausreichen wird, ist nach meiner Meinung gewiß. Die Franzosen ziehen von Hof die Saale herab. Es sind mehre Gefechte vorgefallen. Schon am Mittwoch (den 9. October) haben sie bei Schleiz den General Tauenzien geschlagen; am Donnerstage den Prinzen Louis bei Saalfeld. Der Prinz ist gefallen. Gestern sind die Franzosen schon in Gera gewesen; man meint, Napoleon habe selbst sein Hauptquartier in dieser Stadt genommen. Heute marschiren sie von Zeitz und Eisenberg her auf Naumburg, und in Naumburg erwartet man sie spätestens um 2 oder 3 Uhr. Niemand hält sie auf. Und wenn sie noch nicht in Jena sind, so müssen sie doch heute über Neustadt und Rudolstadt noch eintreffen. Was könnte sie hindern? Das Hauptquartier der großen preußi-

schen Armee ist gestern noch in Erfurt gewesen. Heute wird es ohne Zweifel näher kommen. Denn nach meiner Einsicht müssen die Preußen zurück eilen, um die Straßen nach Berlin und Dresden wieder zu gewinnen. Und da nun die Franzosen in Naumburg und Jena sind, so glaube ich, daß es binnen drei Tagen zwischen Weimar, Naumburg und Jena zu einer Schlacht kommen müsse." — „Mein Gott, mein Gott!" rief ich aus. „Ja wohl," sagte der Fremde. „Aber nun verzeihen Sie, ich kann nicht weilen." Und mit diesen Worten gab er dem Bedienten ein Zeichen, nahm die Mütze ab und fuhr fort. Ich hatte kaum Zeit, ihm meine große Dankbarkeit zuzurufen. Für uns aber blieb Nichts übrig, als nach Lauchstädt zurück zu kehren. Und wir kehrten zurück zu unserm Jammer, zur Freude des Kutschers, und deßwegen mit der größten Schnelligkeit. Bei unserer Ankunft fand ich mich mit dem Kutscher ab: er fuhr noch an demselben Tage weiter und wir blieben in Lauchstädt.

In diesem Städtchen wußte man noch nichts vom Kriege. Die Nachrichten, die wir brachten, liefen rasch um; und hätte man auch Zweifel gehabt: sie wurden bald von Merseburg her bestätigt. Sogleich entstand ein augenblickliches Zusammenlaufen der Menschen, und alsdann, ich möchte sagen, eine Todtenstille. Wahrscheinlich beschäftigten sich Alle, wie unser Wirth, Herr Detleff, wenn ich nicht irre, mit der Ordnung ihres Hauses, und versuchten, ihre besten Habseligkeiten für mögliche Fälle in Sicherheit zu bringen. Wir aber saßen in unserm, übrigens artigen, Zimmer, wie in einer Öde, und hörten Nichts und sahen Nichts, als uns selbst. Zwar versäumten wir nicht, allerlei Versuche zu

machen, uns zu unterhalten, uns zu zerstreuen; aber sie wollten nicht recht gelingen. Wir räsonnirten hin und her über Das, was bevor stand, über den möglichen und wahrscheinlichen Gang der Dinge; wir lasen und unterhielten uns über das Gelesene; wir riefen uns Erlebtes ins Gedächtniß, und gaben uns Mühe, aus dem Erlebten erfreuliche Schlüsse für das Gegenwärtige zu ziehen. Alles jedoch schlug nicht an; unsere Heiterkeit hatte etwas Erzwungenes. Wir waren aus unserem Himmel heraus gefallen, und standen auf der armseligen Erde vor einer trüben Zukunft. Je mehr wir dieses Gefühl vor einander zu verbergen suchten, desto tiefer wirkte es ein, und die Schnelligkeit, mit welcher wir von einem Gegenstande der Unterhaltung zu einem andern übergingen, machte Jedem fühlbar, daß dem Andern das Herz schwerer war, als gestern und vorgestern, und daß mannichfaltige Sorgen uns ängstigten. Lauchstädt, ein Bade=Ort, hat oder hatte wenigstens artige Spaziergänge. Wir gingen hinaus, um die Anlagen zu besehen; aber wir erblickten keinen Menschen, die Bäume fingen schon an, ihr Laub abzuwerfen, und wir hörten keinen Laut, als das Rascheln der dürren Blätter, mit welchen die Wege bedeckt waren. Wir besahen auch, von außen, das kleine Schauspielhaus, das uns unter anderen Umständen begeistert haben würde, weil in demselben unter Goethe's Auspicien soviel Schönes und Erhabenes dargestellt war; jetzt aber machte es keinen Eindruck auf uns: wir maßen nur die Länge und Breite. Endlich kehrten wir in derselben Stimmung auf unser Zimmer zurück, in welcher wir dasselbe verlassen hatten.

Am folgenden Morgen (13. October) gingen zwar die Men=

schen ihren Geschäften nach, aber scheu und unsicher. Neue Nachrichten wußte Niemand. Es war, als wenn aller Verkehr zwischen den Dörfern und Städten aufgehört hätte. Unsere Unruhe aber war so groß, daß wir beschlossen, nach Merseburg hinüber zu fahren: wenn wir hier Pferde bekommen konnten, so wollten wir soweit als möglich vorwärts gehen, wenn nicht, so wollten wir zurück kehren; jedes Falles, meinten wir, würden wir der Langenweile entgehen und doch auch wohl einige nähere Nachrichten erhalten. Ich ging auf die Post. Aus Merseburg war eine Post angekommen, aus Naumburg nicht. Man trug kein Bedenken, uns ein Geschirr nach Merseburg zu geben. Als wir vor dieser Stadt ankamen, fanden wir das Thor gesperrt; es ward aber sogleich geöffnet, und Niemand fragte, wer wir wären oder wohin wir wollten. In der Stadt selbst sahen wir Nichts, was von dem gewöhnlichen Leben abwich, wenn nicht etwa die Menschen etwas geschäftiger hin und her liefen, als sonst geschehen mochte. Von Militair keine Spur. Wir stiegen in einem Gasthause ab, und der Postillon versprach mir, zwei Stunden zu verweilen, wenn nicht etwa „der Franzosen-Lärm" ihn nöthigte, schneller abzufahren. Ich ging auf die Post; erfuhr aber nichts Anderes, als was wir wußten, daß nämlich Naumburg von den Franzosen besetzt wäre. Pferde nach Naumburg wurden mir abgeschlagen. Ich kehrte unverrichteter Dinge in das Gasthaus zurück. Bei meiner Wanderung war ich an Wagen, in nicht geringer Zahl, vorbei gekommen, die mit Kornsäcken, Heu und Stroh beladen waren „für das Magazin." Bei meiner Ankunft im Gasthause fand ich meine Frau im Gespräche mit der Wirthin,

welche über das Unglück jammerte, das uns bevorstände; sonst war kein Gast anwesend. Wir wollten uns so eben hinsetzen, um ein wenig zu frühstücken, als ein Mann in das Zimmer trat und auch ein Frühstück verlangte. Die Wirthin nannte ihn, wenn ich nicht irre, Herr Inspector; und als sie ihn begrüßt hatte, sagte sie zu uns: „Von diesem Herrn werden Sie die besten Nachrichten erhalten können; er hat „das Magazin" unter sich." So ward ein Gespräch eingeleitet zwischen dem Herrn Inspector und mir, das allerdings interessant genug war, aber mich wenig erbaute. Der Mann war in großer Aufregung. Er sprach mit vieler Vorsicht, vermochte jedoch seine Besorgniß und seinen Unmuth nicht zu unterdrücken. Über den Stand der Heere wußte er nicht mehr als ich. Daß die Franzosen im Besitze von Naumburg und Herren der ganzen Saale bis Naumburg waren, wußte er. Vom preußisch-sächsischen Heere wußte er Nichts. Er hatte, wie er sagte, mehre Boten zu Pferd und zu Fuß abgeschickt, die soweit als möglich nach Naumburg hin vorgehen, und auch zur Seite Erkundigungen einziehen sollten; aber noch war keiner zurück gekehrt. Im Fortgange des Gesprächs äußerte er sich auch über die Masse von Vorräthen, die in Merseburg aufgehäuft wären und noch stündlich vermehrt würden; er sprach selbst Zahlen aus, die ich aber nicht mehr anzugeben vermag. „Und nun," setzte er hinzu, „sitzen wir da, wehrlose Menschen, und haben nicht einen einzigen Soldaten zu unserer Beschützung. Wenn 20 Franzosen erschienen, sie könnten Merseburg hinweg nehmen, mit Allem, was drinnen ist. Und nicht die geringste Nachricht. Es ist zum Verzweifeln."

„Vielleicht," bemerkte ich, „dürfen wir daraus, daß Sie gar

keine Anweisung, gar keine Nachricht erhalten haben, den Schluß ziehen, daß die Sachen nicht so schlimm stehen, als wir fürchten, daß die Unsrigen vielmehr sicher sind, die Magazine seien hier gut aufgehoben. Und wenn die Franzosen, die man offenbar von dieser Seite her nicht erwartet hat, morgen oder übermorgen geschlagen und aus Naumburg vertrieben würden, so wäre ja auch Alles in der besten Ordnung." „Freilich," sagte der Mann, „in der allerbesten Ordnung. Wir werden es schon sehen. Zuletzt ist es auch einerlei. Ganz Sachsen ist nicht sicherer als Merseburg." Und nun machte er sich Luft in heftigen Ausdrücken. Wir aber kehrten nach Lauchstädt nicht ohne einige Beruhigung zurück; denn die Langeweile in diesem Städtchen schien uns doch noch erträglicher, als der trostlose Zustand in Merseburg.

Den folgenden Tag, den Tag der Schlachten bei Auerstädt und Jena, war ich vom Morgen bis zum Abend fast ununterbrochen auf den Beinen. Schon bei'm Aufstehen hörten wir, dumpf, aber deutlich, starkes Kanoniren. Auf einen stärkeren erfolgte ein schwächerer Knall, abwechselnd, so daß ich auf den Gedanken kam, es würden ganze Batterien gegen einander abgeschossen. Bald wurden die Pausen zwischen den Schüssen kleiner. Nach und nach ging das Getöse in ein ununterbrochenes Rollen über, so daß immer auf drei oder vier schwächere Stöße ein stärkerer erfolgte. Die Erde zitterte unter unseren Füßen, und in den Häusern klirrten die lockeren Fensterscheiben. Zugleich sahen wir vier oder fünf dicke Rauchsäulen hoch in die Luft aufsteigen; denn es war stilles Wetter, und kein Blatt regte sich auf dem Baume. Natürlich kam Alles, was wir hörten und sahen, von der Schlacht

bei Auerstädt und nicht von der Schlacht bei Jena oder Vierzehnheiligen; dennoch konnten wir den Gedanken nicht los werden, daß Jena brenne: die Rauchsäulen zeigten sich in derselben Richtung, nach Süden und Südwest hin. Wir sagten uns wohl zehen Male, daß es unmöglich sein würde, in Lauchstädt den Rauch von einem Brande in Jena zu sehen oder das Getöse von einer Kanonade in der Nähe von Jena zu hören: aber wir kamen doch immer wieder auf den Gedanken an Jena zurück. Sonderbarer Weise jedoch waren wir an diesem Tage bei Weitem nicht so unruhig, als an den beiden Tagen zuvor, sondern wir hörten mit großer Fassung auf das Rollen des Kanonen-Donners, und schauten mit eben so großer Fassung auf die Rauchsäulen hin, die doch großes Unglück in Dörfern oder Städten verkündigten. Daß diese größere Ruhe nicht etwa Gleichgültigkeit war, versteht sich; vielleicht aber wirkte das Gefühl, daß die Ungewißheit sich endigen, daß die Spannung sich lösen, daß in wenigen Stunden die Entscheidung gefallen sein müsse, wohlthätig. — Nachmittags wurde das Rollen des Geschützes allgemach schwächer, als ob sich die Heere entfernten. Daraus glaubten die Männer, mit welchen ich zusammen traf, den Schluß ziehen zu dürfen, daß die Preußen gesiegt und die Franzosen zum Rückzuge genöthigt hätten. Die Stellung der Heere aber, soweit sie uns bekannt war (die Franzosen von Naumburg gegen Weimar, die Preußen von Weimar gegen Naumburg strebend), ließ uns das Gegentheil fürchten.

Am folgenden Tage erschien eine preußische Patrouille, 25 Husaren, von Halle her in Lauchstädt; sie hielt sich aber gar nicht auf, sondern durchritt nur den Ort, fragte vielleicht auch hier und

dort an, und kehrte zurück. Der Tag und auch der folgende verliefen daher in alter Ruhe und Ungewißheit. Nur verbreitete sich schon am Mittwoch (den 15. October) das Gerücht, Franzosen seien in Merseburg und gingen durch Merseburg, und dieses Gerücht erhielt sich auch den Donnerstag. Also brauchten wir über den Ausgang der Schlacht keinen Zweifel mehr zu haben. Am Abend erschien auch eine französische Patrouille von 6—8 Mann zu Pferd in Lauchstädt. Diese Leute stiegen vor dem Wirthshause ab, in welchem wir wohnten, und gaben ihre Pferde den Burschen, die sich sogleich versammelten, zum Halten, was denn auch redlich geschah. Die Franzosen setzten sich in die Gaststube, forderten und erhielten Wein und Braten, und ließen sich's wohl schmecken. Und als die Begierde des Hungers und Durstes gestillt war, fingen sie an unter argem Lärm Geld zu fordern. Indeß ist mir Dieses nur erzählt worden; denn ich war nicht unten geblieben, sondern zu meiner Frau gegangen. Plötzlich aber fielen in der Nähe zwei Schüsse. Wir öffneten die Fenster, sahen aber nur, wie die Franzosen aus dem Hause stürzten, sich auf die Pferde warfen und im Galopp davon sprengten. Ich eilte die Treppe hinunter, um zu sehen, was es gäbe, und trat in die Hausthür, blieb jedoch hier bedächtlich stehen, um mir auf alle Fälle den Rückzug frei zu halten. Alles war ruhig in meiner Nähe. Kaum aber mochten ein Paar Minuten verlaufen sein, als ein Haufe von Menschen, größtes Theils Knaben, mit lautem Lachen sich dem Wirthshause nahte. Vorauf ging ein alter Mann, von wenigstens 70 Jahren, den ich schon zu mehren Malen in dem Hause gesehen, den ich auch wohl angeredet hatte. Er war sächsischer

Unter-Officier gewesen und hatte den siebenjährigen Krieg im preußischen Heere wider Willen mitgemacht. Als er an mich heran kam, hielt er mir in der einen Hand eine alte Flinte entgegen, in der andern ein rostig aussehendes Pistol. „Hier, mein Herr," sagte er, „hier sehen Sie die Preußen, vor welchen die Schufte ausgerissen sind." Und mit diesen Worten trat er in das Haus hinein. Bald sammelte sich ein Haufe von Menschen um ihn, und er zeigte Allen unermüdlich seine Preußen vor. „So ist das Gesindel," sagte er, immer sehr ernst, ja im Zorn; „so ist das Gesindel; ich kenne sie; sie haben ein Maul so groß, wie ein Brühfaß, aber das Herz sitzt ihnen in der Hose. Sie brauchen nicht ein Mal das Pulver zu riechen; wenn sie es nur blitzen sehen, oder nur einen Knall aus der Ferne hören, so ergreifen sie das Hasenpanier. Es ist schändlich, daß ganze große Heere vor solchem Volke die Flucht ergreifen. Ja, wenn noch die alten Zeiten wären, wenn der alte Fritz noch lebte!" — Es wurde viel über den Declamator gelacht, und er schien sich an der Heiterkeit zu ergötzen, die er erregte, und ward immer heftiger. Einige ältere Männer jedoch, welchen der Wirth beistimmte, fingen bald an ihm Vorwürfe über seine Unvorsichtigkeit, oder über seine Verwegenheit zu machen. Er habe, sagten sie, die Stadt Lauchstädt einer großen Gefahr ausgesetzt; es wäre sehr möglich, daß die Franzosen bald, vielleicht noch in dieser Nacht, in Masse nach Lauchstädt kämen, um Genugthuung zu fordern, um Rache zu nehmen für die Beleidigung. Denn die Entflohenen würden natürlich die Sache viel größer, sie würden sie als einen wirklichen Angriff der Einwohner auf französische Soldaten darstellen und

ihre Rettung aus großer Gefahr nur dem Zufalle zuschreiben. Die Angst wurde bald sehr groß in der Versammlung, und einige Frauen fingen an zu weinen. Der alte Soldat schien Anfangs etwas betreten, aber er erholte sich bald. „Ei was," sagte er. „Wegen dieser Sache wird uns kein Haar gekrümmt. Sie Alle kennen den Krieg nicht; ich aber versteh' es. Diese Kerle haben selbst Strafe verdient, und harte Strafe. Sie sind ausgeschickt worden, um zu sehen, ob Feinde in der Nähe sind oder ob Alles sicher ist; und sie haben sich ins Wirthshaus gesetzt, ihre Pferde verlassen und sich voll gefressen und gesoffen. Dazu haben sie keine Ordre gehabt; Das ist gegen die Disciplin. Wenn es heraus käme, so würden sie durch die Ruthen müssen. Also werden sie nicht verrathen, was geschehen ist. Ich werde doch wissen, was ich thue. Und nun gute Nacht. Schlaft wohl. Diese Nacht habt Ihr noch Ruhe. Was morgen kommen wird, weiß nur Gott." Damit ging er aus dem Hause hinaus, immer vor sich hinbrummend: „die Schufte, die Spitzbuben."

Und nicht nur die Nacht verlief ganz ruhig, sondern auch der folgende Tag (der 17. October). Denn von dem Treffen bei Halle hörten wir Nichts, und erfuhren erst, was geschehen, als der Sieg der Franzosen entschieden war. Im Laufe des Tages wurden einige Verwundete nach Lauchstädt gebracht, woher, weiß ich nicht; von Halle her aber konnten sie, meine ich, nicht sein. Die Menschen waren in einem jammervollen Zustande. Es waren die ersten Verwundeten, die ich gesehen. Ihr Anblick ergriff mich auf das Tiefste, als ich sie ohne Regung auf dem Stroh liegen sah; als ich sah, wie sie Alles mit sich machen ließen, ohne einen Laut

von sich zu geben; nur ein leises Ächzen wurde gehört, als man ihre Wunden untersuchte; ein Ächzen, das mir durch Mark und Gebein ging.

Am 18. October, gegen 10 Uhr Morgens, fuhr ein Wagen, mit Postpferden bespannt, Bediente auf dem Bock, vor das Gasthaus. Zwei Officiere, ein preußischer und ein französischer, stiegen aus und traten in das Haus. Ich ging hinunter. Der Preuße schien mir, nach seinen Epauletten, ein Oberster; der Franzose war mit einem blauen Ermelmantel bekleidet, den er nicht ablegte, und hatte den Kopf mit einem seidenen Tuche verbunden, über welches er eine leichte Kappe trug. Beide Herren schienen sehr ermüdet zu sein, und blickten ungemein ernst, waren aber übrigens sehr freundlich. Der Preuße schickte auf die Post: in einer halben Stunde müßten die Pferde angespannt sein; zugleich bestellte er ein Frühstück. Bald redete er mich an, und mit einer Höflichkeit, die ich bisher noch nicht bei preußischen Officieren gefunden hatte. Als wir einige Worte gewechselt hatten, und ich eine Frage nicht beantworten konnte, weil ich nicht aus Lauchstädt, sondern aus Jena sei, fand ich leicht Gelegenheit, dem Herrn meine Noth zu klagen. Endlich fragte ich ihn, ob er kein Mittel wüßte, mir ein Geschirr zu verschaffen, damit wir endlich diesen Ort verlassen könnten, in welchem wir nun schon acht Tage fest säßen. „Ich kann Ihnen nicht helfen," sagte der Officier, „aber wenden Sie sich einmal versuchsweise an diesen Herrn, den Herrn General . . . ." Den Namen verstand ich nicht. Bei der Nennung seines Namens fragte der Franzose sogleich, was es gäbe? Der Preuße gab mit wenigen Worten Auskunft. Hierauf

fragte der Franzose mich, ob ich französisch spräche? Und auf meine Bejahung fragte er weiter: „Sie sind also aus der Stadt Jena?" — „Ich bin von Geburt ein Hannoveraner." — „Ah, ich bin lange im Hannöverschen gewesen und liebe die Hannoveraner." — „Ich bin aber Professor an der Universität Jena." — „Haben Sie Eltern, Verwandte oder Eigenthum in Jena?" — „Ja, Verwandte und Freunde; Alles, was ich besitze, ist in Jena, und an dem Schicksale der Universität Jena hängt vielleicht meine ganze Zukunft. Darum bin ich so unruhig und darum möchte ich so gern nach Jena." — „Da kann ich nicht umhin, Sie zu bedauern." — „Mein Gott!" — „Erschrecken Sie nicht. Ich bin nicht in Jena gewesen; ich bin an der andern Seite des Flusses herunter gekommen; aber ich habe allerdings erfahren, daß die arme Stadt viel gelitten hat, und nach der Lage derselben kann es kaum anders sein. Aber der Krieg hat seine Launen, la guerre est capricieuse; er kann Sie verschont haben. Also erschrecken Sie nicht. Für Pferde jedoch will ich sorgen, damit Sie Ihrer Stadt näher kommen." Hierauf nahm er ein Blatt Papier aus einem Taschenbuche, setzte sich hin, ließ sich meinen Namen deutlich vorsagen und schrieb ein Paar Zeilen. Noch ein Mal blickte er auf und fragte mich: wann wir abreisen könnten? Ich antwortete: „jeden Augenblick." „In einer halben Stunde," sagte er, „wird eine Chaise mit zwei Pferden vor der Thüre stehen, vorausgesetzt, daß noch ein Wagen und Pferde in diesem Orte vorhanden sind." Ein Diener mußte den Zettel „an den Postmeister" bringen, und erhielt eine bestimmte Anweisung, was er thun sollte, wenn etwa der Postmeister vorgäbe, er hätte

keine Pferde oder keine Chaise. Als der Diener aus der Thüre ging, sagte er zu mir in gutem Teutsch: „Seien Sie ruhig; Sie erhalten in einer halben Stunde Pferde, oder es müßte keine Mähre in diesem Neste zu finden sein.“ Indem ich nun Sr. Excellenz, so nannte ich den französischen Officier, meinen besten Dank abstattete, fügte ich etwas unbedachtsam die Frage hinzu: wir würden doch auch wohl mit Sicherheit reisen können? „Sie meinen, sicher vor den Franzosen?“ fragte er dagegen. „Überhaupt vor den Soldaten, auf welche wir stoßen könnten.“ — „Sie werden zwischen hier und Naumburg nur Franzosen treffen. Und der französische Soldat, mein Herr, ist zwar furchtbar, terrible, in der Schlacht, auch wohl wenn der Hunger ihn quält oder wenn er einen bösen Willen bemerkt; sonst aber ist er honnet und gegen friedliche Reisende gewiß immer zuvorkommend.“ Ich erwiderte noch in einigen höflichen Worten, daß ich allerdings hoffte, die Unteren würden ihre Oberen zum Muster nehmen. Hierauf nahmen wir schnell aus unserm Reisekoffer einige Wäsche, übergaben alsdann, weil wir denn doch kein unbedingtes Vertrauen hatten, den Koffer unserm Wirthe zur Aufbewahrung und fanden uns mit demselben ab. Inzwischen kam der Wagenmeister und ließ sich das Postgeld bezahlen, und ehe eine halbe Stunde verlaufen, hielt die Chaise vor der Thür, ehe noch die Pferde vor den Wagen der beiden Militairs eingespannt waren. Wir gingen hinunter; ich stellte meine Frau den beiden Officieren vor, und da sie viel besser als ich französisch sprach, so war der Franzose sehr artig, und sprach tröstliche und verbindliche Worte. Wir setzten uns in die Chaise, die freilich nicht eben bequem war, war-

teten aber mit der Abfahrt, bis der andere Wagen sich in Bewegung gesetzt hatte auf dem Wege nach Merseburg.

Unser Postillon war ein junger lebhafter Mensch. Er fuhr ungemein rasch, weil er bald zurück zu kommen wünschte: denn in dieser Zeit, sagte er, würde es Etwas zu verdienen geben, und sein Camerad, der die beiden Officiere führe, hätte gewiß ein tüchtiges Stück Geld zu erwarten. Eigentlich, setzte er hinzu, und wiederholte es unaufhörlich, habe ihm die Fuhre gebührt, sein Herr aber sei ein abscheulicher Mensch und handele immer nach Willkühr; der andere Postillon sei ein Augendiener und deßwegen der Liebling des Herrn. Darum habe er demselben den schönen Verdienst zugewiesen. Aber er werde schon seine Maßregeln zu nehmen wissen. So ging es schnell weiter. Als wir aber an die Chaussee zwischen Naumburg und Merseburg kamen, bot sich uns ein Anblick dar, der uns überraschte, in Erstaunen setzte und auch nicht wenig beunruhigte. So weit das Auge reichte zur Linken und zur Rechten, war die Chaussee in ihrer ganzen Breite mit Soldaten bedeckt, so daß man in einiger Entfernung eine einzige, unzertrennliche, ungeheure bunte Masse zu sehen glaubte, welche sich langsam fortschob. Als wir in die Nähe des Heeres kamen, erkannten wir leicht, daß an ein Fortkommen auf dem Wege nicht zu denken war. Der Postillon hielt einen Augenblick an, und wir sahen dem Zuge zu. Die Officiere grüßten mit der Hand; die Soldaten nickten, riefen bon jour oder andere Worte, die wir nicht verstehen konnten. Der Postillon aber besann sich nicht lange; er lenkte rechts ab und fuhr längs der Chaussee über die Felder hinweg. So machten wir, kleine Hindernisse umfahrend

oder leicht überwindend, eine große Strecke. Endlich aber kamen wir an einen Graben, an welchem die Geschicklichkeit des Kutschers ausging. Er hielt still, stieg ab und untersuchte den Graben. Die Soldaten lachten und machten allerlei Späße; der Postillon aber erklärte, der Graben sei zu tief, die Ufer zu hoch: es sei eine Unmöglichkeit, weiter zu kommen; er habe aber nicht weit hinter uns eine Brücke über den Chaussee-Graben bemerkt; wir müßten zurück, über die Chaussee hinüber und alsdann an der anderen Seite, wo kein Graben, fortzukommen suchen. Auf meine Bemerkung, daß es ja unmöglich sei, durch die Franzosen hindurch zu kommen, daß es selbst einer Katze unmöglich sein würde, antwortete der Gesell rasch und entschieden: „Eine Katze würden sie todt treten, uns nicht. Oder was wollen wir machen? Soll ich zurück nach Lauchstädt? Oder soll ich hier bleiben, bis das ganze Heer vorüber gezogen ist? Da könnte es uns gehen," setzte er hinzu, „wie jenem Bauer, der am Strom warten wollte, bis das Wasser abgelaufen wäre." Und mit diesen Worten wandte er um. Wir erreichten schnell die kleine Brücke, die einen Weg vom Acker auf die Chaussee bildete. Auf dieser Brücke hielt der Postillon still und fing auf das Furchtbarste zu trompeten an. Uns ward Angst und bange. Die Franzosen aber lachten, riefen Bravo und begrüßten uns freundlich. Nach ein Paar Minuten näherte sich ein Officier, der mitten in dem Zuge, ohne Zweifel vor seinem Regiment, einher ritt. Dieser hielt sein Pferd etwas an und winkte dem Postillon, rasch die Lücke zu benutzen. Und der Postillon säumte nicht. Indem wir nun hart an dem Officier vorüber fuhren, verneigten wir uns gegen denselben dankbar grüßend.

In demselben Augenblick aber stürzte der Wagen mit solcher Heftigkeit in den Graben auf der andern Seite des Weges, daß wir zuverlässig von unsern Sitzen hinunter geworfen sein würden, wenn nicht die Stange, an welcher das Schoßleder befestigt und welche glücklicher Weise eingehakt war, es verhindert hätte. Ehe wir von unserm Schrecken, der noch durch den tausendstimmigen Ruf der Franzosen, „Oh mon Dieu, mon Dieu," vermehrt wurde, zur Besinnung zurück gekommen waren, hatte der Kutscher glücklich das andere Ufer des Grabens erreicht, und trieb unter dem Ruf der Franzosen, „bravo, bravo," die Pferde über Stock und Stein im Galopp davon.

Nicht ohne Schwierigkeiten, aber ohne Gefahr und Abenteuer kamen wir endlich an das Thor von Naumburg. Aus diesem Thore quoll die Menschen-Masse fortwährend ohne alle Unterbrechung hervor und zog den Weg nach Merseburg. Wir warteten einige Minuten, erkannten aber bald, daß nicht daran zu denken sei, durch dieses Thor in die Stadt zu kommen. Wir fuhren deßwegen um die Stadt herum bis an das Leipziger Thor, welches wir offen fanden und in welches wir ohne Umstände einfahren konnten. Aber die Straße war bis gegen das Thor von Menschen, Thieren, Wagen und von hundertfachem Getreibe dergestalt angefüllt, daß wir kaum ein Paar hundert Schritte vorwärts gekommen waren, als wir uns schon zwischen den Wagen und den Mauern der Häuser festgekeilt sahen und nicht von der Stelle konnten. Wir baten den Postillon, daß er doch auf die Post gehen und zusehen möchte, ob es möglich sei, Pferde und Geschirr nach Jena zu bekommen: alsdann wollten wir zu Fuße die Post

zu erreichen suchen; wenn er aber abgewiesen würde, so möchte er uns in irgend einem Gasthause ein Obdach zu verschaffen suchen. Der junge Mensch erfüllte unsere Bitte, während ich die Pferde hielt. Nach etwa einer Stunde kam er zurück: die Post habe keinen Huf, und in keinem Wirthshause sei auch nur der kleinste Raum leer. Und nun ward unsere Verlegenheit groß. Der Postillon erklärte, daß er nicht länger bleiben könnte, und bat uns auszusteigen, um selbst unser Glück zu versuchen; ich erklärte dagegen, daß wir den Wagen nicht eher verlassen würden, bis wir ein Unterkommen hätten, und wenn wir auch noch ein Mal nach Lauchstädt zurückkehren sollten. Zugleich versprach ich unserm Schwager eine gute Belohnung und bewog ihn, da so eben eine kleine Lücke in unserer Nähe entstanden war, noch etwas weiter in die Stadt hinein zu fahren. Kaum aber hatten wir etwa 50 Schritte hinter uns, so sahen wir uns wieder fest gekeilt und mußten halten.

In diesem Augenblicke öffnete sich in unserer Nähe eine Thüre, und ein kleiner Mann in einem grauen Überrock trat heraus und drückte sich an den Häusern her zu uns. Mit großer Freundlichkeit fragte der Mann: ob wir von Leipzig kämen. Auf meine verneinende Antwort, sagte er, er sei der Buchhändler Reinecke und habe seit acht Tagen nicht die mindeste Nachricht aus Leipzig, und sei deßwegen sehr unruhig wegen der Seinigen und wegen des Schicksals der Stadt. Da wir nun in dieses Thor herein gekommen seien, so habe er gehofft, von uns irgend Etwas zu erfahren. Hierauf nannte ich ihm meinen Namen, der ihm, dem Buchhändler, glücklicher Weise doch schon bekannt war, klagte

ihm unsere Noth und fragte ihn, ob es nicht möglich wäre, uns ein Unterkommen so lange zu verschaffen, bis es uns gelänge, unsere Reise nach Jena fortzusetzen. Herr Reinecke besann sich einen Augenblick. „Ich habe hier," sagte er, „weil mich meine Geschäfte oft nach Naumburg führen, ein Absteigequartier, aber es ist nur ein ganz kleines Stübchen. Wenn Sie sich mit mir, vielleicht auf dem Vorsaal, behelfen wollen, so will ich Ihrer Frau dieses Stübchen gern einräumen. Aber," setzte er zu meiner Frau gewendet hinzu, „Sie werden einen sehr schlechten Aufenthalt haben." Wir nahmen das freundliche Anerbieten mit der größten Dankbarkeit an, und ich bemerkte, daß mir nöthiges Falles die Treppe ein willkommenes Lager gewähren würde. „Aber," fuhr Herr Reinecke fort, „ich muß doch meinen Hauswirth, den Herrn Magister Schocher, zuvor benachrichtigen. Warten Sie nur einen Augenblick; in zwei Minuten bin ich wieder bei Ihnen." Er ging, aber er kehrte nicht so schnell wieder, als er gegangen war. Vielleicht blieb er nur eine Viertelstunde aus, aber diese Viertelstunde dünkte uns endlos zu sein. Wir fingen schon an zu zweifeln, und selbst der Postillon murmelte Bedenklichkeiten vor sich hin. Endlich öffnete sich die Thüre der Hoffnung, und Herr Reinecke eilte mit einem freudestrahlenden Gesichte herbei. „Gott Lob," rief er; „Alles geht vortrefflich. In dem Hause wohnt auch die Frau Superintendentin Grohmann, die Mutter des Professors Grohmann in Wittenberg (später in Hamburg), eine ausgezeichnet edle Frau. Sie hat mit ihren Töchtern eine Erziehungs= oder Unterrichts=Anstalt für junge Mädchen, und ist mit Freuden bereit, die Frau Professorin bei sich aufzunehmen; und

nun haben wir Beide" (zu mir gewendet) „Raum genug in meinem Stübchen." Mit einer Hast, als stände unser Leben in Gefahr, verließen wir auf diese frohe Botschaft den Wagen, nahmen gerührt Abschied von dem gerührten Postillon, empfingen dankbar den Dank und die Wünsche desselben, und begaben uns mit der größten Eile in das Haus. Wir wurden mit Herzlichkeit empfangen. Es war, als wären wir den sämmtlichen Bewohnern des Hauses seit vielen Jahren befreundet gewesen. Öffentliches Unglück vereinigt die Menschen schnell, und in allgemeiner Unsicherheit öffnen sich leicht die Herzen und die Hände. Der Mensch zeigt sich edel, hülfreich und gut. Die Grohmannische Familie bewies sich außerordentlich gütig, zuvorkommend und gefällig, und in dem alten, gelehrten Magister Schocher lernte ich einen liebenswürdigen Greis verehren. Ich vermag nicht auszudrücken, welche frohe und fromme Gefühle uns erfüllten, und wie behaglich wir uns unter unsern neuen Freunden fanden. Es war uns, als wären wir aus einem Schiffbruche gerettet.

Der Rest des Tages wurde verplaudert, und die Begebenheiten des letzten Tages gaben Stoff zu mannichfaltigen Gesprächen. Als es dunkel ward, erinnerte sich die Frau Grohmann, daß sie uns für den Abend Nichts anzubieten hätte; es sei seit dem vorigen Sonntage Nichts zu haben in Naumburg. Sie habe sogar nur noch wenig Brod. Sie würde Nichts auf den Tisch bringen können, als Kartoffeln, etwas Wurst und den letzten Brodrest. Wir hatten in 24 Stunden Nichts genossen, als am Morgen eine Tasse Kaffee, aber es war uns so wenig in Lauchstädt eingefallen, daß es gut sein würde, uns vorzusehen, als uns den Tag über

der Gedanke an Essen und Trinken in die Seele gekommen. So wie nun der Speise und des Trankes gedacht wurde, so fühlte ich wenigstens, daß ich hungrig war. Eben deßwegen schienen uns Kartoffeln und Wurst ein vortreffliches Mahl, und wir suchten die Frau Superintendentin zu beruhigen. Alle waren einstimmig, es gäbe kein besseres Essen auf dieser Erde als Pellkartoffeln und Wurst. Zugleich wurde bemerkt, daß es doch ein wahres Glück sei, daß heute keine Einquartierung ins Haus gekommen sei: man hätte doch gar nicht gewußt, wie man mit den Leuten hätte fertig werden sollen. Ehe noch dieses Thema gehörig durchsprochen war, trat ein Dienstmädchen mit der Nachricht in das Zimmer, so eben seien zwei Conducteurs bei dem Herrn Magister einquartiert worden. Der Herr Magister habe selbst mit ihnen gesprochen, und ihnen gesagt, daß er ihnen zwar ein Lager und Wein geben könnte, daß er aber weder Brod noch Fleisch habe oder zu erhalten vermöchte, und daß sie deßwegen mit Kartoffeln, Wurst und Häring zufrieden sein müßten, denn seit drei Tagen habe auch er Nichts Anderes gegessen. Die Leute hätten geantwortet: es wäre gut; er sollte nur Kartoffeln kochen und mit Wurst und Häring auf den Tisch bringen lassen; sie selbst hätten Hühner, und wünschten dieselben Theils gekocht, Theils gebraten zu sehen, und für Brod würden sie sorgen; und wenn der Herr Magister und seine ganze Familie mit ihnen essen wollten, so würden sie Das als eine große Ehre ansehen und sich sehr freuen. Der Herr Magister lasse also fragen, ob wir — die Grohmannische Familie, Herr Reinecke und wir — die Einladung annehmen wollten. „Ei, freilich,“ war die Antwort; „Kartoffeln und Wurst

sei allerdings ein schönes Essen, aber Hühner-Suppe und Hühner-Braten seien doch auch nicht zu verachten.“ Das Mädchen fuhr fort: der Herr Magister lasse aber noch sagen, daß die Leute, die uns einlüden, keine Officiere und überhaupt eben keine vornehmen Leute zu sein schienen. Das aber, meinten wir, wäre einerlei; vor Gott und im Kriege seien die Menschen alle gleich. Und nun, als das Mädchen hinausgegangen war, zerbrachen wir uns die Köpfe, was Conducteurs wohl sein möchten? Da diese Menschen doch in ein honnetes Haus gewiesen wären, so könnten es, meinten wir, unmöglich gemeine Fuhrknechte sein. Zu unserer Beruhigung vereinigten wir uns dahin, daß es wahrscheinlich Artilleristen wären und zwar höheres Grades, Mathematiker, jedes Falles gebildete Männer. So kam der Abend heran; der Tisch wurde gedeckt; wir wurden gerufen und zogen sämmtlich in das Zimmer ein: nur der Herr Magister Schocher erschien nicht, weil er sich nicht wohl befand. Zu gleicher Zeit traten die beiden Franzosen durch eine andere Thür ein. Es waren zwei gemeine Trainknechte, schmutzig von unten bis oben, unbeholfen und häßlich anzusehen. Sie machten indeß die Wirthe recht hübsch, invitirten über die Gebühr hinaus und freueten sich herzlich, daß wir ihren Hühnern, und ich dächte, ein halbes Dutzend wären es gewesen, so herzhaft zusprachen. Über das Essen hinaus war kein Gespräch mit ihnen zu führen; sie wußten nicht, woher sie kamen und nicht, wohin sie gingen. Auch waren sie sehr mäßig und bescheiden, und tranken nur ein Paar Glas Wein mit Wasser vermischt. Wir Alle gewannen die guten Jungen fast lieb, und

mußten ehrlich bekennen, daß uns das Essen vortrefflich geschmeckt habe.

Am folgenden Tage ward es lichter in Naumburg. Zwar war noch ein wirres Treiben in den Straßen der Stadt, aber es war nicht zu vergleichen mit dem Getümmel am vorigen Tage; zwar marschirten auch noch immer Truppen in die Stadt, aus der Stadt und durch die Stadt, aber mit Unterbrechungen, Regimenterweise, oder in noch kleineren Abtheilungen. Man konnte also in der Stadt umher gehen, wenn auch nicht ohne kleine Hindernisse, und Herr Reinecke hatte die Güte, mich nach allen Richtungen zu führen, damit mein Wunsch und der seinige, die Zustände zu sehen, zugleich erfüllt würden. Und was mich bei diesen Wanderungen am gewaltigsten ergriff, und meine Seele mit Schmerz und Wehmuth erfüllte, das war der Anblick der preußischen Gefangenen, die sich noch in großer Zahl in Naumburg befanden. Wenn man von Kriegsgefangenen lieset, so pflegt man wenig bei dem Worte zu denken; man meint wohl sogar, da sie mit dem Leben davon gekommen, so seien sie in einer besseren Lage als zuvor, weil sie von den Strapazen des Krieges erlöset worden; eben so wie man über die Angabe, 1000 Mann seien verwundet worden, kalt hinweg zu lesen pflegt und höchstens denkt, die Wunden werden schon wieder heilen. Überhaupt hat Niemand eine Vorstellung vom Kriege, der den Krieg nicht gesehen. Es ist unmöglich, daß Beschreibungen, selbst die genauesten, den ganzen Jammer, das unermeßliche Unglück fühlbar machen, das der Krieg über die Menschen bringt. In Lauchstädt hatte ich zum ersten Male verwundete Soldaten gesehen, in Naumburg sah ich die

ersten Gefangenen und zugleich eine Menge Verwundeter. Schon in den Straßen begegneten wir mehren preußischen Officieren, welche, weil die Franzosen die Mitte der Gasse im Besitz hatten, sich fortdrückten an den Häusern und über die Treppen hinweg, die sich vor den Häusern befanden. Sie hatten die Uniform an, aber keinen Degen, und sahen schmutzig und jammervoll aus. Die Uniform war mir gar wohl bekannt; ich glaubte sogar einige Gesichter zu erkennen. Mehre gehörten zu dem Regimente Gensd'armes, von dessen Officieren in Berlin gar viel gesprochen ward. Ich hatte sie auf ihren stolzen Pferden durch die Straßen von Berlin herrschen sehen; ich hatte sie gesehen auf der Treppe vor dem Schauspiel-Hause, ich hatte sie auch gesehen, wenn sie zu dem Strafplatze gingen oder lachend vom Strafplatze zurück kamen: denn unweit meiner Wohnung befand sich der Platz, auf welchem die Gensd'armes durch die Ruthen gehen mußten; ich konnte den Gräuel nicht sehen, aber die Trommel und die gräßliche Pfeife schnitten mir gar oft in das Herz, und noch jetzt klingt mir der schreckliche Ton, so oft ich den Namen Gensd'armes höre, schmerzlich in den Ohren. Ich kann nicht leugnen, die Officiere hatten mir zuweilen das Blut ins Gesicht getrieben, sie hatten meinen Zorn und Ingrimm erregt: jetzt aber, als ich mehre derselben in diesem Elende sah, alle Herrlichkeit dahin, aller Trotz und Dünkel verschwunden, und als ich zugleich bemerkte, mit welcher Gleichgültigkeit, mit welcher Schadenfreude, mit welchem Hohn die Franzosen auf die Unglücklichen hinblickten, jetzt ging mir ein Schauder durch die Seele und ließ ein sehr schmerzliches Gefühl zurück. Dieser Schmerz wurde bald noch verstärkt. Vor dem

Thore, auf einer Wiese, an der einen Seite von der Saale, an den übrigen von Hecken begränzt, waren die gefangenen Soldaten zusammengetrieben. Vor dem Gitterthore standen französische Schildwachen, die bereit waren, uns das Thor zu öffnen. Ich konnte mich aber nicht entschließen, unter die Unglücklichen zu treten, da ich nicht das Mindeste zu der Erleichterung ihres Schicksals beizutragen vermochte, und mich selbst außer Stande fühlte, ihnen einige Worte des Trostes zu sagen, für welche sie übrigens wohl auch kaum empfänglich gewesen sein möchten. Nur ein Paar Minuten blieb ich am Thorwege stehen. So weit mein Auge reichte und so viel ich in dem dicken Rauche, der über der Masse gelagert war, erkennen konnte, sah ich die Gefangenen dicht zusammen gedrängt, hier eilend sich durch einander winden, dort regungslos neben einander stehen, und an vielen Stellen auf dem feuchten Boden um Feuer liegen, die mehr Rauch als Flammen von sich gaben, alle wahre Bilder des Jammers. Jeder, dessen Gesicht ich unterscheiden konnte, starrte dumpf und stumpf vor sich hin, schien gleichgültig selbst gegen sein eigenes Loos und trug die Verzweifelung in seinen Blicken und seinen Zügen. Ich faßte Herrn Reinecke am Arm; wir wandten uns um, und die Augen meines Freundes waren, wie die meinigen, mit Thränen gefüllt. Lange wandelten wir lautlos neben einander fort, und ein Jeder schien sich zu scheuen, auszusprechen, was er empfand, bis andere und andere Gegenstände uns nach und nach die Sprache wieder gaben.

Nach unserer Zurückkunft gingen wir zu dem Herrn Magister, den wir an diesem Tage noch nicht gesehen hatten, um uns

nach seinem Befinden zu erkundigen. Wir fanden ihn in einem Gespräche mit einem französischen Officier. Von Diesem, der am Tage nach der Schlacht in Jena gewesen und zwei Tage in Jena geblieben war, erhielt ich die ersten sicheren Nachrichten über das Schicksal der Stadt. Es war ein feiner und gebildeter Mann; seinem Range nach ein Capitain. Von ihm erfuhr ich, daß Jena furchtbar gelitten habe, daß die Plünderung fast allgemein gewesen sei, und daß leicht über 30 Häuser (une trentaine) in Asche lägen. Wo der Brand Statt gehabt hatte, wußte er nicht deutlich zu sagen, aber er versicherte, westlich von der großen Kirche. Da meine Wohnung östlich von der Kirche lag, so glaubte ich wegen des Feuers sicher sein zu können; und der Franzose bestärkte mich in diesem Glauben. Dagegen gab er wegen der Plünderung keinen Trost. Darüber, sagte er, vermöge er Nichts zu sagen; es sei geplündert worden in allen Theilen der Stadt, und nur durch Zufall oder besondere Verhältnisse möchten einzelne Häuser verschont geblieben sein. Am ärgsten vielleicht wäre die Plünderung in der Nähe der Kirche gewesen, wo unsere Wohnung sich befand; denn in der Kirche sei ein Lazareth errichtet, und die Bedürfnisse für das Lazareth habe man genommen, wo man sie gefunden, und zuerst allerdings in den nächsten Häusern. Auf weitere Fragen, ob Menschen umgekommen oder mißhandelt wären und dergleichen, erhielt ich nur zur Antwort: Das wisse er nicht, glaube es auch nicht, möglich jedoch sei es allerdings. Ich konnte mich, in meinem Unmuthe, nicht enthalten, harte Worte über solche Barbarei auszusprechen, und zu sagen, daß ich eine bessere Idee von dem Kaiser Napoleon, von den französischen Of=

ficieren und von den französischen Soldaten gehabt hätte, als daß ich mir hätte vorstellen können, mit der Erlaubniß des Kaisers und der Officiere würden französische Soldaten wehrlosen Menschen die Häuser über den Köpfen anstecken, sie ihres Eigenthums berauben, sie persönlich mißhandeln. Der Franzose hörte mich ruhig an, ohne eine Miene zu verziehen. Alsdann trat er nahe an mich heran, legte die Fingerspitzen der rechten Hand auf meine Brust und sprach mit sehr weicher Stimme ungefähr folgende Worte: „Mein lieber Herr, ich verzeihe Ihrem Schmerz Alles und ehre Ihren Zorn; aber ich bitte Sie, seien Sie gemäßigter und milder in Ihren Ausdrücken und bekämpfen Sie Ihre Bitterkeit, nicht, weil Sie von mir Etwas zu befürchten haben würden, sondern, damit Sie nicht ungerecht werden. Ja, der Krieg ist ein ungeheueres Unglück, aber er ist es vielleicht noch mehr für die Bewaffneten, als für die Wehrlosen. Vielleicht sollten gar keine Kriege Statt finden; wir Beide jedoch, Sie und ich, haben bei dieser Frage keine Stimme: sie finden Statt, und wir Alle müssen uns dem Schicksal unterwerfen. Glauben Sie, ich habe die Soldaten vieler Monarchen gesehen, und ich habe sie gesehen im Glück und im Unglück; glauben Sie mir, der französische Soldat ist nicht der schlechteste. Er braucht keine Vergleichung zu scheuen. Er ist, wenn wir über die Ausnahmen, die jede Regel hat, hinweg sehen, wie tapfer und ausdauernd im Kampfe, so mild und gut gegen Wehrlose; er ist weder grausam noch habsüchtig; ja, er ist mit Wenigem zufrieden, wo er keinen bösen Willen sieht, und eine solche Aufnahme findet, als er bei seinen Strapazen erwarten zu dürfen glaubt. Aber er ist ein Mensch, er ist

ein junger Mensch, er ist allen Leidenschaften der Jugend unterworfen. Nun denken Sie sich 100,000 dieser jungen Leute — und, mein lieber Herr, die Zahl 100,000 ist leicht ausgesprochen, aber 100,000 Menschen ist eine große Masse — in Eile daher geführt, damit sie dem Feinde durch ihre Schnelligkeit einen Vortheil abgewinnen; denken Sie dieselben auf das Äußerste angestrengt, ohne die nothwendige Erquickung durch Speise und Trank; denken Sie dieselben zuletzt, in der Nähe des Feindes, in einem Augenblick, der Alles ungewiß macht, auf einem kleinen Raum versammelt: würden Sie es nicht entschuldbar finden, wenn solche Menschen jede Gelegenheit benutzten, um zu nehmen, was sie finden, um aufzusuchen, was sie bedürfen, um ihren Hunger zu stillen, ihren Durst zu löschen, ihren Bedürfnissen abzuhelfen und auf diese Weise ihre Kräfte anzufrischen und herzustellen? Und am Tage oder in der Nacht vor einer Schlacht, in welcher sie ihre Gesundheit und ihr Leben auf das Spiel setzen sollen, in welcher sie jeglicher Gefahr und vielleicht den gräßlichsten Leiden an ihrem eigenen Leibe bloßgestellt sein werden: ist es dann zu verwundern, daß sie das Eigenthumsrecht an armseligen Dingen, an einer Börse, einer Uhr, einem Hemde oder Tuche, nicht eben für heilig halten? Ich selbst habe freilich niemals begreifen können, warum der Soldat sich noch in dem Augenblick, da er zur Schlacht geht, mit Dingen behängt und belastet, von welchen er zum Voraus wissen kann, daß er sich ihrer niemals erfreuen wird: um sich den Marsch zu erleichtern, um dem Commando Folge leisten zu können, ist er genöthigt, wie er gar wohl weiß, dieselben von sich zu werfen, ehe eine Stunde vergeht. Und dennoch nimmt er

sie. Andere Dinge, die ihn allerdings weniger geniren, wie Geld, Kleinodien aller Art, können ihm doch erst von Werth sein, wenn er mit heiler Haut der Gefahr entkommt, die über seinem Haupte schwebt, ja erst alsdann, wenn er aus dem ganzen Kriege, ohne schwere Wunden und ohne Gefangenschaft, zu den Seinigen zurückkehrt; Niemand aber, Das weiß er recht gut, verbürgt ihm Leben, Gesundheit und Freiheit. Man möchte daher ja wohl glauben, daß der Soldat in so ernsten Stunden völlig gleichgültig sein müßte gegen alle Dinge dieser Welt, lediglich beschäftigt mit seiner Pflicht, seinem Vaterlande, seinen Theueren, seinem Herzen und seinem Gott. Und dennoch greift er nach Allem, was sich ihm darbietet, und sucht mit Anstrengung nach, ob er Etwas finden möchte, das ihn reizt, und nimmt an sich, was er kennt und was er nicht kennt, und verbirgt es, so gut er kann. Aber es sind arme, unwissende Menschen, deren ganze Erziehung die Disciplin ist — und wohlhabende und gebildete Soldaten plündern gewiß niemals, sondern nehmen höchstens Lebensmittel an sich aus reiner Noth —; in den Stunden großer Gefahr ist ihnen, so weit die Disciplin verschwunden ist, der Gedanke ausgegangen und das Herz ist erkaltet; sie sind in einem wirren, zerrütteten Zustande; sie sind nur noch Thiere, die sich hintreiben lassen, wohin man sie treiben will, und thierisch nehmen sie hinweg, was ihnen vorkommt, wie der Rabe den goldenen Ring ergreift, der ihm entgegen glänzt, ohne zu bedenken, daß sie Unglück über ihre Neben-Menschen bringen. Erst in der Schlacht kehrt die Besinnung zurück, besonders wenn er dem Feind ins Angesicht blickt, und nun erkennt, daß es um Sein und Nicht-Sein gilt. Dage-

gen finde ich das Plündern nach der Schlacht nicht gerechtfertigt, aber erklärlich, die Schlacht mag verloren oder gewonnen sein. Ist sie verloren: warum soll der Soldat dem Feinde überlassen, was er selbst retten kann? Ist sie gewonnen: warum soll er nicht nehmen, was er findet, um seinen unglücklichen Cameraden einige Linderung zu verschaffen, um ihre klaffenden Wunden zu verbinden und ihren zerrissenen Gliedern eine Ruhestelle, so weich als möglich, zu gewähren! Und wenn er bei dieser Gelegenheit auch für sich selbst Etwas nimmt: soll er denn gar Nichts von dem Siege haben für alle seine Anstrengungen und Aufopferungen? Von dem Ruhme fällt auch nicht der kleinste Theil auf ihn; von dem materiellen Gewinn erhält er nicht das Geringste. Er muß sich Etwas nehmen, oder er ist morgen wieder, was er gestern war. Und wenn er eine Sache, die er in der Hand hält, wieder hinlegte: würde sie dem Eigenthümer verbleiben und würde nicht ein Folgender sie ihm dennoch entreißen? Und was der Soldat liegen läßt, nimmt die Canaille jedes Ortes."

Der Mann sprach soviel und noch weit mehr, weil der Magister Schocher ihm immer durch Wink und Wort ermunternden Beifall gab. Deßwegen hatte er auch bald das Wort an diesen alten Herrn allein gerichtet. Endlich aber wandte er sich wieder zu mir: „Und was Ihre Stadt Jena betrifft, so haben Sie, mein lieber Herr, sehr Unrecht gethan, den Kaiser, die französischen Officiere und die Soldaten der Barbarei zu beschuldigen. Nein, sie sind keine Vandalen. Der Brand ist zufällig entstanden. So dumm sind die Franzosen nicht, daß sie eine Stadt anstecken sollten, die in ihrem Besitz ist, und deren Hülfsquellen ihnen zu Ge-

bote stehen. Und was die Plünderung betrifft, so hat der Kaiser sie nicht befohlen und nicht gewollt. Es ist möglich, daß er Nichts erfahren hat. Ich selbst bin gegenwärtig gewesen, als der Kaiser eine Deputation fragte: ob sich seine Soldaten auch gut betrügen, und zur Antwort erhielt: sehr gut. Die Officiere, vom ersten bis zum letzten, waren in Verzweifelung, aber sie konnten nicht helfen. Nach solchen Ereignissen ist die Disciplin unter den Soldaten, die nicht den Feind verfolgen, nicht in Einem Tage herzustellen. Und die Soldaten — die Soldaten haben eben geplündert, ohne zu wissen, was sie thaten. Darum, lieber Herr, wollen wir Freunde sein, und mit einander bekennen: der Krieg ist ein ungeheueres Unglück, und wehe Dem, der den Krieg muthwillig herbei führt oder ihn durch Verkehrtheit zur Nothwendigkeit macht." „Und wenn es Ihr Kaiser wäre?" fragte ich rasch. Der Franzose sah mich scharf an und wohl eine halbe Minute. Alsdann lächelte er und reichte mir die Hand. Der Magister aber bezeugte seinen Beifall von Neuem.

Indem wir nun noch über Krieg und Frieden hin und her sprachen, trat, ein unerwarteter Gast, mein College, der Hofrath Eichstädt in das Zimmer. Wir waren Beide nicht wenig erstaunt, uns nach einer solchen Katastrophe in Naumburg bei dem Herrn Magister Schocher wieder zu sehen. Eichstädt war von der Universität an Napoleon abgeordnet, um dem Kaiser durch den Mund des katholischen Pfarrers Dr. Henry in Jena, der in späteren Tagen so schwer verläumdet worden ist, die Universität zu empfehlen und ihn um seinen Schutz zu bitten. Die beiden Männer hatten aber in Naumburg den Kaiser nicht gefunden, und

auch nicht zu erfahren vermocht, wo er sich hinbegeben habe. Sie hatten ihm Anfangs bis nach Halle folgen wollen; ein französischer General aber hatte ihnen gerathen, diesen Gedanken aufzugeben, da der Kaiser zuverlässig schon über Halle hinaus sein würde. Sie hatten deßwegen beschlossen, sogleich nach Jena zurück zu kehren, dem Dr. Henry aber war unwohl geworden, und dadurch waren sie genöthigt worden, bis zum folgenden Tage in Naumburg zu bleiben. Eichstädt hatte daher nicht unterlassen können, seinem alten Freunde Schocher seinen Besuch zu machen. Von ihm erfuhr ich über die Tage des Schreckens Einzelnheiten, wie es Diesem und Jenem ergangen war, wo das Feuer angefangen und wo es aufgehört hatte, im Wesentlichen aber erfuhr ich Nichts Neues. Dagegen war Eichstädt sehr bereitwillig, mich mit sich nach Jena zu nehmen, rieth jedoch, daß meine Frau in Naumburg zurückbleiben möchte, Theils weil der Wagen zu klein und unbequem wäre, Theils auch, damit ich zuvor den Zustand der Dinge selbst mit eigenen Augen sähe. Die Grohmannische Familie war hoch erfreuet, daß meine Frau noch einige Tage in ihrer Mitte bleiben sollte und wollte; denn sie hatte schon bemerkt, daß von ihr Etwas zu lernen war, nicht bloß in Sprachen, sondern auch in weiblichen Arbeiten aller Art.

Am anderen Morgen um 9 Uhr verließen wir, Eichstädt, Dr. Henry und ich, Naumburg. Da Jena bekanntlich nur sieben Stunden von Naumburg entfernt ist, so hofften wir zeitig in Jena anzukommen, aber unsere Hoffnung war eitel. Es hatte geregnet; der Weg, theilweise gar nicht chaussirt, theilweise nur dem Namen nach, war furchtbar auseinander getrieben, hin und wie-

der grundlos. Alle Augenblicke saßen wir fest und waren genöthigt auszusteigen, damit Pferde und Wagen nur wieder in Bewegung kämen. Zuweilen mußten wir Alle Hand anlegen, um durch Schieben den Pferden ihr Werk zu erleichtern. In meinem Leben hatte ich keine so abscheuliche Fahrt gemacht. Als wir endlich in Jena anlangten, war es schon ganz dunkel. Eichstädt begleitete mich zu meiner Wohnung. Auf den Ruf aus dem Innern des Hauses: „wer ist da?“ — mit welchem unser Klopfen beantwortet wurde, nannte ich meinen Namen. Sogleich lief die Tochter meines Hauswirthes die Treppe herab, um zu öffnen. Als ich eintrat, schlich der Magister Student die Treppe herab, mit der einen Hand sich fest am Geländer haltend, in der anderen eine Lampe. Ich erschrak bei seinem Anblicke. Sein Gesicht war eingefallen und bleich wie das Gesicht eines Todten, und aus demselben glotzten die Augen wie gebrochen hervor. Um seinen mageren Leib schlotterte ein alter schmutziger Schlafrock, und auf seinem Scheitel saß ein schwarzes Käppchen über wenigen weißen Haaren. Mit einer hohlen Grabesstimme rief er mir entgegen: „Herr Professor Luden, Herr Professor Luden, in welches Unglück kommen Sie herein! Von Allem, was Sie in mein Haus gebracht haben, werden Sie nicht das Geringste wieder finden. Alles ist geraubt, von den Franzosen geraubt oder vom jenaischen Pöbel gestohlen. Aber ich bin ohne Schuld, ich habe auch Alles verloren; es ist mir nicht soviel geblieben, daß ich meine Blöße zu bedecken vermag.“ Und nun fing er an laut zu heulen und zu schluchzen. Ich wollte dem alten Mann Etwas Beruhigendes sagen, aber ich glaube fast, meine Worte lauteten ziemlich barsch. „Klagen,“ sagte ich,

„Protestationen und Versicherungen hälfen eben so wenig als Heulen und Schluchzen; man müsse die Größe des Unglücks scharf ins Auge fassen, streng untersuchen, und alsdann das Unvermeidliche mit Besonnenheit tragen.“ Auf dem Vorsaale lagen Koffer, Kisten, Tonnen, aufgebrochen, zerbrochen und zusammengefallen, durch einander. Die Thüren der Zimmer standen auf; die Schlösser waren abgesprengt. Die Zimmer selbst waren ganz mit Stroh angefüllt, das größtes Theils aufgelockert dalag, wie wenn es durchwühlt worden wäre. Es war nicht möglich mit einem Lichte hinein zu dringen; ich warf daher nur einen Blick auf meine Repositorien und bemerkte, daß auch meine schönen Bücher sämmtlich dahin waren. Schweigend wandte ich mich um und schweigend ging ich die Treppe hinab; erst in der Hausthüre sagte ich gute Nacht und trennte mich auch von Eichstädt. Ich ging nach dem Griesbachischen Hause, ohne recht zu wissen warum. Zuverlässig suchte ich keinen tröstenden Zuspruch, wahrscheinlich ein Nachtlager.

An der Treppe des Hauses fand ich den Hofrath Seidensticker, der bei Griesbach wohnte, meinen Landsmann, mit welchem ich schon bei meinem Aufenthalt in Jena auf ächt niedersächsische Weise mich befreundet hatte, das heißt treuherzig und redlich. Seidensticker ist nicht so berühmt geworden, als er es verdiente, Theils weil er keine ausgezeichneten Lehrgaben besaß, Theils weil er mit seinem, oft beißenden Witz Manchen verletzt hatte, endlich weil er in der letzten Zeit seine Studien dem französischen Rechte zugewandt hat, das nach dem Jahre 1813 gänzlich zur Seite geworfen worden ist. Aber Seidensticker war ein sehr gelehrter und

geistreicher Mann, durch und durch ehrenhaft, und deßwegen ein offener und harter Feind aller Falschheit, aller Schleicherei und Schlechtigkeit. Er empfing mich mit der größten Herzlichkeit, und nöthigte mich bei ihm einzutreten: er bewohnte die erste Etage, während Griesbach die zweite vorgezogen hatte. Seine sehr liebenswürdige Frau, gleichfalls eine Hannoveranerin, aus Göttingen gebürtig, die mir eine eben so herzliche Theilnahme bewies, ließ sogleich Thee auftragen, und alsdann ging es ans Erzählen unserer Erlebnisse und Abenteuer. Bei Seidenstickers war Alles im statu quo; denn das Griesbachische Haus war gänzlich verschont geblieben von jeder Verletzung, ja es war kaum von Franzosen betreten worden. Dr. Henry nämlich hatte den Marschall Ney bewogen, bei Griesbach, seinem Gönner, Quartier zu nehmen. Der Marschall war nur eine halbe Stunde im Hause geblieben, hatte kaum ein Glas Wein getrunken, war alsdann sogleich auf den Landgrafenberg geritten und auch nach der Schlacht nicht zurückgekehrt; aber er hatte zwei Schildwachen vor der Thür aufstellen lassen, welche bis zur Herstellung der Ordnung geblieben waren, und jeden Zudringlichen mit dem Namen des Marschalls zurück gewiesen hätten. Also war es bei Seidensticker gar behaglich. Während wir nun da saßen und schwatzten und klagten und räsonnirten, kam der alte ehrwürdige Griesbach selbst herunter, um mich zu bitten, daß ich Wohnung bei ihm nehmen möchte. Seidensticker aber erklärte, daß ich, da ich ihm ein Mal in die Hände gelaufen wäre, durchaus bei ihm bleiben müßte, und seine Frau bestand noch strenger darauf, daß sie schlechterdings nicht zugeben könne, daß ihr lieber Landsmann aus ihrem Hause hinweg

ginge, um anderswo, um selbst bei dem hochverehrten Herrn geheimen Kirchenrath, zu wohnen, zumal in solcher Zeit und unter solchen Umständen. Also blieb ich, wo ich war, und der alte gute Griesbach erbot sich, als er sich entfernte, zu jeder anderen Hülfe, welche er uns zu leisten im Stande wäre.

Am andern Morgen ließ ich ein Dienstmädchen, das ich gemiethet hatte, herbeirufen und durch dieselbe ein Paar Arbeits-Frauen bestellen, um mit denselben unsere Wohnung zu reinigen. Um 9 Uhr sollten sie bereit sein, aber nicht eher anfangen, als bis ich selbst gegenwärtig wäre. Inzwischen machte ich einen Gang durch die Stadt. Gott, welch' ein Anblick! Ich kannte die Stadt kaum wieder, und die Menschen gar nicht. In manchen Häusern waren Thüren, Fenster und Fenster-Laden noch zerbrochen; in anderen hatte man ausgebessert; hin und wieder war man mit der Ausbesserung beschäftigt. Die Straßen waren aus einander getrieben; hier und dort fanden sich Haufen von Unrath. Die Menschen, deren ich ansichtig wurde, schienen freilich sämmtlich zu den geringeren Classen zu gehören, aber ich erblickte auch nicht eine einzige nette, behagliche oder reinliche Gestalt. Alle Gesichter waren eingefallen und lang geworden; keine rothe Wange, ja keine Wange, in welcher ein Blutstropfen zu entdecken war, zeigte sich. Das Auge sah scheu vor sich hin, und nirgends ward ein freudiger Laut gehört, nirgends eine Spur von Heiterkeit entdeckt. Selbst die Kinder waren eingeschüchtert und blickten mit Ängstlichkeit seitwärts auf die Franzosen, die einzeln durch die Gassen gingen. Und die armseligen Kleider, mit welchen Alle angethan waren — denn auch Diejenigen, welchen wohl kaum

Etwas hatte genommen werden können, schienen der Welt zeigen zu wollen, daß sie ihre Habseligkeiten eingebüßt hätten — hingen Männern und Frauen auf dem Leibe, als wenn sie gar nicht für sie gemacht worden wären. Vor der Kirchthüre hielt ein großer Leiterwagen, der schon ziemlich mit Leichnamen, ohne alle Bedeckung auf einander gepackt, angefüllt war, und man trug noch andere Leichname, gleichfalls ganz nackt, aus der Kirche heraus, um sie mit demselben Wagen zur ewigen Ruhe zu bringen. Alle diese unglücklichen Menschen, zum Theil sehr verstümmelt, waren in der letzten Nacht gestorben, und wahrscheinlich war dieser Wagen nicht der erste, der diesen Morgen mit der traurigen Last beladen war. Auf den breiten Stufen vor der Kirche saßen mehre französische Soldaten, die ohne Zweifel leichter verwundet waren, und sahen mit ernsten und düsteren Blicken schweigend dem Scheusale zu. Ich aber wandte die Augen ab und eilte vorüber. Bald gelangte ich zu der Brandstätte. Es war ein furchtbarer Schutt, aus welchem nur noch die Brandmauern der zerstörten Häuser hervor ragten. Auf dem Schutte befanden sich viele Menschen, welche hackten und gruben, ob sie vielleicht noch Etwas finden möchten von ihrem Eigenthume, was des Aufhebens werth wäre. Ich ging aus dem Thor und um die Stadt herum nach unserer Wohnung.

Hier ließ ich das Stroh sorgfältig aufschütteln, ob vielleicht irgend Etwas von Werth unter demselben liegen geblieben wäre; es fand sich aber Nichts, als ein einziger Band von Goethe's Werken, der noch überdieß sehr beschmutzt war. Es blieb also nur übrig, das Stroh fortzuschaffen, die Zimmer scheuern, reinigen

zu lassen. Da es nun aber doch auf der Hand lag, daß die Plünderer, die Franzosen nämlich, unmöglich alle unsere Sachen genommen hatten, da sie dieselben weder gebrauchen, noch in irgend einer Weise von ihnen gereizt werden konnten, so stellte ich eine Untersuchung an über den Hergang der Dinge, und brachte nach und nach Folgendes heraus, was mir Alles zu erklären scheint.

Mein Hauswirth, der Magister Student, war ein alter unbemittelter Mann und der französischen Sprache unkundig. Als nun am Abend vor der Schlacht die ersten Franzosen in sein Haus eindrangen und Speise und Trank begehrten, war sein Vorrath bald erschöpft. Er mag Drohungen ausgesetzt gewesen sein, die ihm um so schrecklicher vorkamen, je weniger er sie verstand; die Soldaten haben wohl auch Hand an ihn und seine Tochter gelegt, vielleicht nur, um sie nach dem Keller und der Vorrathskammer zu führen oder zu stoßen. Herr Student und seine Tochter aber geriethen in die größte Angst, und verloren den Kopf ganz und gar, da nun auch, weil das Feuer aufging, die Sturmglocke geläutet ward. Unter diesen Umständen that der Magister, was Viele, und selbst einige Professoren, gethan haben: er entfloh mit seiner Tochter und deren Kindern: denn die Tochter war verheirathet, ihr Mann aber abwesend: er lief aus der Stadt, um auf freiem Felde, oder in einer Höhle — den s. g. Teufelslöchern — oder im Walde die Sicherheit zu suchen, die er in der Stadt nicht mehr zu finden wußte. So waren die Franzosen die alleinigen Herren des Hauses, und erst nach drei Tagen kehrte der Magister zurück. Und da sie, die Franzosen, zu den Koffern und Kasten, ja selbst zu den Stuben keine Schlüssel hatten, so brachen sie Alles

auf, was verschlossen. Und was sie fanden, um sich reinlich und sauber zu kleiden und sich weich und bequem zu betten, das nahmen sie an sich, holten Stroh herbei, die Betten darauf zu legen, und lagerten sich. Von der Bett- und Tisch-Wäsche mag auch Manches in das nahe Lazareth gewandert sein. Aber sie wollten auch essen. Sie schafften Fleisch herbei und Geflügel; sie fanden Geräthe zum Kochen und Braten und zwei Küchen, aber sie fanden im ganzen Hause kein Holz zum Brennen. Deßwegen zerbrachen sie Stühle und Tische und was sonst zu zerbrechen und zu zerhacken war, um Feuer zu machen; und da auch dieses Hülfsmittel nicht ausreichte, so griffen sie zu meinen Büchern und verbrannten sie auf dem Herd und in den Öfen. Bei einem solchen Feuer aber gerieth ein Schornstein in Brand, und nun strömte, mit dem Franzosen von Naumburg zu reden, „die Canaille" in das Haus, um zu löschen. Dieses geschäftige Völkchen fand nun unsere Sachen, welche die Plünderer verschmäht hatten, wie zum Mitnehmen ausgelegt, und faßte, was es erreichen konnte. Und als endlich die Franzosen das Haus verlassen hatten, da hatte dieses Völkchen vollkommen freie Hand, und auch das Letzte, was noch zurück geblieben war, fand seinen Liebhaber. — Etwa drei oder vier Wochen nach der Schlacht wurde, weil überall gestohlen war, von Obrigkeits wegen eine Haussuchung bei vielen verdächtigen Menschen vorgenommen. Das Resultat dieser Operation ist mir unbekannt; wir aber haben nicht das Geringste wieder erhalten.

Nachdem das Haus gereinigt war, bemühte ich mich, die nothwendigsten Möbeln herbei zu schaffen, um wenigstens Eine Stube

wohnbar zu machen. Es gelang. Ich brachte sie soweit, daß sie etwa das Ansehen einer freundlichen Stube in einem mittelmäßigen Gasthofe hatte. Einem Mangel jedoch wußte ich in keiner Weise abzuhelfen, dem Mangel an Betten. Wenn ich auch das Geld gehabt hätte, neue Betten zu kaufen; sie waren nicht zu bekommen; vor gemietheten Betten aber hatte ich, unter solchen Umständen, einen unüberwindlichen Ekel, und denselben Ekel durfte ich bei meiner Frau voraussetzen. Ich war in der äußersten Verlegenheit. Inzwischen wohnte ich bei Seidensticker, aß und trank mit der Familie Seidensticker, und verlebte in derselben gemüthliche, ich würde sagen, schöne Stunden, wenn mir nicht so Vieles schwer auf der Seele gelastet hätte. Indem wir eines Abends zusammen saßen, und Seidensticker und ich über die neuesten Zeitungs-Nachrichten schwatzten, fragte mich die Frau Hofräthin plötzlich: wann ich meine Frau zu holen gedächte? Meine Antwort war, „sobald als möglich." „Morgen," fuhr sie fort, „will ich Sie bitten, mich ein Mal in Ihre Wohnung zu führen, damit ich sehe, wie weit Sie sind und wo es etwa fehlt. Heute habe ich die nöthigen Betten in Bereitschaft gesetzt; ich will sie aber nicht eher hinschicken, als bis das Übrige in Ordnung ist." — „Mit diesen Worten, verehrteste Frau," erwiderte ich, „nehmen Sie einen Mühlstein von meiner Brust;" und erklärte alsdann meine große Verlegenheit. Dafür ward ich gescholten. Warum ich denn Das nicht gesagt hätte? Es verstände sich ja von selbst, daß sie uns Betten liehe, bis wir eigene anschaffen könnten; und es wäre recht häßlich von mir, daß ich sogar an das Miethen von Betten gedacht hätte. Aber sie zürnte auch mit sich selbst: sie hätte es mir längst

sagen können und sollen. Hierauf fing sie an, von Leibwäsche und Tischzeug zu sprechen. Was die erste Frage anlangte, so glaubte ich, daß wir noch einen schönen Reichthum hätten. In unserm Reisekoffer, der sich noch in Lauchstädt befände, um dessen Zusendung ich aber schon gebeten, befänden sich gewiß vier oder sechs Hemden für Jeden und auch sonst noch schöne Sachen. Auf Tischzeug aber komme es ja nicht an: Diogenes habe sich unter allen Umständen zu helfen gewußt. Auch hoffte ich, daß man uns, sobald ein sicherer Verkehr hergestellt wäre, von unserer Heimath aus zu Hülfe kommen würde. „Ach," sagte die Frau, „mit Ihnen ist Nichts anzufangen; lassen Sie nur erst Ihre Frau kommen; alsdann werden wir Weiber uns schon verständigen."

Am folgenden Tage führte ich sie in unsere Wohnung. Sie besah Alles genau, lobte meine Sorgfalt und merkte Einiges an, das noch fehlte. „Sie haben Recht," sagte sie, „es ist, wie in einem Gasthause, aus welchem sich der Wirth plötzlich entfernt hat." Als ich ihr aber endlich die großen zerbrochenen Koffer, Kisten und Kasten zeigte, die ich in einer Kammer hatte zusammen stellen lassen, da rief sie, die Hände zusammen schlagend, aus: „Ach, mein Gott; die arme, arme junge Frau!" und weinte bitterlich.

Am 30. October fuhr ich nach Naumburg, um die Meinigen zu holen, und am folgenden Tage langte ich mit denselben wohlbehalten in Jena an. Bis zu diesem Augenblick hatte ich zwar nicht mit Ruhe, aber mit Fassung Alles ertragen und Alles aufgefaßt. Um die Zukunft unbekümmert, hatte ich nur der nächsten Noth nach Möglichkeit abzuhelfen gesucht. Selbst den Klagen und

den Thränen der Frau Seidensticker, obwohl sie mich schmerzlich an das Schicksal meiner Frau erinnerten, hatte ich mit einem gewissen Gleichmuthe gegenüber gestanden und mich nur bemüht, den Gefühlen der vortrefflichen Frau eine andere und mildernde Nahrung zu geben. Auf unserer Fahrt von Naumburg nach Jena hatte ich denn auch nicht unterlassen, meine Frau von der Lage unserer Angelegenheiten in Kenntniß zu setzen; ich hatte ihr Nichts verhehlt, damit sie sich bei ihrer Ankunft in Jena nicht schmerzlich in heimlichen Hoffnungen getäuscht sehen sollte. Als ich sie aber jetzt die Treppe hinauf geführt hatte, als ich alsdann die Thüre des Zimmers öffnete, das sie fortan bewohnen sollte, und als sie heiter und mit dem Ausruf: „ei, das ist ja recht hübsch!“ eintrat: da brachen meine Thränen unaufhaltsam hervor, und ich vermochte kein Wort hervor zu bringen. Meine Frau aber wandte sich zu mir, faßte meine Hand, legte ihre andere Hand auf meine Schulter und schauete mir mit einem Blicke des Vertrauens und der Gottergebenheit ins Gesicht, der mir tief ins Herz drang und mir meine ganze Kraft wieder gab. „Mein lieber, lieber Heinrich,“ sagte sie, „Du thust Unrecht gegen Gott und gegen mich. Wie soll ich fest stehen, wenn Du wankst? Das, was über uns verhängt gewesen, würde erst ein Unglück sein, wenn es unsern Muth bräche, wenn wir verzagt oder kleinmüthig den Tagen entgegen gingen, die uns bevorstehen. Und was ist es denn zuletzt? Es leben viele Menschen, die nie im Besitze von so Vielem gewesen sind, als wir noch haben; viele Andere haben Alles, und 1000 Mal mehr als wir, durch Brand, Schiffbruch und andere Unfälle verloren und haben sich doch wieder erhoben. Wir haben Gott zu danken,

daß wir persönlich unversehrt entkommen sind. Auch ist es mir lieb, daß Alles in unserer Abwesenheit verschwunden ist; ich denke jetzt gar nicht an das Einzelne, das uns gehört hat. Hätte man uns aber auch nur einen Theil unsers Eigenthumes nach und nach und vor unsern Augen geraubt: gewiß es würde mir verdrießlicher gewesen sein, weil mir der Werth und der Nutzen des Geraubten stets eingefallen sein würde; über den Rest aber, den man uns etwa gelassen, möchte ich schwerlich einige Freude gehabt haben. Und welche Angst und Noth, welche Gefahren wohl selbst hätten wir, wenn wir anwesend gewesen wären, zu bestehen gehabt, der rohen Habsucht, den gemeinen Leidenschaften, dem Übermuth, dem Hohn, der Frechheit, dem Wahnsinne gegenüber. Alles Dieses ist uns erspart worden. Wir stehen da, es ist wahr, nackt und bloß, und in einer Umgebung, in welche man kaum hinein zu blicken vermag, und vor einer Zukunft, in welcher kein Ziel und keine Bahn zu erblicken ist. Aber wir stehen auch gesund und frisch da. Wir sind jung und haben keine, oder nur geringe Bedürfnisse, und ungebrochene Kräfte. Wir wollen uns fest an einander klammern, mit diesen vereinten Kräften arbeiten und schaffen und in vollem Vertrauen auf bessere Tage thun, was möglich. Glaube mir, Gottes Segen wird uns, wenn wir an diesem Gelübde festhalten, nicht fehlen, und einst wird eine Zeit kommen, in welcher es uns erfreuen und stärken wird, daß wir sagen können, wir haben von unten auf gebauet." — „Ja," rief ich, die Frau in meine Arme schließend, „ja, so soll es sein, so wollen wir stehen und wirken, und so möge Gott es walten!"

Noch an demselben Abend kam Seidensticker mit seiner Ge-

mahlin zu uns, um uns zu begrüßen. Sie freueten sich, uns in so guter Stimmung, im Besondern meine Frau so gefaßt und heiter zu sehen; auch ich, meinten sie, sei der Alte wieder geworden, der ich im Sommer gewesen, und den sie nach der Schlacht in mir kaum wieder erkannt hätten. Nachdem wir ein Weilchen mit einander geplaudert hatten, zog Seidensticker mich auf die Seite, „damit sich die Frauen in weiblicher Weise einander näher kommen möchten.“ Als wir allein waren, fing er an, einen Haufen Geldrollen auszupacken, und vor sich hin auf den Tisch zu legen. „Sie werden,“ sagte er, „um sich einiger Maßen menschlich einzurichten, Geld nöthig haben. Damit Sie weder eine Gelegenheit zum Ankaufe vorüber gehen lassen, noch sonst in Verlegenheit kommen, bringe ich Ihnen einen Beitrag. Es sind nur 300 Thaler; ich würde mehr gebracht haben, wenn ich mehr disponibel gehabt hätte. Diese 300 Thaler können Sie behalten, bis Sie selbst ein Mal 300 Thaler liegen haben, deren Sie nicht bedürfen. Vielleicht kann ich späterhin auch noch Etwas hinzufügen.“ Bei diesen Worten sah Seidensticker mir mit unendlicher Freundlichkeit in die Augen. Ich stand ihm wie versteinert gegenüber. Endlich faßte ich seine beiden Hände. „Ich danke Ihnen, mein edler Freund,“ sagte ich endlich, „aus vollem Herzen für Ihr Wohlwollen und Ihr Vertrauen. Aber Sie werden mir verzeihen: das Geld kann ich nicht annehmen.“ — „Wie?“ fragte Seidensticker; „was sagen Sie?“ — „Durch Ihre und Ihrer Gemahlin Güte,“ fuhr ich fort, „sind wir von einem großen Theil unseres Ungemaches erlöset. Wir haben warme und weiche Betten; wir haben reinliche und warme Stuben. Auch besitzen wir noch so

viele Kleider und Wäsche, als für die erste Zeit nöthig sind. Wir bedürfen daher vor der Hand Nichts, als Essen und Trinken; und mein Geld reicht noch aus, um uns das Nöthige auf einige Wochen zu verschaffen. Inzwischen wird, so Gott will, Anderes anlangen. Wir haben aber, meine Frau und ich, den festen Entschluß gefaßt, uns vor der Hand auf das Äußerste einzuschränken, Nichts über die Nothdurft, Nichts, was wir nicht aus eigenen Mitteln baar bezahlen können, zu kaufen, damit wir nicht in Schulden gerathen, vor welchen wir Beide eine große Angst haben." — „Eben deßwegen," sagte Seidensticker, „weil ich gleichfalls das Schuldenmachen für ein großes Unglück halte, und weil ich Sie unter den obwaltenden Umständen vor diesem Unglück bewahren möchte, eben deßwegen bringe ich Ihnen das Geld." „Aber," antwortete ich, „wenn ich jetzt 300 Thaler von Ihnen liehe: würde ich mich nicht dadurch mit einer Schuld belasten." „Keineswegs," erwiderte er, „Sie müssen nothwendig Allerlei anschaffen. Thun Sie Dieses jetzt, so erleichtern Sie sich das Leben; verschieben Sie es bis auf spätere Zeiten, so müssen Sie dasselbe Geld doch anwenden, und haben sich unnützer Weise abgequält und an Ihren Kräften genagt, und der Gesundheit Ihrer lieben Frau vielleicht unwiederbringlich geschadet. Nun liegen mir diese 300 Thaler unnütz da. Ich bedarf ihrer nicht und mag sie auch nicht ausleihen. Ich sehe sie kaum an als mein Eigenthum; ein glücklicher Zufall hat sie mir erhalten, während Sie hart vom Schicksale gepackt worden sind. Ich müßte ja ein schlechter Kerl sein, wenn ich sie nicht zu Ihrer Disposition stellte. Sie sollen sie mir aber nicht schuldig sein, sondern, wenn Sie einst auch

300 Thaler liegen haben, die Sie nicht gebrauchen, so sollen Sie dieselben wieder zu meiner Disposition stellen. Ich will Ihnen kein Geschenk machen: Das würden Sie nicht annehmen, und ich habe auch für die Meinigen zu sorgen; aber ich will auch keine Forderung an Sie haben, und Sie sollen erst an eine Rückzahlung denken, wenn Ihnen 300 Thaler zur Last liegen.“ „Ach, lieber Gott,“ sagte ich, „Das kann lange dauern.“ „Thut Nichts,“ erwiderte Seidensticker.

Es wurde noch Einiges hin und her gesprochen. Da Seidensticker mir aber endlich empfindlich zu werden schien, so nahm ich das Geld, legte es auf die Seite, bezeugte von Neuem meine Dankbarkeit, und fügte hinzu: „ich kann nur sagen, was Gellert's armer Schiffer sagte: zu Eurer Sicherheit hab' ich kein andres Pfand als meine Redlichkeit.“ „Also abermals?“ sagte Seidensticker. „Wozu ist man denn Freund, und wozu hat man Freunde, wenn man nicht gegenseitig nach Zeit, Bedürfniß und Möglichkeit Hülfe geben und empfangen will und soll?“ „Gegenseitig!“ antwortete ich. „Es ist aber doch immer ein eigenes und unnatürliches Verhältniß, wenn das Geben immer auf der einen Seite ist, und das Empfangen auf der anderen.“ „Nur die Kaufleute stellen Rechnungen aus mit Soll und Haben,“ erwiderte Seidensticker; „wir aber nicht, und gerade die Erfahrung der letzten Wochen hat uns die vicissitudo rerum humanarum auf eine furchtbare Weise kennen gelehrt; was heute an mir ist, kann morgen oder übermorgen an Sie kommen.“ —

Von dem Gelde, über welches Seidensticker schlechterdings keinen Schuldschein annehmen wollte, haben wir keinen Gebrauch

gemacht: denn wir wollten unseren Grundsätzen getreu bleiben, und die äußerste Noth zwang uns, Gott sei Dank, nicht von denselben abzugehen. Nach einem halben Jahre gab ich das Geld zurück. Zwischen Seidensticker mit seiner Gemahlin aber und uns bestand für und für eine innige und schöne Freundschaft. Zu Seidenstickers Unglück aber und zu unserm tiefen Schmerze wurde die Frau Hofräthin schon im J. 1810 durch eine unzeitige Niederkunft aus unserer Mitte hinweg gerissen. Der Mann war trostlos und hat sich auch von dem Schlage nicht wieder erholt. So lange er indeß in Jena blieb, ist kaum ein Tag hingegangen, an welchem wir uns nicht gesehen haben; und wir verkehrten stets in der vertraulichsten und herzlichsten Weise. Er verließ aber Jena im J. 1817 und ging nach Hannover, wo er im Justiz-Ministerio angestellt wurde. Daselbst ist er bald nachher, schon im J. 1818, vom Leben geschieden.

Die Katastrophe aber, die wir bestanden hatten, mußte natürlich auf unser häusliches Leben und zugleich auf meine literarischen Arbeiten einen großen und nachhaltigen Einfluß haben, und sie hat diesen Einfluß gehabt bis diesen Tag.

Zuvörderst nöthigte uns die Lage, in welcher wir uns befanden, auf Alles Verzicht zu thun, was man geselligen Verkehr zu nennen pflegt. Da wir keine Gesellschaften geben konnten, so durften wir auch keine Einladung annehmen. In dem ersten Winter freilich waren alle geselligen Verhältnisse in Jena im eigentlichen Sinne aufgelöst; im Sommer des folgenden Jahres aber fingen die Menschen an sich einander wieder zu nähern, und die alten Bande von Neuem zu knüpfen. Aber nur Wenige wa-

ren im Stande, den Aufwand zu bestreiten, den ein lebhafter geselliger Verkehr immer erfordert. Die Meisten waren froh, wenn sie ihren nothwendigen Bedürfnissen abhelfen und den öffentlichen Anforderungen genug thun konnten. Auch traten bis zum Jahre 1814 stets Unterbrechungen durch die kriegerischen Ereignisse ein, welche trennten, zerrissen, zerstörten. Um so leichter und unbemerkter konnten wir unser streng geordnetes und scharfberechnetes Leben fortführen. Zwar unterhielten und pflegten wir immer eine freundschaftliche Verbindung mit einigen Familien, mit der Familie Griesbach, Knebel, Göttling, Seebeck, Frommann, um die Familie Seidensticker nicht noch ein Mal zu nennen, aber diese Verbindung war fast rein geistiger Art, und deßwegen so erquicklich, belehrend und angenehm; zwar schlossen wir uns auch von keiner öffentlichen Feierlichkeit aus, aber wir nahmen doch nur soweit Antheil, als es unvermeidlich zu sein schien. Zwar verbesserten sich nach und nach unsere Angelegenheiten, selbst noch, wie man sich auszudrücken pflegt, während der Franzosenzeit, d. h. bis zu den Jahren 1813 und 1814; aber gleichzeitig vermehrte sich unsere Familie, und wir hatten alle Hoffnung, daß sie noch zahlreicher werden würde, und die öffentlichen Angelegenheiten blieben so ungewiß, daß kein besonnener Mensch auf dem Sande der Zeit zu bauen wagte. Also blieben wir für und für bei unserer alten Lebensweise. Denn wir, meine Frau und ich, *hatten* uns in der Zeit des Unglücks so fest in einander hinein gelebt, daß unser höchstes Glück war, ungestört mit einander zu sein, und uns nach und nach so wohl und so behaglich in unserer Zurückgezogenheit gefühlt, daß wir kein Verlangen hatten, Theil

zu nehmen an dem Getreibe der Welt. Auch nach dem Jahre 1814, seit welchem unsere Umstände sich wesentlich verbesserten, sind wir uns getreu geblieben, nach und nach weniger aus Grundsatz als aus Neigung und Gewohnheit. Wohl sind wir von Zeit zu Zeit in Gesellschaften gegangen, aber nur sehr selten, und nur bei öffentlichen Feierlichkeiten, bei Festlichkeiten in den Familien unserer Freunde, oder bei außerordentlichen Veranlassungen.

Der General von Grolman.

Der General von Grolman ist gestorben. Sein Tod, lange gefürchtet, hat große Theilnahme gefunden und nicht bloß in Preußen. In dem Augenblicke, da diese Zeilen geschrieben werden, hat das ganze preußische Heer Trauer angelegt. Diese Ehre, mit welcher der hochgesinnte König die Talente, die Gesinnung, die Verdienste Seines Feldherrn öffentlich anerkannt und gewürdigt hat, muß den Namen Grolman auch in den untersten Menschenclassen des teutschen Volkes bekannt, sie muß den General zum Gegenstande des Gesprächs wie in den Palästen so in den Hütten machen.

Auch sorgen die öffentlichen Blätter mit bereitwilliger Zuvorkommenheit für den nöthigen Stoff zur Unterhaltung über Grolman. In einigen dieser Blätter ist mit dem Namen Grolman, wie ich höre, mein Name in Verbindung gebracht. In der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" Num. 178 heißt es: Grolman habe sich, aus der französischen Gefangenschaft entkommen, unter einem fremden Namen durch die Schweiz und das südliche Deutschland nach Franken und weiter nach Jena begeben: hier habe er unter Luden Geschichte studirt.

In solchen Tagen der allgemeinen Trauer, der allgemeinen Theilnahme dürfte es nicht bloß für die alten Kriegsgefährten des Hingeschiedenen, hohe und niedere, nicht bloß für die jüngern Officiere, welchen Er Muster und Vorbild sein wird, sondern auch für viele andere edle Menschen in unserm großen Vaterlande von Interesse sein, zu erfahren, wie es sich mit dem Aufenthalt in Jena verhält.

Grolman's kriegerische Laufbahn ist im Allgemeinen bekannt; was er als Krieger im Rath und im Felde gewesen ist, wissen viele Männer, die mit ihm gestanden, mit ihm gearbeitet haben; auch wird es an einer ausführlichen Biographie, an einer wohlbegründeten Darstellung und Würdigung seiner Leistungen gewiß nicht fehlen: über die kleine friedliche Episode seines Lebens aber, über seinen Aufenthalt zu Jena kann Niemand als ich Aufklärung geben.

In den Osterferien des Jahres 1812 trat ein junger Mann bei mir ein, der mir zwei und dreißig bis sechs und dreißig Jahre alt zu sein schien. An seinem Auftritt und seiner Haltung erkannte ich leicht den Militair. „Ich bin," sagte derselbe, „der Hauptmann von Gerlach aus Berlin. Jetzt außer Diensten, beschäftige ich mich mit wissenschaftlichen Dingen, und möchte mich im Besondern mehr mit dem Studium der Geschichte beschäftigen. Daher habe ich Jena zu meinem Aufenthalt erwählt." Nachdem er einige freundliche und artige Worte hinzugefügt hatte, schloß er: „Also möchte ich um die Erlaubniß bitten, ihre Vorlesungen besuchen zu dürfen."

Während dieser Anrede hatte ich dem Mann tiefer in die Au-

gen geschauet. Seine Erscheinung machte einen eigenen Eindruck auf mich; ich fühlte mich stark zu ihm hingezogen. In seinem geistvollen Gesichte lag ein tiefer Ernst, eine hohe sittliche Strenge: ich glaubte in ihm einen starken Charakter zu erkennen. Seine Sprache war rein, lieblich, schön. Jedes Wort aber schien wie jeder Zug in seinem Gesichte zu beweisen, daß bittere Schmerzen durch seine Seele gegangen waren. Selbst sein freundliches Lächeln widersprach diesem Gedanken nicht.

Ich erwiderte dem Herrn von Gerlach, daß ich mich sehr freue, ihn unter meinen Zuhörern zu wissen, daß ich aber fürchte, er möge seine Rechnung nicht finden: Vorlesungen, wie ich sie vor jungen Studirenden halten zu müssen glaubte, würden ihm schwerlich genügen. Indeß hoffte ich, daß ihm der Aufenthalt in Jena nicht unangenehm sein würde, weil die schönen Umgebungen unserer kleinen Stadt für manche Entbehrungen reichen Ersatz zu geben pflegten.

Inzwischen hatten wir uns niedergelassen und fingen ein gewöhnliches unbedeutendes Gespräch an, wurden aber auch bald durch andere Besuche unterbrochen. An einem der nächsten Tage machte ich dem Herrn Hauptmann einen Gegenbesuch, der bald vom Herrn von Gerlach erwidert ward. Auch bei diesen Besuchen kamen unsere Gespräche nicht über das Gewöhnliche hinaus, wenn sie auch einigen wissenschaftlichen Anstrich erhielten. Endlich begannen die Vorlesungen. Mein Auditorium war in einem fremden Hause, ein paar Hundert Schritte von meiner Wohnung entfernt. Herr von Gerlach wohnte in meiner Nähe und mußte an meiner Wohnung vorüber, um in das Auditorium zu kommen.

Ich hielt drei Privatvorlesungen und eine öffentliche. Herr von Gerlach wohnte allen diesen Vorlesungen bei *). Jedes Mal, wenn ich in das Auditorium eintrat, fand ich ihn auf seiner Stelle; jedes Mal, wenn ich aus dem Hause, in welchem sich das Auditorium befand, heraustrat, stand er wartend vor der Thür. Wir gingen zusammen durch die Gasse, plauderten wohl auch noch ein Viertelstündchen vor meiner Wohnung und verabredeten einen Spaziergang für den Abend, bei schlechtem Wetter eine Zusammenkunft, gewöhnlich in meiner Wohnung. Auf diese Weise trat bald eine große Vertraulichkeit zwischen uns ein, wie sie in jenen Tagen leicht, viel leichter entstand, als vorher und nachher.

Niemals kann ich jener Zeit gedenken, ohne daß mir eine fromme Wehmuth, eine heilige Sehnsucht durch die Brust geht: ich meine die Zeit von 1806 bis 1814. Die furchtbaren Ereignisse der Jahre 1805 und 1806 hatten allerdings betäubend auf die menschliche Seele gewirkt. Man stand denselben verworren und verloren gegenüber, und fand wie keinen Halt, so keine Aussicht. Manchen wurde schwer, die Besinnung wieder zu gewinnen. Sie schienen das Gedächtniß früherer Zeiten verloren zu haben, und schaueten gedankenlos in die Trümmer hinein, unter welchen sie wandelten. Ja, oft schienen sie kaum zu glauben, daß die alte Erde noch fest sei, und daß die ewige Sonne jetzt noch wie in früheren Tagen Licht, Leben und Wärme verbreitete. Nach und

*) Ob er noch andere Vorlesungen besucht hat, kann ich mit Zuversicht nicht mehr bejahen, noch verneinen. Ich möchte es kaum glauben. Auf seiner Stube glaube ich nur geschichtliche und kriegswissenschaftliche Bücher bemerkt zu haben.

nach jedoch wurden die Klagen seltener, und Gedanken an die Zukunft kehrten wieder. An gegenseitigem Zuspruch, an Austausch der Ideen fehlte es nicht mehr. Die freche Weise, mit welcher das Unglück verspottet, mit welcher die Besiegten verhöhnt wurden, die freche Weise, mit welcher man Feuerbrände und Pechfackeln in die Paläste und in das Gebäude der alten Staats-Einrichtungen trug, rief nothwendig Vergleichungen hervor mit fremden Ländern, mit anderen Zeiten und erweckte Ideen über Hülfe, Rettung und Sicherung. Der fortdauernde Druck, der auf dem Leben lag, und den Alle empfanden, Hohe und Geringe, reizte die ganze Spannkraft, die in der menschlichen Seele ist, zum Widerstand auf. Der Hohn des Friedens von Tilsit, die verachtende Weise, in welcher das Königreich Westphalen errichtet wurde, die Hin- und Herwürfelungen von Land und Leuten aus dem vernichteten Reiche, das unwürdige Verfahren überall, die Demüthigungen, die Kriechereien und Hündeleien: in der That, es konnte nicht anders sein, die tiefsten Gefühle, die edelsten Leidenschaften mußten in jeglicher menschlichen Brust erwachen, die irgend Etwas werth war.

Sie erwachten. Aus ihnen ging eine schöne Reinigung der Sitten hervor; große Entschlüsse wurden gefaßt; jegliche Entbehrung wurde leicht ertragen; keine Entsagung wurde schwer, keine Aufopferung gescheuet. Es begann sich eine Gemeinde edler Menschen zu bilden, die ohne Bund eng mit einander verbunden, und ohne von einander zu wissen, von Einem Gefühl ergriffen, von Einem Grundsatze geleitet, von Einem Entschlusse durchdrungen waren. Wenn Einer aus dieser Gemeinde auf den An-

deren stieß, so erkannten sie sich sogleich und verstanden sich ohne Explicationen. Die Feigen und Schlechten traten betreten vor ihnen zurück, ohne die verrätherische Freude zu haben, schaden zu können.

Bald schlugen helle Lichter der Hoffnung durch die Nacht der Zeit. Im Jahre 1808 wurde zwar das Gefühl der Noth, in welcher sich das ganze nördliche Teutschland befand, schwerer als zuvor, weil sich mehr und mehr das unermeßliche Unglück herausstellte, und erwogen und gewürdigt werden konnte. Aber der Aufstand in Spanien bildete ein großes Gegengewicht. Es war ein gewaltiger Schlag. Je weniger Spanien bekannt und geachtet worden, desto tiefer war der Eindruck. Er bewies, jener Aufstand, was möglich war selbst gegen Napoleon und seine sieggewohnten Heere durch den einigen Willen eines Volkes. Beschämt stand der Teutsche dem Spanier gegenüber. Aber die Scham wirkte; das Blut, das in Spanien vergossen wurde, strömte Feuer in die Brust des Teutschen. Und Nichts, weder kriegerische Ereignisse, noch diplomatische Künste, von Pracht und Schein umgeben, wie bei der Zusammenkunft Alexander's und Napoleon's in Erfurt, vermochte die Flamme zu löschen, wenn auch das Auflodern verhütet wurde. Hätte das Glück des Kriegs im Jahre 1809 im Anfange für Österreich entschieden, so würde schon damals geschehen sein, was vier Jahre später geschehen ist; Schill's kühnes Unternehmen würde nicht wie ein unglückseliges Abenteuer ausgelaufen sein, und keine fremde Macht würde sich rühmen dürfen, für Teutschlands Befreiung gekämpft zu haben.

Aber das Unglück vernichtete das Vertrauen nicht. Die

Schlacht von Aspern gab einigen Trost; die blutigen Kämpfe der frommen, treuen, tapferen Tyroler regten tief auf; die Vorgänge in Spanien unterstützten, und bei allen Gewaltsamkeiten, welche sich Napoleon in der Fülle seiner Macht dergestalt erlaubte, daß er selbst seine eigenen Werke einriß, stand die Ahnung fest, daß er nur um so schneller seinem Schicksal entgegen eile, und zwar einem anderen Schicksal, als, nach Goethe's Ausdrucke, Roma an der Wiege ihres Königs gedacht hatte.

Inzwischen hatte das Leben, das wir Alle führten, einen eigenen Charakter bekommen, einen Reiz, der mich, wie gesagt, noch jetzt mit Wehmuth und Sehnsucht erfüllt. In sinnlicher Hinsicht war es fortwährend lästig, streng, hart, arm an jeglichem Genusse. Von irgend einem Luxus konnte nicht die Rede sein. Alles Glänzende und Prunkende, aller Flitter und Trödel war verschwunden. In Kleidung, Wohnung, Möblirung, Geräth wurde nur für einige Anständigkeit gesorgt; alles Weitere wie unnützer Plunder vermieden. In Essen und Trinken ging man über das Nothwendige selten hinaus, höchstens an hohen Festtagen oder bei Familien-Feierlichkeiten. Selbst solche Dinge, an welche man von Kindheit auf gewöhnt war, mußte man sich versagen. Wer hätte sie zu bezahlen vermocht? Das Alles aber wirkte weder nachtheilig auf die Seele, noch auf den Leib. Man gewöhnte sich an Entbehrungen; man gefiel sich in Entsagungen; man fühlte sich besser und stärker in dem Sieg über alte Neigungen; man erkannte die Wahrheit, daß Derjenige immer reich ist, der seine Bedürfnisse zu befriedigen vermag, und daß die Bedürfnisse des Menschen in der That nicht groß sind. Was ich hier sage, ist, von

mir, den Meinigen, vielen Freunden und Bekannten verstanden, im strengsten Sinne wahr; ich glaube, es ist auch wahr, von allen Teutschen verstanden, Diejenigen etwa ausgenommen, die im Reichthum lebten oder in besonderen Verhältnissen.

Je geringer und armseliger der sinnliche Genuß war, desto reicher und tiefer war der geistige und sittliche, der sich überall darbot. Alle Menschen waren klüger und besser, als sie früher gewesen, als sie sich später gezeigt haben. Freilich war es nur Ein Gedanke, der sie ergriffen hatte: das Vaterland; aber dieser Gedanke schließt alle Ideen ein, die für des Menschen Bestimmung von Bedeutung sind; er erweckt die edelsten Gefühle und erzeugt die erhabendsten Tugenden in jedem Menschen nach dem Maße seines Geistes, seiner Bildung, seiner Stellung. Man konnte mit dem Geringsten ein verständiges Wort sprechen, mit dem Vornehmsten ein zutrauliches und offenes. Jener wie Dieser wußte, worauf es ankam. Jener sprach mit Festigkeit, Entschlossenheit, Gottergebenheit; Dieser mit Bescheidenheit, Achtung, Wohlwollen. Aller Hochmuth, alle Hoffahrt, aller Dünkel, alle Eitelkeit, jegliche Anmaßung war verschwunden. Das Alter zeigte sich fest und mild, die Jugend ernst und heiter. Niemals ist die Gleichheit größer gewesen unter den Menschen. Aller rechtliche oder gesellschaftliche Unterschied war im Umgang und im Verkehr verschwunden; nirgends zeigte sich Anmaßung, nirgends Gekränktheit. Niemals sind die teutschen Fürsten mehr geliebt worden von ihren Völkern, weil ein Jeder erkannte, wie sie selbst, daß auch sie zu ihrem Volke gehörten, daß sie mit ihrem Volke litten, daß sie, wenn sie auch persönlich den Druck der Zeit we-

niger empfanden, doch Kränkungen und Demüthigungen ausgesetzt waren, die wohl noch schwerer auf ihnen lasteten. Ich selbst habe einen Bauer helle Thränen vergießen sehen, weil sein Landesherr den Hut in der Hand neben einem Wagen ritt, in welchem Napoleon saß, den Hut auf dem Kopfe. Niemals ist der Adel weniger beneidet und angefeindet worden, weil auch der Adel das Joch eben so schwer auf dem Nacken fühlte als seine Nachbarn, Bürger und Bauern.

Unter solchen Umständen und Verhältnissen konnte es den Gesprächen zwischen dem Herrn von Gerlach und mir nicht an einem reichen Stoffe fehlen. Oft bezogen sie sich auch auf die Vorlesungen, die ich gehalten hatte, auf geschichtliche Bücher, die er las oder zu lesen wünschte, und die neuesten Ereignisse wurden nicht übergangen. Was die Zeitungen an jedem Tage gebracht hatten, wurde durchsprochen. Das Vorausgegangene ward hereingezogen, die Hoffnungen und Befürchtungen für die Tage, die bevorstanden, wurden erwogen. Sie waren um so angenehmer, diese Gespräche, da wir uns gegenseitig oft aufzuklären vermochten, und nach diesen Aufklärungen in unseren Urtheilen über die Menschen und über die Dinge fast immer übereinstimmten. Ich habe Vieles von ihm gelernt, und manches Einzelne, besonders über die spanischen Verhältnisse erfahren, was mir sonst in meiner Stellung nothwendig unbekannt geblieben sein würde.

In den Pfingstferien befand sich Herr von Gerlach ein Mal mit mir allein im Zimmer. Wir sprachen über den Krieg in Spanien. Cadiz wurde seit zwei Jahren belagert; seit dem Decem-

ber des vorigen Jahres beschossen. Die Zeitungen hatten großsprecherische Nachrichten gebracht.

Wenn ich auch, sagte ich, auf die Prahlereien der Franzosen Nichts setze, so kann ich doch die Angst nicht überwinden, daß die edle Stadt endlich fallen werde; und alsdann ist es um Spanien geschehen.

„Cadiz,“ antwortete Herr von Gerlach, „wird nicht fallen.“

Aber die Bomben von Matagorda erreichen ja die Stadt; die Eroberung der Insel Leon ist doch keine Unmöglichkeit, über dieselbe hinweg nicht die Bestürmung der Stadt; endlich hat Derjenige, der Vieles geraubt hat, Vieles zu bieten, Vieles zu geben.

„Die Bomben mögen die Stadt erreichen, können aber wenig schaden und vermögen durchaus keine Gefahr zu bringen. Eine Bestürmung der Stadt ist unmöglich; und wenn es auch denkbar wäre, daß es selbst in Cadiz, selbst unter solchen Umständen nicht an verrätherisch gesinnten Menschen fehlte, so würde doch kein Verrath gelingen.“

Ich will von Herzen wünschen, daß Ihre Weissagung sich bewähren möge; aber ich gestehe Ihnen, hoffen mag ich's nicht. Da den Franzosen bisher Alles gelungen ist, so sind sie zu dem Glauben gekommen, ihnen werde Alles gelingen: warum sollte ihr Glück und ihr Glaube nothwendig vor der Stadt Cadiz zu Schanden werden?

„Ich wiederhole, sie werden Cadiz nicht erobern.“

Und Das sagen Sie mit solcher Zuversicht?

„Mit der größten Zuversicht. Geben Sie mir eine Bleifeder und einen Bogen Papier.“

Und nun zeichnete Herr von Gerlach die Festung Cadiz mit allen Bastionen, die Insel Leon mit der hohen Erdzunge, die zwiefache Bai, alle Forts, alle Felsen, Klippen und Sandbänke ringsher mit Sicherheit, Schnelligkeit, Nettigkeit nach einem sehr großen Maßstabe, so daß Alles auf das Deutlichste vor das Auge trat. Alsdann erläuterte er die Zeichnung, gab die Entfernungen an, die Höhen und die Tiefen, selbst die Zahl der Kanonen, die hier vorhanden wären und dort; auch ließ er keine Frage, die ich hinein warf, unbeantwortet.

An Cadiz schien damals das Schicksal von Spanien zu hängen. Wer hätte zu sagen vermocht, welchen Einfluß Spaniens Unterwerfung auf Teutschlands Schicksal haben konnte? Deßwegen hatte ich Alles zusammen gebracht, was hier an Charten und Beschreibungen von Spanien und im Besondern von Cadiz aufzutreiben war. Niemals aber war ich zu einer klaren Vorstellung von der Lage dieser Stadt gekommen, und alle Nachrichten über die Ereignisse in dieser Gegend waren mir ziemlich dunkel geblieben. Was Herr von Gerlach mir zeigte und erläuterte, war mir daher neu und überraschend.

Herr von Gerlach sah mich an. „Nun,“ sagte er, „was sagen Sie nun?“

Vor Allem, erwiderte ich, erlauben Sie mir die Frage, ob Das, was Sie gezeichnet und erläutert haben, ein Phantasiestück ist oder ein wirkliches Abbild?

„Es ist treu nach der Natur, soweit eine solche Zeichnung treu sein kann.“

So müssen Sie in Cadiz gewesen sein, und sich daselbst

längere Zeit aufgehalten haben. Durch Charten und Beschreibungen, die wir bis jetzt haben, können Sie nicht zu dieser Kenntniß gekommen sein.

Hierauf Herr von Gerlach: „Sie haben Recht; ich bin in Spanien, in Cadiz selbst gewesen, habe Alles gesehen, Alles untersucht. Um Ihnen aber Dieses zu erklären, muß ich weiter gehen. Und warum sollte ich nicht? Es ist ein sehr peinliches Gefühl, sich in Acht nehmen, sich unter irgend einer Larve unkenntlich machen zu müssen, gleichviel aus welchem Grund; es ist doppelt peinlich, wenn man auch nicht einen einzigen Menschen in seiner Nähe hat, zu welchem man vollkommen offen und wahr sprechen kann. In unserm bisherigen Umgange habe ich es schmerzlich empfunden, daß ich, wie Sie bemerkt haben müssen, immer zu vermeiden gesucht habe, über meine persönlichen Verhältnisse zu sprechen, und darum auch vieler Dinge zu gedenken, die Ihnen interessant sein würden, die ich aber nicht erzählen konnte, ohne jene Verhältnisse zu berühren. Nunmehr weiß ich, daß ich mich Ihnen anvertrauen kann; und ich will es thun, Ihnen allein. Ich heiße nicht Gerlach. Dieses ist der Name meiner seligen Frau. Mein Name ist Grolman. Mein Vater ist der Präsident des Obertribunals in Berlin, Geheimer Rath Grolman, der Ihnen ohne Zweifel bekannt ist."

Und nun erzählte Herr von Grolman mir die Geschichte seines Lebens. Diese Erzählung, die in späteren Gesprächen gelegentlich ergänzt wurde, will ich nicht wiederholen. Vieles ist seitdem im Allgemeinen bekannt geworden; Einzelnheiten habe ich nur noch dunkel im Gedächtniß; Irrthümer könnte ich nicht mit

Sicherheit berichtigen. Also mag nur soviel als nöthig ist, um die Lage zu bezeichnen, in welcher sich Herr von Grolman in Jena befand, berührt werden.

Der unglückliche Krieg von 1806 hatte ihn mit tiefem Schmerz erfüllt, der Friede von Tilsit mit dem bittersten Zorn. Unmittelbar nach dem Abschlusse des Friedens hatte er auf einer Charte die neuen, engen Gränzen der preußischen Monarchie mit einem dicken Dintenstriche bezeichnet, der selbst durch seine kecke Derbheit den Groll Dessen aussprach, der ihn gezogen hatte. Nach dem Wiener Frieden überzeugte er sich, daß eine lange Zeit der Unthätigkeit und der Demüthigung bevorstehe. Er aber fühlte „sich nicht gemacht, an den Maschinen bauen zu helfen, mit welchen man einst das gestrandete Schiff, dessen große Lecke man kaum nothdürftig zu verstopfen vermochte, wieder flott zu machen hoffte." Er konnte es nicht über sich gewinnen, inzwischen „als Soldat die Franzosen wie Cameraden und Freunde zu begrüßen, als Bürger in seinem Hause zu verpflegen." Seine Seele war auf offene Feindschaft gerichtet, auf Krieg und Schlacht. Also bat er um seine Entlassung aus dem preußischen Kriegsdienst und erhielt die Gewährung seiner Bitte. Hierauf bestieg er unter vielen Fährlichkeiten einen Fischerkahn und kam mit demselben glücklich nach Schweden. Von Schweden begab er sich nach England, von England nach Spanien, nach Cadiz. In Spanien erhielt er eine Anstellung als Major und wurde bald zum Oberstlieutenant befördert. Schon bei seiner Anstellung erhielt er den Auftrag, ein Bataillon aus Teutschen, Rheinbündnern, zu bilden, die in großer Zahl in Gefangenschaft gerathen waren. Grolman

bildete das Bataillon, führte es in's Feld und nahm Theil an Gefechten und Schlachten. Er hatte aber das Unglück, bei Valencia in die Gefangenschaft der Franzosen zu gerathen. Als Gefangener ward er nach Frankreich geführt. Bald aber gelang ihm zu entkommen und die Schweiz zu erreichen. In der Schweiz fand er Schutz und treue Hülfe. Er erhielt auf den Namen von Gerlach einen Paß und reis'te nach Teutschland, nach Franken, zu seinem Schwager, Herrn von Gerlach. Von dem Gerichtshalter dieses Gutsherrn erhielt er dann einen neuen Paß auf den alten Namen. Mit demselben kam er nach Jena und ward hier als Studirender unter dem Namen Friedrich von Gerlach aus Berlin in die Matrikel eingetragen.

Es braucht nicht bemerkt zu werden, daß der Verkehr zwischen den Herrn von Grolman und mir nach dieser Eröffnung noch vertraulicher ward, als er zuvor gewesen. Wir hatten fortan kein Geheimniß vor einander, keine Spur von Vorsicht. Auch hatten sich die Gegenstände unserer Unterhaltung sehr gemehrt, und über Alles wurde mit der größten Offenheit, ohne daß die Wörter gewogen wurden, gesprochen.

In Jena wurde Herr von Grolman von Niemand erkannt. Eines Morgens jedoch wäre er beinahe überrascht worden. Es befanden sich mehre Männer und Jünglinge in meinem Zimmer; Herr von Grolman war zugegen und hatte sich zufällig mit dem Rücken gegen die Fensterbank gestellt, so daß sein Gesicht beschattet war. Da trat ein Herr von Holleben aus Rudolstadt herein, der gleichfalls früher Officier im preußischen Dienste gewesen war. Indem ich dem Eintretenden entgegen ging, um ihn zu empfan-

gen, ging Herr von Grolman rasch, das Taschentuch vor dem Gesichte, an uns vorbei und zur Thüre hinaus. Ich öffnete schnell die Thür und rief ihm nach: Herr von Gerlach, was ist Ihnen? „Nasenbluten, Nasenbluten," rief er, und winkte mit der Hand. Des Nachmittags erklärte er mir, er sei nicht wenig erschrocken; Herr von Holleben habe mit ihm bei demselben Regimente gestanden; sie seien alte Freunde; deßwegen würde derselbe, wenn er ihn erkannt hätte, zuverlässig seinen Namen genannt haben, und diese Nennung und die Erkennungsscene in Gegenwart so vieler Menschen hätten ihm, dem Herrn von Grolman, theuer zu stehen kommen mögen. „Und etwas Ärgeres," fügte er hinzu, „könnte mir doch kaum begegnen, als von den Franzosen in eine Festung geschleppt zu werden."

In Gegenwart anderer Menschen suchte er immer heiter zu erscheinen; wenn wir allein waren, fehlte es allerdings auch nicht an Scherzen und Lachen, im Allgemeinen jedoch blieb er ernst, ruhig, gefaßt. Ein Mal aber, da ich unerwartet rasch bei ihm eintrat, fand ich ihn unthätig im Sopha sitzend. Er reichte mir freundlich die Hand, konnte aber seine trübe Stimmung nicht verbergen.

Ist Ihnen, fragte ich, etwas Unangenehmes begegnet?

„Nein, gar Nichts," war die kurze Antwort.

Ich finde Sie, fing ich nach einigem Stillschweigen wieder an, gegen Ihre Gewohnheit unthätig; auch kommen Sie mir, wenn Sie den Ausdruck verzeihen wollen, etwas verstört vor.

„Ich bin unthätig aus Verdruß über meine Unthätigkeit;

und verstört mag ich wohl aussehen, weil es in mir tobt und drängt, und ich doch zur Unthätigkeit verdammt bin.“

Mein Gott, welche Rede! Sie thun, was in Ihrer Lage, was in Jena zu thun möglich ist.

„Da liegt es. Ich erkenne dankbar an, daß Sie mir meinen Aufenthalt in Jena erleichtern und erheitern, bekenne auch gern, daß mein Leben hier viel schöner ist, als es in französischer Gefangenschaft sein würde. Dennoch liegt es schwer und düster auf mir. Diesen Morgen haben sich Gedanken, die ich so viel als möglich abzuhalten suche, meiner bemächtigt. Ich habe an die Vergangenheit, die Gegenwart, die Zukunft gedacht. Meine Vergangenheit zeigt mir ungeheueres Unglück; die Gegenwart: sagen Sie selbst, was zeigt sie? und wer darf auf die Zukunft rechnen! Ich bin ein Preuße mit Leib und Seele; ich verachte die feigen Menschen, die sich immer hinter dem Glücke herschleppen und fühllos in allgemeinen Ideen Volk und Vaterland leichthin vergessen. Und nun erwägen Sie: Preußens Ruhm ist besudelt; unser König, selbst unsere Königin verhöhnt, das Königreich auseinander gerissen, das Volk gräßlich mißhandelt, das kleine Heer endlich zu der Schmach verurtheilt, mit den Franzosen gegen die Russen zu kämpfen, um dieses — Menschen unersättliche Herrschsucht zu befriedigen: und ich sitze hier, studire die Begebenheiten in früheren Zeiten, mache strategische Pläne, die niemals ausgeführt werden, und schaue die jenaischen Höhen an, die mich täglich an Preußens Unglück erinnern. Ist das nicht zum Verzweifeln?“

Nein, und abermals nein, nicht zum Verzweifeln. Es ist

gut für Staaten wie für Einzelne, von Zeit zu Zeit an die Ungewißheit menschlicher Dinge erinnert zu werden, damit sie sich nicht versäumen, nicht nachlässig und übermüthig werden. Wer Etwas werth ist, der überwindet; wer Nichts werth ist, verdient keine Theilnahme. Die Preußen haben sich wohl bewährt; ihr wohl begründeter Ruhm kann auf einige Zeit verdunkelt, nicht vernichtet werden. Große Erinnerungen leben in ihnen; an diesen Erinnerungen werden sie sich emporwinden und nicht ruhen, bis sie die Scharte ausgewetzt, bis sie das Verlorene wieder gewonnen haben. Zuverlässig wird Preußen sich wieder erheben und größer und schöner als zuvor, und mit Preußen, so Gott will, ganz Teutschland.

„Ja, Preußen wird sich wieder erheben, und mit ihm ganz Teutschland; Das glaube ich auch, Das weiß ich. Aber wann? wann? Ich bin 35 alt, und verliere und vertrauere die schönste Lebenszeit eines Militairs. Wenn noch 15 oder 20 Jahre bis zu der Erhebung verliefen, so würde ein jüngeres Geschlecht mir entgegen treten, mich zu den Alten und Untauglichen rechnen, mich wie ein unglückliches Überbleibsel aus der Zeit unserer Schmach von sich weisen. Es ist zum Verzweifeln.“

Warum braucht es aber 15 oder 20 Jahre zu dauern? Man fällt schneller als man steigt; und mit dem Fall des Einen wird die ganze Herrlichkeit zusammen stürzen. Wie viele Wechselfälle läßt nicht dieser russische Krieg erwarten? Haben Sie schon die heutigen Zeitungen gelesen?

Und nun nahm das Gespräch eine andere und ruhigere Wendung.

Den Krieg in Rußland verfolgte Herr von Grolman mit der größten Aufmerksamkeit, und die Ereignisse waren ein beständiger Gegenstand unserer Unterhaltung. Immer die Charte vor den Augen, beurtheilte Herr von Grolman alle Bewegungen der streitenden Parteien, und seine Urtheile waren mir immer höchst interessant. Im Anfang zeigte er oft einen großen Unmuth, und der so eben erzählte Auftritt fand im Anfange Statt; je weiter aber die Franzosen vorrückten, desto größer wurde seine Hoffnung. „Wenn nur der Kaiser Alexander," sagte er, „sich nicht, um sein Moskau zu retten, zum Frieden bewegen läßt, so werden die Franzosen schneller heraus müssen, als sie hinein gelaufen sind. Darauf rechnet Napoleon unverkennbar bei seinem tollen Marsche." Als die Nachricht von dem Brande von Moskau eintraf, da sagte er: „Nun glaube ich beinahe, daß unsere Hoffnung in Erfüllung gehen werde. Jetzt, da Moskau in Asche liegt, jetzt wird, so Gott will, Alexander keinen Frieden machen. Die Franzosen werden ihren Rückzug schnell antreten müssen, oder sie gehen zu Grunde." Und nun machte er Operationsentwürfe für die Franzosen und für die Russen, die er mir zu erläutern suchte. Napoleon aber blieb unter den Trümmern von Moskau. „Das ist wunderlich," sagte Grolman. „Entweder haben geheime Künste obgesiegt, oder Napoleon ist im Wahnsinn, und seine Marschälle haben den Verstand verloren."

Inzwischen begannen die Vorlesungen für das Wintersemester. Herr von Grolman beehrte meine drei Collegia abermals und in alter Weise. Unser Verkehr wurde mit der früheren Lebhaftigkeit, und wohl selbst mit vermehrter, fortgesetzt. Nach und

nach kamen Gerüchte und Nachrichten von dem Rückzuge der Franzosen und von ihrem Unglück. In der Mitte Decembers eilte Napoleon durch Teutschland. Bald wußten wir Alle, was endlich das berühmte 29ste Bülletin bestätigte.

Am Morgen des 31. Decembers lud ich den Herrn von Grolman schriftlich auf den Abend zum Butterbrod und einem Glase Punsch ein: „wir wollten den Eintritt eines neuen Jahrs und einer neuen Zeit feiern.“ Die Einladung ward angenommen. Den Tag über sahen wir uns nicht. Etwa um 5 Uhr kam er zu mir.

Es ist brav, rief ich ihm entgegen, daß Sie kommen; aber Sie werden noch lange auf unsere kleine Gesellschaft warten müssen, die auf 7 Uhr eingeladen ist.

„Auch mich haben Sie, ich weiß es wohl, auf 7 Uhr eingeladen. Ich komme aber auch nicht, um bei Ihnen zu essen oder zu trinken: ich komme, um Abschied zu nehmen.“

Wie?

„Hier brennt mir der Boden unter den Füßen; ich halte es nicht länger aus. Noch diese Nacht reise ich nach Berlin. Ich werde bald sehen, wie sich die Sachen gestalten. Findet sich, daß man genöthigt ist, auch jetzt noch auf Napoleon's Seite zu bleiben, so werde ich in 14 Tagen, höchstens in vier Wochen wieder bei Ihnen sein; wird aber ein anderer Entschluß gefaßt, ein anderer Weg eingeschlagen, so komme ich nicht wieder. In meinem Hause ist Alles bezahlt, die Miethe bis Ostern. In meinem Zimmer bleibt Alles stehen und liegen, wie es liegt und steht. Hier haben Sie meine Schlüssel. Sollte ich nicht zurückkehren, so erhalten Sie eine Adresse, die Ihnen hinlänglich sagen wird, wie die Dinge

stehen. Alsdann packen Sie meine Sachen, Papiere, Bücher, Kleidungsstücke, und schicken sie mit der Post. Erhalten Sie keine Adresse und bin ich auch in vier Wochen nicht zurück, so ist mir ein Unglück begegnet, und in diesem Falle wenden Sie sich an meinen Vater."

Hierauf der Abschied.

Nach einigen Tagen lief die Adresse ein. Sogleich besorgte ich die Einpackung. Als die Sachen fortgeschickt waren und ich mich allein im Zimmer befand, setzte ich mich einen Augenblick in das Sopha, fiel aber in Träumereien und mochte wohl eine halbe Stunde sitzen bleiben. Alsdann durchsuchte ich noch ein Mal das Zimmer, um mich noch ein Mal zu überzeugen, daß Nichts liegen geblieben sei; oder vielmehr ich that es so mechanisch hin. Als ich nun zuletzt den untersten Auszug des Büreau, in welchem Wäsche gelegen hatte, die von der Wäscherin herausgenommen war, hervor zog, bemerkte ich gerade unter dem Schloß ein Papier, das ich, die Wäscherin in einiger Entfernung beobachtend, nicht zu sehen vermocht hatte. Ich nahm das Papier: es war das von der spanischen Regentschaft für Don Carlos Grolman ausgestellte Patent als Oberstlieutenant. Ich erschrak; denn ich fürchtete, daß es dem Herrn von Grolman bei einer neuen Anstellung in preußischen Diensten nachtheilig werden möchte, wenn er dieses Patent nicht vorlegen könnte. Aber was war zu thun? Ich nahm das Patent verdrießlich an mich.

Nach der Schlacht bei Leipzig faßte ich den Entschluß, Soldat zu werden und für Teutschlands Freiheit mit zu kämpfen. Ich wollte mich dem preußischen Heer anschließen. Da ich nicht recht

wußte, wie ich die Sache anzufangen hätte, so dachte ich, mich an meinen Freund Grolman zu wenden, der, wie ich erfahren hatte, wieder als Major in Dienste getreten war. Aber wie sollte ich ihn auffinden? Endlich erhielt ich die sichere Kunde, daß der Major von Grolman sich bei dem Kleistischen Corps vor Erfurt befinde. Ich schickte sogleich einen Boten mit meinem Anliegen in das preußische Lager. Der Bote kam zurück: er habe den Herrn Major von Grolman leicht aufgefunden und demselben mein Schreiben richtig überliefert; er habe aber keine Antwort erhalten; der Herr Major sei zu sehr beschäftigt gewesen. Mir war diese Antwort sehr verdrießlich. Wie, dachte ich, sollte der Major Grolman den Hauptmann Gerlach schon vergessen haben! Drei Tage später trat Herr von Grolman selbst in meine Stube, in Uniform, mit einem mächtigen Bart unter der Nase, mit gebräuntem Gesichte, sonst aber der Alte. Ich sage Nichts von dem Wiedersehen, Nichts von unsern Gesprächen: ich bleibe bei der Hauptsache. In Beziehung auf diese Hauptsache aber sagte Herr von Grolman im Wesentlichen Folgendes:

„Ich habe Ihnen nicht geschrieben, weil ich voraussah, daß sich die Sache mit Einem Briefe nicht abthun ließ, und weil ich vor Allem wünschte, Sie ein Mal im befreiten Vaterlande zu begrüßen. Ihren Entschluß, Soldat zu werden, kann ich nicht billigen. Er ist ehrenwerth, aber er taugt nicht. Ich kenne Ihre Lebensweise: beständig in der Stube, beständig über den Büchern, die Feder in der Hand; ich kenne auch den Zustand Ihrer Gesundheit, der gut ist, wenn er gepflegt wird, aber an keine Abwechselung gewöhnt. Wie können Sie glauben, daß Sie im Stande

sein würden, die Entbehrungen des Lagers, die Strapazen des Marsches, die Anstrengungen eines Gefechts, einer Schlacht zu ertragen? Ich fürchte, Sie würden zu Grunde gehen, ehe Sie den Feind gesehen, und dazu möchte ich nicht mitgewirkt haben."

Sie beleidigen mich, Herr von Grolman, rief ich. An Entbehrungen bin ich gewöhnt; Strapazen sind mir nicht fremd. Was Andere zu ertragen vermögen, das werde ich auch ertragen, und vielleicht besser, weil nicht Alle einzusetzen haben, was ich einsetzen kann. Die Gewalt des Geistes über den Körper ist groß.

„Vor Allem bitte ich überzeugt zu sein, daß ich Sie nicht beleidigen will; das glauben Sie auch nicht, das" — mir die Hand reichend — „können Sie nicht glauben. Alsdann aber erlauben Sie mir auch meine eigene Meinung zu haben, und nach dieser Meinung muß ich durchaus rathen, Ihren Entschluß zu ändern. Zuvörderst müßten Sie den Dienst lernen. Das Mechanische desselben ist nicht so leicht als es aussieht; zu verstehen ist es wohl, aber die Ausübung hat ihre Schwierigkeiten. Gesetzt nun, Sie überwänden in Gesundheit und Muth diese Schwierigkeiten: was soll alsdann weiter werden?"

Alsdann werde ich, so oft ich Gelegenheit habe, treu und ergeben kämpfen „für König und Vaterland."

„Gut. Ich bin überzeugt. So oft Sie Gelegenheit haben. Aber nicht Alle haben Gelegenheit. Mancher brave Soldat bekommt den Feind nie zu Gesicht. Und wie hoffen Sie zu kämpfen, als gemeiner Soldat oder als Officier?"

Gleichviel; wohin man mich stellt, da werde ich thun was möglich; und Sie sollen sehen, setzte ich lächelnd hinzu, auch als gemeiner Soldat werde ich das eiserne Kreuz verdienen.

„Ja, ja; verdienen werden Sie das eiserne Kreuz und können es, wenn das Glück günstig ist, auch erhalten; verdienen aber können Sie es auch hier und haben es verdient, obwohl Sie wissen, daß Sie es nicht erhalten können."

Das ist mir auch sehr gleichgültig. Auf das Verdienen kommt es an, nicht auf das Erhalten. Aber ich hoffe, man wird mich auch nicht lange unter den gemeinen Soldaten lassen; ich rechne auf Sie.

„Gewiß werden Sie bald Officier werden; aber mehr als Lieutenant können Sie doch zuvörderst nicht werden. Und es fehlt uns so wenig an Lieutenants als an Leuten. Wir haben so viele tüchtige und gebildete junge Männer, die sämmtlich verdienen, sogleich Lieutenants zu werden, daß es mir in der Seele wehe thut, daß nur so Wenige angestellt werden können. Und unter Denen, die zu dieser Ehre nicht gelangen, sind Manche — nehmen Sie es ja nicht übel — die den Lieutenantsdienst eben so gut als Sie verrichten könnten."

Ich hoffe auch nicht lange Lieutenant zu bleiben.

„Ehe Sie Hauptmann werden können, wird, will's Gott, der Krieg zu Ende sein. Aber freilich, Sie würden vielleicht mit einem Hauptmannspatent entlassen und könnten dieses Patent neben Ihre Doctor-, Professor-, Hofraths-Diplome ruhig hinlegen."

Spotten Sie meiner nicht. Mir ist an einem Hauptmannspatent so wenig gelegen, als an einem Lieutenantspatent; überhaupt ist von meinen persönlichen Ehren keine Rede: ich möchte nur in dieser ungeheueren Zeit auch Etwas thun für die große und gute Sache. Und wenn Sie mir auch alle militairischen Tu-

genden und Eigenschaften absprechen, so glaube ich doch wenigstens mit meiner Feder nützlich wirken zu können.

„Gott bewahre, Freund; ich spreche Ihnen keine militairische Tugend, keine militairische Eigenschaft ab, ich achte sogar ihre kriegswissenschaftlichen Studien; aber ich behaupte, daß die unnütze Entwickelung und Bewährung ein zu großes Opfer für Sie sein würde."

Unnütz!

„Ja, unnütz. Vor einem halben Jahre würden Sie mit Freuden von mir begrüßt worden sein. Da standen wir von allen Teutschen allein gegen Franzosen und Teutsche. Da war es schön und nothwendig, daß auch Männer in Ihrer Stellung das Schwert nahmen, um den Enthusiasmus zu leiten, um den Dienst als Freiwilliger zur Ehrensache für die preußische, für die teutsche Jugend zu machen. Jetzt aber, da es mit dem Rheinbund vorbei ist, da Österreich mit uns steht und ganz Teutschland bald mit uns stehen wird, jetzt wäre es wirklich ein zu großes, und darum unnützes Opfer, solche Männer unter die Waffen bringen zu wollen. Und was Ihre Feder betrifft, so wüßte ich auch kaum, wie Sie dieselbe mit Erfolg gebrauchen könnten. Proclamationen haben wir allgemach genug, vielleicht auch noch Vorrath für den Fall der Noth. Darum kann ich nur rathen, bleiben Sie daheim und dienen Sie dem Vaterlande mit Wort und Schrift, und graben Sie der teutschen Jugend die Grundsätze, die ich selbst von Ihnen gehört habe, so tief in ihre Herzen ein, daß sie nimmer verlöschen können. Auf diesem Felde, meine ich, wird noch mancher Kampf zu bestehen sein."

Aber, sagte ich, auf diese teutsche Jugend, die seit acht Jah-

ren meine Freude und mein Trost gewesen ist, wird bald eine andere Jugend folgen, die eine ganz andere Vergangenheit gehabt hat, darum ganz andere Hoffnungen auf ihre Zukunft stellen wird. Doch — in Gottes Namen! —

Herr von Grolman blieb den ganzen Tag bei uns, und zwar allein, weil er keinen anderen Menschen zu sehen wünschte, bis Abends 11 Uhr. Wir sprachen Viel und Mancherlei; ich war etwas unwirsch, desto heiterer meine Frau über den Sieg unseres Gastes.

Um nun aber auf dem Felde, das Herr von Grolman mir angewiesen hatte, redlich mit zu kämpfen und zu der Entscheidung nach Kräften beizutragen, schrieb ich noch einen Brief an Bertuch, in welchem ich diesem alten Freunde die Herausgabe einer Zeitung antrug, die wöchentlich vier oder sechs Mal erscheinen sollte: ich sprach meine Ansichten, Zwecke und Pläne in der Kürze aus. Am andern Morgen kam Herr von Grolman noch ein Mal zu uns, um Abschied zu nehmen. Ich las ihm den Brief an Bertuch vor. Er erbot sich, denselben selbst in Bertuch's Hand zu geben.

Beim Frühstücke überreichte ich ihm das spanische Patent und erzählte ihm den verdrießlichen Zufall, durch welchen es in meiner Hand geblieben war. Er sah das Papier an, und gab es mir mit den Worten zurück: „der Zufall war ein glücklicher.“

Würden Sie, das Patent in der Hand, nicht sogleich als Oberst wieder angestellt worden sein?

„O, nein; nach unserer militairischen Hierarchie konnten mir nur meine Dienste im preußischen Heere angerechnet werden. Und nun bitte ich Sie, behalten Sie das Document. Es ist jetzt für mich ohne Werth. Ja, im Kriege könnte ein unglücklicher

Zufall es verderblich für mich machen. Ich werde es Ihnen abfordern, sobald ich irgend einen Gebrauch davon machen könnte *).

Zwischen 10 und 11 Uhr verließ uns Herr von Grolman. Seine Pferde standen im Gasthofe zur Sonne gesattelt. Fünf Minuten nachher ritt er mit seinem Reitknecht über den Markt und zum Thore hinaus.

Noch an demselben Abend erhielt ich durch einen Boten Antwort von Bertuch. Der alte Herr war von dem Major Grolman entzückt, und nahm meinen Antrag sehr freundlich auf, bat aber um eine mündliche Besprechung zu leichterer Verständigung. Die Besprechung fand Statt. Bertuch war gegen eine Zeitung: Weimar sei bei den (damaligen) Posteinrichtungen durchaus kein geeigneter Ort für ein solches Blatt; auch würde ich, ein akademischer Lehrer, außer Stande sein, ein solches Blatt, das in Weimar erscheinen sollte, von Jena aus zu redigiren. „Sie haben noch keine Erfahrung, mein Bester," sagte er; „Sie kennen die mühselige Arbeit nicht, die eine solche Redaction erfordert." Er bestand auf eine Zeitschrift in monatlichen Heften. Und ich gab dem erfahrenen Manne nach.

So ist die „Nemesis" entstanden.

*) Das ist nicht geschehen. Vielleicht könnte es aber interessiren, zu sehen, in welcher Form die spanische Regentschaft, während Ferdinand VII. sich in Frankreich befand, ihre Documente ausfertigte; deswegen will ich das Grolman'sche als Anhang abdrucken lassen.

Anhang.

(Die im Original geschriebenen Stellen sind mit Cursivschrift gedruckt.)

Don Fernando VII, por la gracia de Dios, Rey de Castilla, de Leon, de Aragon, de las dos Sicilias, de Jerusalen, de Navarra, de Granada, de Toledo, de Valencia, de Galicia, de Mallorca, de Sevilla, de Cerdeña, de Córdoba, de Córcega, de Murcia, de Jaen, de los Algarbes, de Algecira, de Gibraltar, de las Islas de Canaria, de las Indias Orientales y Occidentales, Islas y Tierra-firme del mar Océano; Archiduque de Austria, Duque de Borgoña, de Brabante y Milan; Conde de Abspurg, Flándes, Tirol y Barcelona; Señor de Vizcaya y de Molina etc. Y en su Real nombre el Consejo de Regencia de España é Indias. Por quanto *atendiendo à los servicios de vòs d.n Carlos Grolman, Sargento mayor del primer Batallon de la Legion Extrangerà de Infanteria, y al distinguido merito que habeis contrahido en la gloriosa Batalla de la Albuhera; hè venido en concederos grado de Teniente Coronel de Infanteria con la antiguedad de veinte y seis de Mayo ultimo* — Por tanto mando à los Capitanes Generales, Gobernadores de las armas, y demas Cabos mayores y menores, Oficiales y Soldados de mis Exércitos, os hayan y tengan por tal *teniente Coronel* graduado de *Infanteria* y os guarden y hagan guardar las honras,

gracias, preeminencias y exênciones que por razon de este grado os tocan, y deben ser guardadas bien y cumplidamente: que asi es mi voluntad; y que el Intendente de la provincia ó Exército donde fuereis à servir, dé la órden conveniente para que se tome razon, y forme asiento de este grado en la Contaduria principal. Dado en *Cadiz* á *quince* de *Agosto* de mil ochocientos y *once*.

Yo el Rey.

(L.S.) *Gabriel Ciscar,*

Presidente.

Jose de Heredia.

V. M. concede grado de *teniente Coronel de Infanteria à d. Carlos Grolman.*

Quartèl generàl de Valencia diez y seis de Octubre de mil ochocientos y once.

Cumplare loque S. M. manda, y en su R$^{l.}$ nombre el supremo Consejo de Regencia.

Joachim Blake.

Quartel Gen$^{l.}$ de Valencia 17 *de Oct. de* 1811.

Tomese razon en la Oficina de Intendente de este Exercito Expedicionario.

Ramon de Aldasoro.

Tomose Razon

Mig$^{l.}$ Garcia Abella.

Niebuhr.

Niebuhr's Tod machte auf mich einen großen Eindruck. Nach einiger Zeit erhielt ich den Besuch eines reisenden Gelehrten, der in Bonn gewesen war, als Niebuhr hinschied, oder doch kurz nachher. Natürlich fiel das Gespräch bald auf den gefallenen Helden. Ich sprach meinen Schmerz aus über den großen Verlust. Mein Freund stimmte ein, fügte aber lächelnd hinzu: „er wünsche nur, Niebuhr möge mit mehr Haltung und Würde Abschied vom Leben genommen haben; er sei zu Grunde gegangen in den neuen Revolutionen" (vom Jahre 1830). „Diese Ereignisse hätten ihn niedergebeugt, ja seine Seele gebrochen. Er habe Anfangs wie ein Verzweifelnder gejammert; er habe den Verfall Europa's mit Bestimmtheit voraus verkündigt, und das Einreißen allgemeiner Barbarei als unvermeidlich dargestellt. Er habe geklagt, daß er umsonst gelebt, und sich je eher desto lieber den Tod gewünscht. Und diese Verzagtheit habe er nicht wieder überwunden, noch zu überwinden vermocht oder gestrebt. So erzähle man in Bonn."

Mich verdrossen diese Worte ungemein. Ich fühlte mich indignirt, und rief aus in meinem Zorn: „Und wenn ganz Bonn

so Etwas sagt, es ist nicht wahr. Eine solche Feigheit ist in Niebuhr nicht gewesen, in diesem Manne von so gründlichen Kenntnissen, von so treu bewährtem Charakter, von so großen Erfahrungen; sie ist eben so wenig in ihm gewesen, eine solche Feigheit, als eine solche miserabele Auffassung unserer Zeit und des menschlichen Lebens überhaupt. Die Verläumdung des ausgezeichneten Mannes macht Niemandem Ehre."

Mein Freund wurde betreten. „Ich erzähle nur, was ich gehört habe," sagte er. „Auch sind meine Worte nicht gegen Sie gerichtet," erwiderte ich, „sondern gegen Diejenigen, welche das Mährchen erfunden, gestaltet und in die Welt geschickt haben." Und so wurden wir bald wieder einig, und sprachen weiter in freundlicher Rede und Gegen-Rede. Wir bedauerten Beide, daß man den Verstorbenen noch zu höhnen suche, und über seinem Grabe sich abgeschmackte Späße erlaube. Indeß kam mir doch vor, als ob mein Freund meine Verehrung für Niebuhr nur zur Hälfte theile, und mir nur aus Artigkeit vollkommen beistimme. Ich sprach diese Vermuthung aus. „Wirklich," antwortete er, „scheinen Sie mir von Niebuhr eine zu hohe Meinung zu haben. Niemand wird ihm vieles Wissen absprechen; Niemand seine Beharrlichkeit und seinen Eifer im Forschen und Klauben leugnen; Niemand in Abrede stellen, daß er in seinen wechselnden Verhältnissen Gelegenheit gehabt habe, große Erfahrungen über Menschen und Dinge zu machen; auch bin ich weit entfernt, seine gepriesene Treue gegen König und Vaterland irgend in Zweifel zu ziehen: aber gewiß ist, viel Mannhaftes war nicht in ihm, und er ist mit seinen Studien und Erfahrungen immer an Einzelnhei-

ten hängen geblieben. Doch lassen wir Das gut sein, und sprechen wir von Etwas Anderem." — Wir schieden in Freundschaft.

Viel später habe ich die Worte gelesen, die Niebuhr selbst am 5. October 1830 niedergeschrieben hat: „Wenn nicht Gott wunderbar hilft, so steht uns eine Zerstörung bevor, wie die römische Welt sie um die Mitte des dritten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung erfahren hat, Vernichtung des Wohlstandes, der Freiheit, der Bildung und der Wissenschaft."

Allerdings merkwürdige Worte und sehr bezeichnend. Wenn man auch gern annimmt, daß Niebuhr, als er dieselben aussprach, nicht mehr Er selbst gewesen; wenn man annimmt, daß er schon vor den Revolutionen des Jahres 1830 in der Nähe und in der Ferne durch mannichfaches Drangsal, durch Schmerz und Angst gebeugt und erschüttert worden sei: sie blieben immer ein schweres Zeugniß — diese Worte über den Mann, der sie ausgesprochen hat. Sie würden es bleiben, und wenn sie in articulo mortis ausgesprochen wären, weil der Mensch, weil der gediegene Mann, selbst bis zum letzten Augenblick, das Gepräge seines Geistes zu behalten und seine tiefsten und eigensten Empfindungen zu bewähren pflegt. Und bei vollkommenem Selbstbewußtsein ist doch Niebuhr am 5. October 1830 unverkennbar gewesen.

Der Zustand des römischen Reiches um die Mitte des dritten Jahrhunderts war so unglückselig, daß er bei jedem Menschen, der sich jemals die Fragen beantwortet hat, warum wir leben und sind, nur Jammer, Entsetzen und Ekel erregen kann. Die Religion der Väter war abgestorben; die Macht der alten Götter

war verbraucht; der fremde Gottesdienst, den man von allen Seiten her einführte, erregte Verwunderung und kein Vertrauen; das Christenthum, oft grausam verfolgt, stets unter hartem Drucke, ward in den Palästen der großen Herren und in den Sälen der Weisen dieser Welt verhöhnt und verspottet, wie schmerzlich auch die Leere des Herzens gefühlt werden mochte, und nur zu den Bewohnern der Hütten, die nach Trost und Erquickung schmachteten, brachte es Trost und Erquickung. Und mit dem religiösen Verfall war der sittliche Verfall gleichen Schritt gegangen. An großen Grundsätzen fehlte es nicht, aber es fehlte an großen Tugenden. Die Strenge der Stoa fand mehr Bewunderer, als Verehrer, mehr Verehrer, als Bekenner, mehr Bekenner, als Anhänger, deren Seele stark genug, um die Lehren im Leben zu bewähren; in der vornehmen Welt wurde Epicur's weiche und schmeichlerische Weisheit bequemer und angenehmer gefunden und ebendeßwegen gern in Anwendung gebracht. Es würde ein arger Frevel an dem Adel der menschlichen Natur sein, wenn man nicht glauben wollte, daß in den unteren und mittleren Menschenclassen häufig gute Ordnung, reine Sitte, keusches Leben, eheliche und kindliche Liebe den häuslichen Herd umgeben habe; es würde ein nicht minder arger Frevel sein, wenn man in Abrede stellte, daß auch in den höheren und höchsten Menschenclassen ganze Familien den Grundsätzen treu geblieben seien, durch deren Befolgung die Vorfahren so ehrwürdig gewesen waren, ganze Familien, ausgezeichnet durch Religiosität, Häuslichkeit, Reinheit, Genügsamkeit, Arbeitsamkeit und jede edle menschliche Bestrebung. Selbst unter Denen, welche den kaiserlichen Namen ertrotzten oder sich aufdrin-

gen ließen, gab es ja einzelne Männer, die sich ihrer hohen Stellung würdig bewiesen, und eine edle Gesinnung bewährten, und selbst unter Denen, welche uns als verworfene Menschen erscheinen, mag Mancher besser gewesen sein, als sie nach ihrem Untergange dargestellt wurden. Bei dem Allen aber war die Sittenlosigkeit im Allgemeinen furchtbar; die Herrschaft des Lasters gräßlich, die Gewalt der Begierden ohne Zügel und Zaum. Die Üppigkeit, die Schwelgerei, jeglicher grobe Sinnengenuß gingen über alle Gränzen hinaus.

Und wo war der „Wohlstand" in diesem Reiche bei solchen religiösen und sittlichen Zuständen? Wohlstand scheint mir nur da vorhanden zu sein, wo das Gesammt-Vermögen einer Nation, eines Volkes, einer Stadt oder eines Landes unter die gesammte Menschen-Menge also vertheilt ist, daß Alle durch Arbeit und Anstrengung zu erwerben im Stande sind, was sie bedürfen zum Bestehen und Gedeihen, zu einer solchen Pflege des Lebens, daß sie sich des Lebens in reiner und menschlicher Weise erfreuen können. Ein solcher Wohlstand war aber im römischen Reiche nirgends zu finden. Es gab ungeheuere Reichthümer, aber diese Reichthümer befanden sich in nur wenigen Händen, und dürfen mit ihrem Glanze über die Armuth der Menge nicht täuschen. In Rom selbst waren unermeßliche Schätze zusammengetragen, der Raub der beknechteten Länder; aber von diesen Schätzen waren schon viele in drangvollen Zeiten gehoben, viele waren verschleudert und vergeudet, und immer hat man mehr auf den Besitz getrotzt, als an eine Verwendung zum allgemeinen Wohl gedacht. Die Besitzer der Latifundien, die nicht bloß in der

Nähe von Rom, nicht bloß in Italien gefunden wurden, sondern die sich auch über viele Provinzen verbreiteten, waren allerdings gewaltige Herren, aber sie waren es nur dadurch geworden, daß sie den kleinen Grundbesitzern ihr Eigenthum entrissen hatten. Auch mögen einzelne Städte, am Meere gelegen oder an den großen Militair=Wegen, sehr blühend gewesen sein durch Fabriken, Manufacturen, Handel und Verkehr: aber die Zahl derselben war im Verhältnisse zu der Größe der Länder nicht bedeutend, und der Gewinn, den sie an sich brachten, kam nur den nächsten Umgebungen zu Gute. Endlich darf die Masse von großen Bauwerken, von Denkmälern und Werken der Kunst, mit welchen Italien, das südliche Gallien und andere Provinzen ausgestattet und bedeckt wurden, nicht täuschen. Diese Werke, die noch in ihren Trümmern und Verstümmelungen unser Erstaunen und unsere Bewunderung erregen, sind zum Theil nur Zeugnisse einer höchstknechtischen Gesinnung und der gemeinsten Schmeichelei, zum Theil Werke des sinnlosesten Übermuthes und des frechsten Trotzes auf Reichthum und Macht; zum Theil waren sie lediglich militairischen Zwecken gewidmet und standen mit der beabsichtigten Eroberung und Beknechtung der Welt in Verbindung; die wenigsten haben zur Förderung des menschlichen und gesellschaftlichen Lebens gedient; Alle sind ausgeführt auf Kosten der geringeren Menschen, und mit der geringeren Menschen Schweiß und Blut. Man kann Dieses aussprechen, weil es geschichtlich zu erweisen ist, ohne daß man den Verstand in den Anlagen, den guten Geschmack in der Ausführung und die Tüchtigkeit und Haltbarkeit der Arbeit zu läugnen nöthig hat. Aber solche überschwengliche Pracht, solche

ungemessene Fülle, solche verwegene Gründungen, wie für die Ewigkeit gemacht, als ob die künftigen Zeiten nicht andere Menschen-Geschlechter ins Dasein rufen würden, zeugen nicht von dem Wohlstande der Völker: sie zeugen nur von dem Mißbrauche der Gewalt, von dem Stolze, dem Hohne, der Gleichgültigkeit und dem verachtenden Übermuthe der Mächtigen und Großen.

Und wie wäre Wohlstand im römischen Reiche möglich gewesen? Wenn man sich auch vorstellen könnte, daß alle jene gräßlichen Zerrüttungen, welche seit zwei Jahrhunderten Rom und das römische Reich getroffen hatten, und alle jene Gräuel, welche über Rom und das römische Reich in schauderhafter Weise gekommen waren, in den beiden Menschen-Altern, in welchen eine Reihe tüchtiger und wohlgesinnter Männer, von Nerva bis Mark-Aurel, herrschten und walteten — wenn man, sage ich, sich auch vorstellen könnte, daß alles Gräßliche und Unglückselige, das vor Nerva Statt gefunden hatte, zur Zeit des Philosophen Marcus Aurelius nicht nur aus dem Gedächtnisse und aus dem Geist und den Empfindungen des Menschen verschwunden, sondern auch selbst in seinen Nachwirkungen ausgetilgt und gut gemacht gewesen sei: so war ja abermals seit des Marcus Aurelius Gelangung zum Reiche bis zur Mitte des dritten Jahrhunderts fast ein Jahrhundert verlaufen. Und dieses Jahrhundert war eine schreckliche Zeit gewesen. Überall machten fremde Völker Angriffe auf das Reich oder ließen Angriffe befürchten; und diese fremden Völker konnten nur durch reiche Jahrgelder zurückgehalten, oder durch Aufnahme in das Reich beruhigt, oder durch wohlbezahlte Fremden-Legionen bekämpft werden. Zu

gleicher Zeit im Innern des Reiches eine lange Reihe von zerstörenden Soldaten-Kriegen. Eine Menge von Männern, auch wohl Knaben, ein Jeder auf kurze Zeit, trug den kaiserlichen Namen. Ohne Ordnung, ohne Gesetz, durch Künste jeglicher Art, meistens durch meuterische Legionen gelangten sie zu demselben; auf dieselbe Weise ward er ihnen, gewöhnlich mit dem Leben, entrissen. Mehrere Kaiser standen neben einander, ein Jeder mit dem Anspruch auf die Alleinherrschaft im Reiche. Daher die Kriege eines Jeden gegen Alle, und Aller gegen Jeden. Sie konnten ihre Ansprüche nur geltend machen durch ihre Krieger, welche aus den barbarischen Völkern ringsher in Sold genommen waren. Sie sahen sich daher genöthigt, diesen Soldaten, um sie in ihrer Treue und in der Bereitwilligkeit zum Kampfe zu erhalten, Alles zu geben, was sie verlangten, Alles zu gewähren, was ihre Begierden erregte, Alles zu verzeihen, was sie in roher Lust vollbracht hatten. Es konnte daher nicht anders sein, die Länder des römischen Reiches mußten ausgesogen, ausgepreßt, ausgeplündert, aller Wohlstand mußte vernichtet werden. Und von der Mitte des dritten Jahrhunderts an war auch keine Erholung möglich, wenn gleich einzelne Kaiser einige Ordnung hergestellt haben mögen. Die Abnahme der Bevölkerung, längst begonnen, erfolgte mit reißender Schnelligkeit, die Erödung wuchs furchtbar an, der allgemeine Verfall war nicht aufzuhalten. Und als die teutschen Heere, in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts, anfingen, Einfälle in das Reich zu machen, und als sie, ein Jahrhundert später, sich mehr und mehr der Länder des Reiches bemächtigten: fanden sie, außer Italien, Etwas Anderes, als ver-

ödete und verwahrloste Fluren, verarmte und verfallene Städte, verzagte, versclavte und gebrochene Menschen? Rom warf dem kühnen Alarich eine reiche Beute zu, um sich eine Todesfrist zu erkaufen; andere Sieger, die nach Italien kamen, Christen und Heiden, mögen einen guten Raub gemacht haben, aber in den übrigen Ländern des Reiches war es anders. In Chlodwig's Heer entstand ein bitterer Streit über ein armseliges silbernes Kirchengefäß. Der König der Ripuarier Chloderich hatte seines Vaters Schätze, den Ertrag seiner Fahrten und Thaten, in einer bescheidenen Truhe; und doch reizten diese Schätze den König Chlodwig, als schon der größte Theil von Gallien den Franken gehörte, so sehr, daß er einen Meuchelmord nicht gescheuet haben soll, um sich derselben zu bemächtigen. Und die Franken, die Besieger der Sieger, hörten erst auf, ein armes Volk zu sein, als sie die Ringe der Avaren zerstört hatten. — So mit dem „Wohlstande."

Und „die Freiheit?" — Es gab um die Mitte des dritten Jahrhunderts im römischen Reiche keine Freiheit, ganz und gar keine. Das Verhältniß der Sclaven zu den Menschen, welche, diesen Sclaven gegenüber, freie Menschen genannt wurden, war schauderhaft, vielleicht wie 30 zu 1. Die freien Menschen aber, wie hoch oder wie niedrig sie stehen mochten, fanden nirgends Schutz vor Denen, welche die Gewalt hatten und sich Kaiser nannten. Die Kaiser selbst waren nicht frei, sondern hingen ab von den Soldaten, von welchen sie den kaiserlichen Namen erhalten, und durch welche allein sie den kaiserlichen Namen geltend machen konnten; nicht selten waren sie Werkzeuge, ja Spielbälle in den Händen der Soldaten. Die Soldaten endlich, meistens gemie-

thete Barbaren, bekannten sich zum Dienste Dessen, der sie bezahlte, und verließen nur diesen Herrn, um in die Dienste eines anderen Herrn überzutreten, der etwa bessere Bezahlung oder größere Zügellosigkeit versprach. Wahrlich, im römischen Reiche war keine „Freiheit" zu zerstören.

Was endlich „die Bildung und die Wissenschaft" betrifft, so soll nicht geleugnet werden, daß im römischen Reiche noch weit mehr geistige Bildung und Wissenschaft gefunden ward, als außerhalb des Reiches irgend wo auf der Erde. Aber diese Bildung und diese Wissenschaft war nur ererbtes Gut, das man besaß und bewahrte, das man aber weder mehrte, noch belebte. Man zehrte von dem Vorrathe, den die Väter gesammelt hatten; man übersah nicht ein Mal diesen Vorrath, und noch weniger war man im Stande, ihn zu durchdringen und zu benutzen. Man freuete sich Einzelnes zu verstehen, hing sich an Einzelnes, grübelte und klaubte daran herum, ahmte nach, und wählte selten die besten Muster. Neues wurde nicht geschaffen; Geist und Leben fehlte überall.

Nun aber, welches Land, welches Volk vergleicht Niebuhr mit dieser römischen Welt, um eine ähnliche Vernichtung des Wohlstandes, der Freiheit, der Bildung und der Wissenschaft zu befürchten, wie diese römische Welt von der Mitte des dritten Jahrhunderts an erfahren hat? Ist es Teutschland, Niebuhr's und mein Vaterland? Es wäre Lästerung. Ist es Frankreich? oder ist es die ganze europäische Welt? Es wäre Lästerung. Mag hier oder dort das Angesicht eines Volkes etwas bleich aussehen oder verzerrt: der Körper ist stark, das Herz frisch, der Geist ge-

sund, und neue Thaten und neue Erfolge werden auch bald Röthe und Heiterkeit auf die Wangen und in die Augen zurückbringen. Zum Bestehen, Fortschreiten und Gedeihen bedürfen wir Alle Gottes Hülfe, und diese Hülfe wird Gott uns nicht versagen, so lange wir uns derselben würdig beweisen; aber einer „wunderbaren" Hülfe Gottes bedürfen wir nicht und werden sie auch nicht finden. Die römische Welt, wie sie um die Mitte des dritten Jahrhunderts war, hätte auch durch eine wunderbare Hülfe Gottes nicht gerettet werden können. Was sich selbst der Erhaltung unwerth gemacht hat, das erhält Gott weder durch Wunder noch ohne Wunder. Das Verfaulte ist der Verwesung anheim gefallen. Wer daher unsern Wohlstand, unsere Freiheit, unsere Bildung und unsere Wissenschaft dem Wohlstande, der Freiheit, der Bildung und der Wissenschaft in der römischen Welt um die Mitte des dritten Jahrhunderts vergleicht, und doch die Zerstörung — gleichviel ob sie von Innen oder von Außen kommt — dadurch abhalten zu können hofft, „daß Gott wunderbar helfen" soll, der hegt ein Gefühl in seiner Brust, das ich weder edel noch religiös nennen möchte.

Schon im Jahre 1794 schrieb Niebuhr, Student in Kiel, noch nicht 18 Jahre alt, an seine Eltern: „Seitdem Fichte angefangen hat, die Rechtmäßigkeit gewaltsamer Revolutionen zu rechtfertigen, und die Verbindlichkeit eines Vertrags zu leugnen, fange ich an zu fürchten, daß man die Geheimnisse der Philosophie — — zu den schrecklichsten Sophismen mißbraucht, oder wenigstens mit geschickter Hand mißbrauchen kann. Und dann, wenn selbst die Philosophie gegen Rechtschaffenheit und bürgerliche Ord-

nung gewandt wird, und die Stärke des Pöbels von dem blendenden Glanze der Trugschlüsse unterstützt wird: was bleibt uns dann noch übrig, als der Tod, um der vereinten Tyrannei zu entgehen?"

Es würde gewiß eine Ungerechtigkeit sein, wenn man dem achtzehnjährigen Jünglinge die Sünde hoch anrechnen wollte, die er in diesen Worten gegen Fichte begangen hat, wie sehr uns auch das unreife Aburtheilen mißfallen mag. Auch ist es zu begreifen, daß die Jahre 1793 und 1794 den größten Abscheu gegen die französische Revolution in der Seele eines jungen Menschen erregten, der den Zusammenhang nicht zu übersehen vermochte. Fast komisch aber ist es, daß dieser junge Mensch, von einer wunderlichen Verzagtheit ergriffen, vor der vereinten Tyrannei der Philosophie und des Pöbels keine andere Rettung zu finden weiß, als den Tod, und daß er, wahrscheinlich um auch dem Gedanken an den Tod zu entgehen, „sich (nur) nach seinen Alten sehnet, seinen vertrautesten Freunden, nach Aristoteles und Cicero." Manch' anderer Jüngling würde wohl gewünscht haben zu leben, um zu sehen, wie sich die blutige Wirrniß entwickeln würde, um zu lernen aus dieser Entwickelung; er würde gewünscht haben, falsche Principien mit wahren zu bekämpfen, und gegen das Ungeheuer, das solche Wirrniß hervorbrachte, seine Lenden mit dem Schwerte zu umgürten. Indeß mag das hingehen.

Merkwürdig aber bleibt, daß Niebuhr, der Mann von unermeßlicher Gelehrsamkeit, nachdem er den ungeheuersten Wechsel menschlicher Dinge mit eigenen Augen gesehen, die Entwirrung der Verwirrung erblickt und erkannt hatte, daß aus den schauder-

haftesten Greueln der Menschengeist wie verjüngt hervorgegangen, und Bildung und Wissenschaft mit erneuerter Kraft sich empor geschwungen hatten, nachdem er selbst thätig mitgewirkt und in hohen öffentlichen Ämtern gestanden hatte — merkwürdig bleibt, daß Niebuhr, 36 Jahre später, 54 alt, also im kräftigen Mannes-Alter, noch eben so über Revolutionen dachte, wie er im achtzehnten Jahre über sie gedacht hatte. Er sah offenbar in den Revolutionen des Jahres 1830 nichts Anderes, als die Erneuerung der Revolution 1792, als ob die Menschen, die Verhältnisse, die Dinge noch ganz dieselben gewesen wären; ja, er sah in jenen Revolutionen noch etwas viel Schlimmeres, weil er ja die Zerstörung des Wohlstandes, der Freiheit, der Bildung und der Wissenschaft befürchtete, welche Zerstörung selbst dieser Revolution nicht gelungen war. Hätte er nur gewagt, zu überleben: vielleicht wäre er doch noch auf andere Gedanken gekommen.

Zuverlässig theilt jeder gute und jeder verständige Mensch den Abscheu Niebuhr's vor gewaltsamen Revolutionen, wenn er etwa zu Rathe gezogen würde, ob eine Revolution gemacht werden solle, oder nicht. Aber es ist ja von Revolutionen die Rede, die schon Statt gefunden haben. Diese gehören der Geschichte an, und sind wie alles Geschehene geschichtlich aufzufassen. Sie sind Wirkungen von Ursachen, welche in dem Gange, in den Verhältnissen des Lebens lagen, und werden Ursachen von Wirkungen in demselben Leben. Unser Abscheu wird Nichts bessern und Nichts ändern; er ist unnütz, eitel, albern. Wem daher das Leben der Menschen nicht überhaupt gleichgültig, und wer im Besondern ein Urtheil über Revolutionen haben will, der muß sie zu verstehen,

zu erklären und zu begreifen trachten. Er muß die Ursachen erforschen, die Veranlassung untersuchen, den Gang beobachten, die Resultate erwägen. Daraus mag denn auch klar werden, auf welche Weise Revolutionen für die Zukunft zu vermeiden oder zu verhüten sind. Ein schnödes Verwerfen hingegen, mag es vornehm sein oder roh, ein unmännliches Klagen, verführt nur, jenes zu verstockter Verachtung, dieses zu feigem Ingrimm, und bereitet neue Revolutionen vor. Die Hoffnung vollends, daß Gott gegen Revolutionen helfen werde, und selbst wunderbar helfen werde, ist eine Sünde gegen Gott, unter dessen heiliger Waltung über das menschliche Leben ja doch auch die Revolutionen Statt finden.

Übrigens soll Niemand aus Niebuhr's Kleinmüthigkeit bei Revolutionen die Folgerung ziehen, daß er ein conservativer Mann gewesen und starr am Alten festgehalten habe. Nein, er war ein hochgesinnter Mann; er verlangte beständiges Fortschreiten, er liebte die Freiheit mit heißer Liebe und gönnte von Herzen Allen die Gleichheit der Rechte. Aber er wollte, daß das Fortschreiten auf gesetzlichem Wege Statt finden, nicht durch das Wagestück einer Revolution bewirkt werden sollte, und wies darum so gern auf die römischen Plebejer als auf Muster und Beispiel hin, weil sie, wie er meinte, die Rechte, die ihnen gebührten und die ihnen vorenthalten wurden, auf gesetzlichem Wege nach und nach zu erlangen gewußt hätten.

Gewiß, mit dem gesetzlichen Wege ist es eine schöne Sache. Ich will daher keinesweges daran erinnern, daß das Größte und Gewaltigste, das uns die Geschichte zeigt, nicht auf gesetzlichem

Wege zu Stande gekommen ist; ich will nicht fragen, ob die Reiche, die jetzt bestehen, auf gesetzlichem Wege entstanden und groß geworden sind; nicht fragen, ob die Schweiz, Niederland, England, Amerika, Frankreich, ihre Freiheit auf gesetzlichem Wege erlangt haben; nicht fragen, ob Das, dessen wir uns jetzt in Teutschland erfreuen, auf gesetzlichem Wege errungen worden; nicht fragen, ob die Reformation selbst auf gesetzlichem Wege Statt gefunden habe. Denn diese Erinnerung und die Beantwortung dieser Fragen würden Nichts beweisen, obwohl sie vielleicht einiger Maßen mit Manchem aussöhnen könnten, was nicht auf gesetzlichem Wege erlangt worden. Billig aber, gerecht, ja nothwendig scheint es zu sein, daß man, selbst auf gesetzlichem Wege wandelnd, ehe man ein Urtheil über eine Revolution ausspricht, vorher untersuche, ob es denn auch da, wo die Revolution eingetreten ist, einen gesetzlichen Weg gegeben habe, oder nicht? Ob, falls es einen solchen Weg gegeben hat, derselbe eben und breit genug gewesen, um auf demselben dem Ziele näher zu kommen, um auf demselben Abhülfe gerechter Beschwerden, Erleichterung harter Bedrückungen, Linderung großer Noth, Gleichheit der Rechte, Schutz vor Übermuth und Sicherheit, vor Willkühr zu gewinnen? Ob man diesen Weg eingeschlagen habe, oder nicht? Wie weit man auf demselben gekommen und warum nicht weiter? Ob man stehen geblieben aus Wankelmuth und Trägheit, oder weil man den Weg verlegt und verhauen fand, und weil man sich mit Gefahren bedroht sah auf beiden Seiten? Das allgemeine Reden vom gesetzlichen Wege mag unter den Drangsalen des Lebens, wie sie hier und dort vorgekommen sind, leicht wie eitle und arglistige Schwä-

ßerei klingen; und ich weiß nicht, wo wir etwa stehen möchten, wenn man, etwa vom zwölften Jahrhunderte an, überall auf dem Wege geblieben wäre, der damals der gesetzliche war. Ja, die empfehlende Hinweisung auf die edlen Plebejer dürfte dem Einen wohl wie Ironie aussehen, dem Andern wie Hohn. Gewiß, sie waren vortreffliche Leute, diese Plebejer; aber sie haben es nicht verschmähet, sich Rechte bald zu erlisten oder zu erschleichen, bald zu ertrotzen, zu erdrohen oder gewaltsam anzueignen, und sich auf diese Weise den gesetzlichen Weg selbst zu bahnen, gerade hinaus, mit Vermeidung aller unnöthigen Krümmungen. Zwischen ihnen aber, den römischen Plebejern und dem französischen Volke vor dem Jahre 1789, ist nicht die geringste Ähnlichkeit aufzufinden. Wie konnte es also im Ernste dem französischen Volk angesonnen werden, zu handeln, wie die römischen Plebejer gehandelt hatten, nämlich in gesetzlichem Wege?

Niebuhr's Ruhm steht wohlbegründet, fest; seine Verdienste sind groß, anerkannt und unbestreitbar. Um so unbedenklicher sollte man aussprechen, wo er geirrt und wo er gefehlt hat, damit nicht auf die Auctorität eines solchen Mannes neue, und wohl gar verderbliche Irrthümer verbreitet werden. Er selbst liebte es, wenigstens in späterer Zeit, sich einen Philologen zu nennen, nicht, einen Historiker. Ich kann nicht glauben, daß er jene Benennung aus Dünkel vorgezogen habe, weil er zwanzig Sprachen gelernt hatte. Warum aber hat er es denn gethan? Aus allzugroßer Bescheidenheit, weil er, gerechter oder ungerechter Weise, den Historiker zu hoch stellte, als daß er sich mit einem solchen Namen hätte schmücken mögen, oder weil er das Gefühl hatte,

daß in ihm das Philologische wirklich das Übergewicht behielte, daß er über das Wissen des Einzelnen die Auffassung des Ganzen versäumte und sich lieber mit den kleinlichen Mitteln befaßte, als mit dem großen Zwecke? Sein Quellen=Studium ist gründlich und genau, wie es sein soll bei Philologen und Historikern; aber seine Kritik zeugt mehr von jener ängstlichen und kleinlichen Krittelei und Klauberei, die sich an Buchstaben und Sylben, an Wörter und Sätze hängt, und nicht gern fallen läßt, was sie ein Mal hält, wenn sie es auch nur durch Ändern und Bessern zu sichern vermag, als von dem freien, selbständigen und entscheidenden Urtheile des Historikers, das aus den Gesetzen der Natur, aus dem Wesen des menschlichen Geistes, aus den edelsten Gefühlen in der menschlichen Brust, aus der ganzen Stellung der Zeit, aus der Lage der Länder und Völker, aus allen politischen, religiösen und sittlichen Verhältnissen der Menschen, von welchen die Überlieferung spricht, hervorgegangen ist, und deswegen auf Wahrheit Anspruch macht, wenn auch Sylben, Wörter und Sätze nicht für diese Wahrheit zeugen. Und auch in seiner Darstellung des Erforschten, in seiner Geschichtschreibung, zeigt Niebuhr dieses Übergewicht des Philologischen. Seine Liebe zum Parallelisiren ist philologischer Art. Sie stammt aus den Nachweisungen anderer Stellen, bei anderen Schriftstellern oder auch bei diesem, um die vorliegende Stelle verständlicher zu machen, um sie zu erklären und die Erklärung zu rechtfertigen. Dieses Parallelisiren aber, obwohl man es schon bewundert, gepriesen und selbst zur Nachahmung empfohlen hat, ist durchaus verwerflich in der Geschichte, weil es verderblich ist; auch verführerisch, weil es so leicht

ist. Nie sind die Zeiten sich gleich, nie die Verhältnisse. Indem daher eine Parallele zwischen Zeiten und Zeiten, Völkern und Völkern, Verhältnissen und Verhältnissen gezogen wird, muß hier Etwas hinweg gelassen, dort Etwas hinzu gesetzt, es muß verändert, umgestellt und umgedeutet, es muß etwas Fremdartiges eingeschoben werden. Dadurch wird die reine Anschauung des Lebens, auf welche allein Alles ankommt bei der Erforschung, wie bei der Darstellung der Geschichte, nothwendig getrübt, verdorben, verfälscht, und die Erkenntniß der Wahrheit unmöglich werden. Und wie leicht Niebuhr Parallelen fand, und wie wenig bekümmert er um Gleichheit oder Ähnlichkeit der Zeiten und der Verhältnisse gewesen, das geht ja wohl aus den Bemerkungen hervor, die hier gegeben worden sind: Die römische Welt um die Mitte des dritten Jahrhunderts und die europäische Welt in unsern Tagen; die römischen Plebejer und das französische Volk!

Das Cölner Ereigniſs.

Was man jetzt schon das Cölner Ereigniß nennt, und vielleicht noch die Cölner Frage nennen wird, nämlich die Verhaftung des Erzbischofs Clemens August den 20. Novemb. 1837, machte, als es zuerst bekannt ward, auf meine nächste gelehrte Umgebung keineswegs einen unfreundlichen Eindruck, und unter den Ungelehrten hörte ich hier und da ein heiteres Jauchzen, wie wenn Kindern die Thüre geöffnet wird, die bisher der Christbaum verbarg. Ich befand mich in der Gesellschaft einiger Freunde. „Es ist eine neue Thesis," sagte Einer derselben; „eine einzige nur, aber eine königliche, die stärker und schneller durch die Welt fahren wird, als die 95 Thesen des mönchischen Professors vor 300 Jahren." „Die Thatsache an sich," sagte ein Anderer, „ist ohne Bedeutung. Was ist es denn Großes, einen alten, wehrlosen Mann zu nöthigen, sich in einen Wagen zu setzen, und ihn alsdann im Schutz einer bewaffneten Macht bei Nacht und Nebel hinweg zu führen? Aber als Zeichen der Zeit scheint mir der Vorgang von der größten Wichtigkeit. Den alten Erzbischof, einen Greis, der selbst in seinen kräftigsten Jahren in keiner Weise aus-

gezeichnet war, gilt es nicht; diesen hätte man, da seine Tage gezählt waren, ruhig auf seinem Stuhle sitzen lassen, und alle seine Umgriffe, alle seine Handlung leicht vereiteln und unschädlich machen können. Nein, es gilt den Papst, es gilt die katholische Kirche. Eben deswegen darf man behaupten, daß Preußen in dieser Sache, die ich in dem angegebenen Zweck als eine große Sache ansehe, nicht allein stehe. Preußen handelt im Namen und Auftrage des gesammten Europa's, wenigstens des gesammten teutschen Bundes. Jedes Falles ist es einverstanden mit Österreich. Die Fürsten Europa's müssen es wohl erkannt haben allzumal, daß man in der Freude über die Bezwingung Napoleon's zu nachgiebig, zu unvorsichtig gegen den Papst gewesen. Die wachsenden Anmaßungen desselben, die großen Vorkehrungen zu neuen, von welchen Mönche und Jesuiten Zeugnisse geben, haben ohne Zweifel den Fürsten die Augen geöffnet, oder vielmehr, sie haben den Fürsten fühlbar gemacht, daß es Zeit sei, einzuschreiten und die Gefahr, die Allen droht, für immer abzuwenden. Preußen hat nur die Ehre erhalten, zuerst Hand ans Werk zu legen, theils weil es die größte protestantische Macht in Teutschland ist, theils weil ihm die erste Gelegenheit dargeboten wurde, die Rechte der weltlichen Gewalt zu wahren gegen die Anmaßungen der geistlichen Gewalt.“ „Ganz Recht,“ nahm ein Dritter das Wort. „Eine neue Reformation war längst Bedürfniß; jetzt ist sie vor der Thüre. Sie wird rasch sein, gründlich, allgemein, aber auch die letzte. Fortan wird die Knechtschaft des Geistes aufhören in allen Ländern, bei allen Völkern. Und dafür sei Gott gedankt.“

Ich hatte mich bei diesem Gespräche, aus welchem ich nur

die Hauptgedanken niedergeschrieben habe, vollkommen ruhig verhalten, und einfältiglich in die Freude hinein geschauet und einfältiglich in die Weisheit. Denn auch auf mich hatte die Verhaftung des alten Erzbischofs einen nachhaltigen Eindruck gemacht, einen heiteren keineswegs, aber auch keinen besonders schmerzlichen. Sie hatte mich in jene Stimmung versetzt, welche besonnenen Menschen gar wohl bekannt ist, in jene Stimmung, in welche wir zu gerathen pflegen, wenn Etwas an sich Kleinliches geschieht, das aus Großem hervorgegangen und auf Großes gerichtet zu sein behauptet, ohne daß wir die Ursache und den Zweck zu begreifen vermögen. Wir pflegen alsdann wie verblüfft vor der wunderlichen Erscheinung stehen zu bleiben. „Wenn wir nicht klar sehen, sollen wir keine Farben beschreiben, und von Niemandem behaupten, daß er auf dem rechten Wege sei, wenn wir nicht wissen, wohin er will.“ Diese Regel eines weisen Mannes hatte ich bisher befolgt und ein tiefes Schweigen beobachtet. Jetzt ward ich um meine Meinung gefragt. Ehe ich aber zu antworten vermochte, fiel ein Anderer ein: „Erlauben Sie zuvörderst noch eine Bemerkung, die mir so eben durch den Kopf geht. Erstaunlich klug sind diese Preußen, das muß wahr sein. Die katholische Kirche und das Haupt dieser Kirche, der Papst, werden Nichts wagen gegen ein so derbes Auftreten der preußischen Regierung; erstaunt und erschreckt werden Beide ohne Widerspruch und Einrede ertragen, was geschehen, und ferner geschehen lassen, was ferner geschehen wird und geschehen muß, wenn die Hinwegführung des Erzbischofs nicht als ein lächerliches Bramarbasiren erscheinen soll. Beide, Kirche und Papst, das wußte die preußische Regierung recht

gut, sind zu ohnmächtig. Die Kirche hat ihre Mittel längst verbraucht; ihre Pfeile sind verschossen; der Köcher ist leer. Von dem Haupte ist der Schein der Heiligkeit längst verschwunden; der päpstliche Sitz, sonst der apostolische Stuhl genannt, nicht (mit einem freundlichen satirischen Lächeln gegen mich) aus gemeinem Stoffe erbauet, ist zu einem gemeinen Stuhl geworden, und zeigt daher Nichts mehr, als ein morsches Gestell, mit verblichenem Sammet überzogen. Einen Bundesgenossen aber hätte der Erzbischof Clemens August noch finden mögen, wenn man nicht zeitig und geschickt vorgebaut hätte. Voß war grämlich vor Alter und Kampf, als er das bekannte Wort wiederholte, daß Pfaffenthum und Junkerthum immer Hand in Hand gegangen seien; dennoch hatte er vollkommen Recht. Der Adel macht sich vielleicht nicht allzuviel aus der Kirche, aber er fürchtet, und gleichfalls mit Recht, daß er mit der Kirche fallen möge, weil kaum zu glauben ist, daß man seine Vorrechte schonen werde, wenn man die Rechte der Kirche aufgehoben hat. Nun bildet aber gerade der Adel in Westphalen eine so scharfe, strenge und starke Gemeinschaft, wie kaum der Adel in irgend einem anderen Lande; er ist durchdrungen und beseelt von dem bittersten aristokratischen Geiste. Er haßt jede Neuerung und hält mit Ingrimm die Erinnerung an alle Vorrechte fest, welche ihm seit einem Menschen-Alter genommen oder abhanden gekommen sind. Der Erzbischof Clemens August von Cöln gehört zu diesem westphälischen Adel. Es war daher allerdings zu fürchten, daß derselbe an dem Adel, seinen Standes-Genossen, einen hartnäckigen, zähen und intriganten Bundesgenossen finden würde; und da der gesammte Adel Teutsch-

lands, durch die Kette, durch Verwandtschaft, durch alte Erinnerungen, durch Vorurtheile und Dünkel, ja, da der gesammte Adel der europäischen Welt, durch dieselben Bande an einander geknüpft, fest zusammen hält, und gegen die Völker eine heimlich wühlende Macht bildet: so war ein solcher Bundesgenosse nicht gering zu achten. Und diesen Bundesgenossen hat man, mit gewohnter Klugheit, dem alten starrköpfigen Priester zu entziehen gewußt, und eben dadurch hat man ihn mit seinen veralteten Ansprüchen einsam in die Luft gestellt, ohne Hülfe und ohne Theilnahme. Als die preußische Regierung vor einiger Zeit dem westphälischen Adel wunderliche Corporationsrechte, Majorate zu stiften und andere Privilegien auszuüben, zugestand: da schüttelten viele Menschen, die früher mit Vertrauen und Hoffnung zu Preußen hingeblickt hatten, bedenklich die Köpfe. Sie sahen in jenen Zugeständnissen eine starke Abweichung von den Grundsätzen, welchen Preußen, seit 1807, seine Wiedergeburt verdankt; sie sahen in denselben offenbare Rückschritte zu einer Zeit hin, welche, weil sie vergangen ist, nimmer wieder hergestellt werden kann, und darum etwas durchaus Eitles, Verkehrtes und Verderbliches; sie sahen in ihnen den klarsten Beweis von der gänzlichen Verkennung des Geistes, der unsere Zeit bewegt und gestaltet. Jetzt ist Alles klar. Man hat den Adel von der Kirche, das Junkerthum von den Pfaffenthum zu trennen beabsichtigt. Man hat dem Adel zeigen wollen, daß sein Interesse nicht zusammenhängt mit dem Interesse der katholischen Kirche, und daß man ihn wohl begünstigen könne, wenn man auch die Kirche wegen ihrer Anmaßungen bekämpfen

müsse. Ich finde dieses Verfahren bewundernswürdig wohl berechnet."

Über diese Bemerkung ward hin und her gesprochen. Sie blieb nicht ohne Beifall und nicht ohne Widerspruch. Ich selbst beobachtete für und für mein früheres Schweigen. Jetzt aber drang man von Neuem mit Ernst in mich, daß ich auch meine Meinung sagen sollte, und verlangte mit Scherzen, daß ich mich als guter Protestant über die Verhaftung des alten Priesters freuen sollte. Da ich nicht ausweichen konnte, so sprach ich mich ungefähr in folgender Weise aus, jedoch nicht in zusammenhängender Rede, sondern in einzelnen Äußerungen auf hinein geworfene Fragen und noch lebhaftere Unterbrechungen, die sich aus meinen Äußerungen von selbst ergeben.

Eine Meinung über den Vorgang habe ich noch gar nicht und zur Freude über denselben fühle ich mich wirklich nicht gestimmt; ich hoffe indeß, sie wird noch kommen, die Freude, wenn auch nicht eben über die Verhaftung des alten Mannes.

Es mag sein, daß die Verhaftung nothwendig, daß sie verschuldet gewesen; bis jetzt aber vermag ich die Nothwendigkeit nicht zu erkennen, und die Schuld nicht zu würdigen. Ich stehe nur fest auf historischem Boden, und bin mit meiner Philosophie zu Ende, wo mir der historische Boden fehlt. Und hier finde ich noch keinen historischen Grund. Ich lasse, wie Herodot, Jedem den Glauben, den er über geschichtliche Ereignisse gefaßt hat, oder zu fassen geneigt ist, und will ihn Niemandem verkümmern; ich selbst aber will in geschichtlichen Dingen nicht glauben, sondern erken-

nen und wissen. Was ich nicht wissen kann, lass' ich als ungewiß auf sich beruhen, bis es sich etwa besser aufklärt.

Ich will nicht in Abrede stellen, daß der Vorgang nur gute Folgen haben werde. Darüber werden wir in späteren Tagen mit mehr Sicherheit sprechen können. Treten sie wirklich ein, diese guten Folgen, so werde ich mich herzlich freuen, und doch gewiß nicht bereuen, daß ich mich über die Verhaftung eines alten Mannes nicht gefreuet habe. Vorauszusehen aber vermag ich diese Folgen nicht. Der Historiker ist allerdings ein Prophet, aber, nach Friedrich Schlegel's Ausdruck, ein umgekehrter. Er bauet sich die Zukunft nicht nach seinen Wünschen und Lüsten, auch nicht aus den luftigen Strahlen allgemeiner Ideen; nein, er wendet seinen Blick rückwärts, schauet scharf in die Zeiten, die hinter uns liegen, und sucht aus der Entwickelung der Vergangenheit die Gestaltung der Gegenwart zu begreifen; aus der Erkenntniß von Beidem aber, von der Vergangenheit und der Gegenwart, mag ihm dann wohl auch eine Vermuthung über die Zeit vergönnt sein, die kommen wird, so wie Demjenigen, der den Quell eines Stromes kennt und die Richtung, in welcher er bis zu einem gewissen Punkte gelangt ist, eine Vermuthung über die Richtung zusteht, in welcher er den Weg zum Meere nehmen wird, und diese Vermuthung dürfte einiger Maßen begründet erscheinen, zumal wenn Derselbe hoch genug steht, um den Zug der Gebirge auch einiger Maßen übersehen zu können.

Wie? Ob ich denn den Zug der Gebirge, welche den Strom des Lebens fortan hierhin drängen mögen und dorthin, auch aus der Geschichte zu übersehen vermöge? — Freilich, auch

aus der Geschichte, oder gar nicht; auch aus der Geschichte, aus der Erkenntniß der Vergangenheit und der Gegenwart, versteht sich, so weit er von dem Menschen, dem Geschöpfe von gestern, überhaupt zu erkennen ist. Die Gebirge, die den Strom bald einzuengen, bald in eine andere Richtung zu drängen drohen, sind die Irrthümer und Verkehrtheiten, welche, aus früheren Tagen stammend und von Geschlecht zu Geschlecht theils festgehalten, theils verändert, ersetzt und vermehrt, noch vorhanden sind unter den Menschen; es sind der Aberglaube, der Wahn, die Vorurtheile jeglicher Art; es sind die Leidenschaften und eiteln Bestrebungen der Menschen, das Trachten nach Ehre, Ruhm, Reichthum, Glanz, Hoheit und Gewalt, und wie alle die Herrlichkeiten dieser Erde heißen mögen, welche die Menschen gelockt, gereizt, gekitzelt haben von Alters her bis diesen Tag. Alle diese Dinge laufen in allen Richtungen durch einander, verschlingen sich in einander und verwirren sich zu einem unauflösbaren Knäuel, schauderhaft für das Auge des Beobachters. Aber sie haben keinen Kern, kein inneres Leben. Sie sind aus Vergänglichem gemacht und gehören dem Vergänglichen an. Sie wechseln mit den Personen, deren Zwecke und Mittel immer dieselben sind. Es sind lauter Verneinungen, die nur Bedeutung haben im Kampfe wider einander, in welchem sie sich vernichten und erzeugen. Vor dem Positiven, dem Ewigen, der Wahrheit vermögen sie nicht zu bestehen. Der Geist der Menschheit hat sie stets zur Seite geschoben, diese hohlen Höhen, die nur vor dem blöden Blicke das Ansehen von Gebirgen haben, und derselbe Geist wird sie zur Seite schieben oder zertrümmern jetzt und in der Zukunft. Die In-

telligenz, die Gesinnung, das Bedürfniß der Völker wird sie durchbrechen, und die ewige Waltung wird die Bahn zeigen.

Freilich heißt das allgemein gesprochen, aber Orakelsprüche sind es nicht, wenigstens nicht für Den, der die Intelligenz, die Gesinnung und das Bedürfniß der Gesammtheit der Völker in der Gegenwart aus der Geschichte erkannt hat. Beschreibungen sind unmöglich; ich müßte die Geschichte der Gesammtheit der Völker erzählen, und das würde in einem Gespräche nicht wohl thunlich sein. Die Richtung ist unverkennbar; wo der Durchbruch geschehen soll, überlasse ich der ewigen Waltung. Es ist ein Irrthum, daß die Richtung auch die Stelle des Durchbruches bezeichnen müsse. Wenn der Fluß, aus Osten kommend, sich plötzlich, um der Felsecke auszuweichen, scharf gegen Norden wendet, so folgt nicht, daß er sich nach Mitternacht ergießen werde; er mag leicht und bald seine alte Richtung wieder finden.

Es ist wahr, ich spreche immer nur von der Richtung des Stromes der Zeit, welchen die Entwickelung des Lebens der Menschheit bildet, und nie von dem Ziele desselben; nur von den Bestrebungen, nicht von Dem, was erreicht werden wird. Es ist auch natürlich genug, daß man gern wissen möchte, was aus der Arbeit werden wird, mit welcher wir Menschen beschäftigt sehen, wie und wo und wann der Lauf sich endigen wird, der schon seit Jahrtausenden gedauert hat. Man sollte aber einen Historiker weder im Ernst noch im Scherz nach dem Ende fragen, und nicht von ihm Auskunft über die Gränzen und die Natur des Oceans begehren, in welchen sich der Strom des Menschen-Lebens einst ergießen wird. Die Ausdrücke Strom, Ocean, Gebirge, und

welche andere bisher gebraucht sein mögen, sind bildliche Ausdrücke, die nur geistig zu verstehen sind und nur dienen sollen, das Verständniß zu erleichtern, nur dienen sollen, um alles Einzelne, das durch Raum und Zeit weit aus einander liegt, als ein Ganzes zur Anschauung zu bringen. Der Historiker beschäftigt sich lediglich mit der Vergangenheit, die bis zu dem gegenwärtigen Augenblicke geht. Wenn er von der Zukunft redet, so spricht er nur, wie schon gesagt wurde, aus der Vergangenheit eine bescheidene Vermuthung aus. Apokalyptische Visionen bleiben ihm fern. Und wie sollte er das Ende zu erkennen sich anmaßen, da er nicht ein Mal den Anfang zu erkennen vermag. Dieser tritt aus dem Unendlichen heraus, jenes liegt im Unendlichen. Der Historiker, nur mit den Menschen verkehrend, die sich, denkend und empfindend, handelnd und leidend auf der wohlgerundeten Erde bewegt haben und noch bewegen, bleibt ehrfurchtsvoll vor dem heiligen Vorhange stehen, der seinem Auge den Anfang und das Ende verbirgt. Ihm ist es genug, theilnehmend unter den früheren Menschen-Geschlechtern zu wandeln, um das Leben derselben, ihr Ringen und Streben, ihre Tugenden und Laster, ihre Thaten und Leiden, ihren Jammer, ihren Trost und ihre Freuden verstehen zu lernen, und um daraus zu erkennen, welche Aufgabe dem gegenwärtigen Geschlechte, zu welchem er selbst gehört, gestellt ist. Man mag sich Auskunft holen bei den Philosophen. Sie wissen, nämlich ein Theil Derer, die sich Philosophen nennen, wie das Menschengeschlecht entstanden, wie der Funke des Geistes in demselben erglommen ist, und wie dieser Funke nach und nach zur Flamme geworden, die in ihnen selbst

die möglich höchste Höhe erreicht hat; und sie wissen dieses Alles, ohne das Leben des Menschengeschlechtes in seinen Erscheinungen studirt zu haben. Aber sie wissen eben deßwegen auch, wie der Ausgang sein wird und das Ende. Und je nach dem ihr Geist reich ist oder arm, ihr Charakter fest oder feig, ihr Herz edel oder gemein, lassen sie den Anfang schön erscheinen oder häßlich, den Ausgang vollkommen und herrlich, oder wirr und graus; lassen sie wohlwollende Götter das Leben der Menschen leiten oder unsaubere Geister.

Aber unser Gespräch hat eine wunderliche Wendung genommen. Wir haben den unglücklichen Erzbischof — lassen Sie das Wort nur hingehen; jeder Gefangene ist ein unglücklicher Mensch — ganz vergessen über all dieser Rederei. Wir sind von der Rheinbrücke ausgegangen, über welche der wohl beschützte Wagen mit dem alten Priester dahin rollte, und sind bis an's Ende der Tage gekommen. Es ist fast komisch, und doch wohl gut, daß wir uns von jenem Wagen entfernt haben. Und ich denke, wir kehren nicht zurück.

„Eine Frage," rief Einer der Freunde aus, „erlaube ich mir dennoch. Aus der Erkenntniß der Vergangenheit und der Gegenwart, sagen Sie, läßt sich „eine bescheidene Vermuthung" über die Zukunft gewinnen. Was vom Ganzen gilt, sollte doch auch vom Einzelnen gelten. Ergiebt sich denn nun gar keine Vermuthung über die Folgen, welche die Verhaftung des Erzbischofs haben, oder über die Art, wie diese Verhaftung auf die Zukunft einwirken wird?" Ich habe gesagt, antwortete ich: aus der Erkenntniß der Vergangenheit und der Gegenwart. An dieser

Erkenntniß aber fehlt es hier ganz und gar. Die Verhaftung ist bis jetzt eine vereinzelte Thatsache, von welcher wir um so weniger die Wirkungen zu berechnen vermögen, je weniger uns die Ursachen bekannt sind. Sie kommt mir vor, wie eine Feuerkugel, die wir in der Luft in demselben Moment erblicken, in welchem sie zerplatzet; wie ein Sprudel, der sich plötzlich vor unsern Füßen aus dem Boden erhebt und in demselben Augenblick in sich selbst zurücksinkt. — Allerdings hat die Erklärung der preußischen Regierung die Rechtfertigung der Verhaftung des Erzbischofs beabsichtigt. Aber diese Rechtfertigung sieht einer Anklage nicht ungleich, und gleichzeitig mit derselben fällt die Verhaftung. Ein Bekenntniß der Schuld liegt nicht vor. Nun bin ich zwar weit entfernt, die Wahrheit der Angaben in jener Erklärung irgendwie in Zweifel zu ziehen; weit entfernt also auch, zu zweifeln, daß die preußische Regierung den Erzbischof eines treulosen Wortbruches für schuldig gehalten hat. Daraus aber folgt nicht, daß der Erzbischof sich selbst auch des Wortbruches für schuldig halte. Wie oft sind nicht bei Verträgen Mißverständnisse über Ausdrücke und Worte entstanden, weil sie auf dieser Seite anders gedeutet wurden als auf jener. Ich will nur, weil es mir gerade einfällt, an den berühmten Vertrag erinnern, durch welchen die freie Schifffahrt auf dem Rheine festgesetzt wurde, jusqu' à la mer. Die betheiligten Regierungen hatten verstanden: „bis in das Meer hinein;" die niederländische Regierung wollte gemeint haben: „bis an das Meer," aber nicht hinein. Wer mag nun behaupten, die niederländische Regierung habe im Augenblicke des Abschlusses auch gemeint: bis in das Meer hinein, und habe erst ex-post arglistig

und treulos dem Worte die falsche Deutung gegeben? Und wie viele andere Fragen erheben sich noch, auf die ich jedoch gar nicht hinweisen will.

Ob ähnliche Vorgänge häufig in der Geschichte vorkommen? O, ja. Viele Bischöfe, Erzbischöfe, selbst Päpste sind von nicht-katholischen Kaisern und Königen, in früheren Tagen, und auch von katholischen, vertrieben von ihren Sitzen, ins Elend geschickt, ins Gefängniß geworfen und auf andere Weise verfolgt und mißhandelt worden. Aber ich liebe in der Geschichte weder Parallelen noch Analogieen; die Zeiten und Verhältnisse, in welchen jene Auftritte sich ereigneten, liegen in so ferner Vergangenheit, und waren von unserer Zeit und unseren Verhältnissen so durchaus verschieden, daß es gerechten Tadel verdienen würde, wenn man dieselben mit dem Vorgange in Cöln irgendwie vergleichen wollte. Die letzte Gefangennehmung eines katholischen Bischofs ist ohne Zweifel die Gefangennehmung des Papstes Pius VII. durch Napoleon gewesen. Wie nahe uns aber auch dieses Ereigniß liegen mag: eine Vergleichung wird kein Besonnener zu machen wagen. Zweierlei jedoch will ich bemerken. Erstens. Ein katholischer Bischof wiegt vielleicht, wie Sie meinen, jetzt nicht mehr so schwer, als in früheren Tagen; wenn man aber glauben wollte, ein protestantischer General-Superintendent, ein theologischer Professor, oder ein Pfarrer würde ihm das Gleichgewicht halten, so würde man sich doch wohl schwer irren. Man kann ein Dutzend von den Letzten in die andere Wagschaale legen, und ich fürchte, sie werden Alle in die Höhe geschnellt werden. Der Grund ist, daß die protestantischen Geistlichen allein stehen, und im besten Falle ihren

Sprengel, ihre Gemeinden, ihre Auditorien zur Seite haben, das Gewicht des katholischen Bischofs aber — auch im besten Falle — durch die ganze katholische Welt verstärkt werden mag. Zweitens. Wenn zwei Parteien neben einander oder wider einander stehen, sei es in politischen, sei es in kirchlichen Dingen, so erzeugen Actionen auf der einen Seite beständig Reactionen auf der anderen; diese bleiben nicht ohne Erwiderungen; auf die Erwiderung folgt die Antwort; und so pflegt eine unglückselige Wechselwirkung zu entstehen, deren Ende gar weit vom Anfang entfernt ist; eine Verwirrung, welche durch Leidenschaften aller Art genährt und gepflegt, zuletzt jede Auflösung unmöglich macht, und nur durch neue Ereignisse, die dem Streite ganz fremd sind, nur durch große Erschütterungen, die beide Theile trifft, zerrissen werden kann.

„Gott bewahre uns vor solchen Dingen," rief Einer der Freunde aus. Amen, erwiderte ich. „Sie malen ins Schwarze," fuhr er fort. „Ihre Geschichte ist eine heillose Prophetin. Aber dieses Mal wird sie zuverlässig zur Lügnerin. In sechs Wochen, in zwei Mal sechs Wochen wird Alles vorüber und vergessen sein, und die gute Sache hat obgesiegt. Verlassen Sie sich darauf." Aber meine Geschichte, sagte ich, hat ja alle Prophezeiung abgelehnt, und ich selbst habe ja jegliches Urtheil über Das, was bis jetzt vorliegt, verweigert. „Gleichviel," war die Antwort. „Ihr Schweigen zuerst und Ihre Worte hernach beweisen, daß Sie keineswegs in so heiterer Stimmung sind, als wir übrigen ehrlichen Protestanten bei dem kraftvollen Auftreten des Protestantismus." In der That, wenn der Schein nicht trügt, so

glaube ich fast auch, daß Sie Recht haben. „Aber Sie haben doch gleichfalls im Anfange gesagt, daß Sie Ihre Freude über das Ereigniß hätten, oder doch haben würden; welchen Stoff zur Freude finden Sie denn noch in demselben?“ Hab' ich Das wirklich gesagt? „Freilich.“ Ich glaube, ich habe bedingungsweise gesprochen. „Nein, nein, gradezu. Welchen Stoff zur Freude finden Sie noch in dem Ereignisse?“ Nun, wenn es denn sein muß, so findet sich ja noch wohl das Eine oder das Andere.

Zuvörderst ist schon etwas sehr Erfreuliches, daß die preußische Regierung die Verhaftung des Erzbischofs nicht in aller Stille vorgenommen hat, wie so viele andere Verhaftungen Statt gefunden haben, sondern daß sie für nöthig gehalten, durch ihre Erklärung gleichsam Rechenschaft vor der Welt abzulegen über ihr Verfahren. Dadurch hat sie diesem Verfahren eine besondere Wichtigkeit zugestanden, und die Aufmerksamkeit der Welt auf dasselbe gelenkt, das Urtheil über dasselbe gereizt und geschärft. Das wird zu Untersuchungen und Forschungen führen über Recht und Unrecht, und die Wahrheit kann nur gewinnen. Aber sie hat auch durch jene Erklärung ihre Achtung vor dem Urtheile der Welt, vor der s. g. öffentlichen Meinung, ausgesprochen, und diese Achtung ist immer achtungswerth.

Zweitens ist es erfreulich, daß nunmehr in den öffentlichen Blättern, wie in den Gesellschaften, ein Mal von etwas Anderem die Rede sein wird, als von den s. g. materiellen Interessen, von Dampfschiffen und Eisenbahnen, Hochwegen und Brückenbauten, Staatspapieren und Actiencursen, Tabakshandel und Kartoffelbau, Pässen und Steckbriefen, oder, wenn es hoch kommt,

von Theaterdecorationen, Sängern und Tänzerinnen. Die veränderte Rede aber von Kirchen und kirchlichen Angelegenheiten, von den Rechten der kirchlichen und der weltlichen Gewalt, von den Dienern des Altars, gegenüber den Dienern des Thrones, wird bald den Menschen allgemein, den Regierenden wie den Regierten, fühlbar machen, daß das Leben nicht allein auf jenen materiellen Interessen steht, sondern daß die Menschen auch noch eine Seele haben, und ein Herz und Bedürfnisse des Herzens; sie wird ihnen fühlbar machen, daß es etwas Höheres giebt, als jene Interessen, etwas so Hohes, daß es weder mit Gelde aufgewogen, noch mit dem Bajonette erreicht oder mit dem Säbel geschlichtet werden kann; daß der Geist über den Befehlen steht und über der Macht, mit welcher die Befehle zur Ausführung gebracht werden. Das Verfahren der preußischen Regierung verbürgt Dieses. Was durch Befehl und Macht erreicht werden konnte, Das war erreicht. Daß aber noch nicht Alles erreicht war, daß es noch Etwas gab, was auf jenem Wege nicht erreicht werden konnte, das beweiset die Rechtfertigung, mit welcher sich die Regierung an die öffentliche Meinung gewandt hat.

Endlich freue ich mich zum Voraus herzlich darauf, daß man nun doch wohl den alten Maulwurf einfangen wird, der nun seit zwanzig Jahren überall Hügel aufgeworfen, den man auch eben so lange, unter dem Namen Demagogie oder revolutionäre Partei, mit Gabeln und mit Stangen überall verfolgt hat, in der Kammer und im Keller, ohne seiner irgendwo und irgendwie habhaft werden zu können. Jetzt aber, da dieser alte Maulwurf so frech gewesen ist, selbst unter dem Stuhl des Erzbischofs von Cöln

zu wühlen, jetzt wird man doch gewiß in dem nunmehr bekannten geheimen Gange desselben einen tüchtigen Topf so verständig und vorsichtig eingraben, daß das schleichende Ungeheuer nothwendig hineinstürzen muß, und daß wir dadurch von demselben erlöset werden für immer.

Und damit Gott befohlen!

Der Erzbischof Pyrker.

Das Gespräch, das der Hauptsache nach so eben mitgetheilt worden ist, rief mir einen Besuch in die Erinnerung, mit welchem ich etwa drei Monate vor der Verhaftung des Erzbischofs von Cöln beehrt worden war.

Ein Lohndiener aus einem hiesigen Gasthause trat in mein Zimmer und meldete mir den Besuch „eines großen Herrn aus Ungarn" an. Ich befand mich noch in meinem gewöhnlichen Arbeitskleide, einem Mitteldinge zwischen einem Schlafrocke und einem modischen Überrocke, obgleich es schon nach Mittage war; den Namen des Herrn wußte der Diener nicht. „Nach einer Stunde," sagte ich, „oder einer halben, wird mir der Besuch viele Ehre sein; denn Sie sehen, ich muß zuvor Toilette machen, ehe ich einen großen Herrn empfangen kann." „Ach," antwortete der Diener, „sie waren schon auf der Treppe, und ich glaube, sie sind schon oben." Mit diesen Worten öffnete er die Thüre. Ich näherte mich, und sah nun auf dem Vorsaale zwei Herren, einen älteren von etwa sechzig, und einen jüngeren von etwa fünf und zwanzig Jahren. Der ältere Herr hatte ein geistreiches, fei-

nes, mildes Gesicht, das sogleich einen freundlichen Eindruck machte. Er war bekleidet mit einem einfachen braunen Überrock und mit einer schwarzen Weste. Bei einem Begegnen auf der Gasse würde ich ihn eher für einen wohlhabenden Landgeistlichen gehalten haben, als für einen großen Herrn aus Ungarn.

Ich ging ein Paar Schritte zurück und lud zum Eintreten ein. Bei'm Eintreten sagte der Fremde mit einer reinen und wohltönenden Stimme: „Ich bin der Erzbischof Pyrker von Erlau und komme" —

Bei diesen Worten konnte ich mich nicht halten. Ich bot dem Fremden meine Hand mit den Worten dar: durch einen solchen Besuch wird mir eine hohe Ehre erwiesen; aber es ist mir auch eine wahrhaftig große Freude, daß mir vergönnt wird, dem edlen Sänger der heiligen Perlen, der Tunisias und der Rudolfias meine Bewunderung und meine tiefe Verehrung persönlich bezeugen und darbringen zu dürfen. Ehe ich aber ein Wort weiter zu sagen wage, muß ich eine Unwissenheit bekennen. Ich habe noch niemals die Ehre gehabt, mit einem Bischofe oder Erzbischofe zu sprechen, oder schriftlich zu verkehren. Daher bin ich in der That unbekannt mit den Curialien, und weiß nicht, ob man einen solchen Kirchen-Fürsten Hochwürdigst nennt, Gnaden, Eminenz oder wie."

Der Herr Erzbischof lächelte gar freundlich und antwortete, immer meine Hand in der seinigen haltend: „Ich bin im Carlsbade gewesen und reise nach dem Rheine. In Jena habe ich nur angehalten, um einen Wunsch in Erfüllung zu bringen, den ich längst gehegt habe, um nämlich den Schriftsteller, im Besondern

den Geschichtschreiber des teutschen Volkes, Heinrich Luden, von Angesicht zu Angesicht zu sehen und ihm meine Achtung zu bezeugen. Daher glaube ich, wir werden am Besten thun, als Gelehrte, als Männer und Menschen zu einander zu sprechen. Ich will Sie Herr Professor nennen; nennen Sie mich Herr Erzbischof, und wir können Beide, meine ich, recht wohl zufrieden sein."

Wenn Sie es so wollen und befehlen, Herr Erzbischof, erwiderte ich, so leiste ich dem Befehle sehr gern Gehorsam. Die Rede wird auch einfacher werden und zutraulicher; die Gedanken werden nicht verlieren, und die Gesinnung und die Gefühle werden dieselben bleiben.

Der Herr Erzbischof und ich setzten uns ins Sofa; der junge Mann nahm einen Stuhl. „Das ist Einer von unsern jungen Geistlichen," sagte der Erzbischof, „von welchen ich immer bald Diesen bald Jenen auf meinen Reisen mit mir zu nehmen pflege." Und nun begann ein Gespräch, das rasch von Statten ging, und zwei Stunden fortgelaufen war, als ich kaum den Verlauf von einer halben Stunde vermuthete. Sehr selten habe ich mich so angenehm unterhalten in meinem ganzen Leben. Wir sprachen über Mancherlei, Persönliches und Allgemeines; und sehr selten habe ich einen Mann mit solcher Unbefangenheit, Einfachheit, Offenheit und Wahrheit sprechen gehört, als mit welcher der Erzbischof sprach. Es war, als wären wir Freunde gewesen seit langer Zeit. Und immer fielen unsere Ansichten und Meinungen zusammen, ohne daß der Eine nöthig gehabt hätte, dem Andern nachzugeben. Von kirchlichen Dingen jedoch war die Rede nicht. Am Meisten sprachen wir über Geschichte, in welcher der Erzbi-

schof unverkennbar schöne Kenntnisse hat, und im Besondern über meine Geschichte des teutschen Volkes. Der Herr Erzbischof hob Einzelnes aus diesem Werke, anerkennend oder lobend, hervor; darunter auch die Charakteristik einiger Könige und Fürsten. Von meinen Päpsten aber sagte er Nichts. Deßwegen nahm ich mir die Freiheit, ein Mal zu fragen: Aber, Herr Erzbischof, ich hoffe, Sie werden doch auch mit einigen meiner Päpste zufrieden sein, z. B. mit meinem Gregor VII.? — „Freilich," erwiderte er. „Ich wünschte nur," setzte er sogleich abbrechend hinzu, „Sie wären mit dem ganzen Werke fertig. Wie weit gedenken Sie es denn fortzuführen?"

Ach Gott, antwortete ich, was soll ich sagen. Ich weiß nicht, wieweit meine Kräfte noch reichen, mein Muth noch vorhalten wird. Der zwölfte Band ist in diesem Augenblick unter der Presse; es steht Viel in einem Bande. Man ermüdet nach und nach. Meine Augen wollen das Lesen in den Folianten nicht mehr ertragen; und wenn man nicht mit Leichtigkeit lesen, oft nicht ohne die heftigsten Schmerzen lesen kann, so wird selbst das bloße Lesen eine große Anstrengung.

„Wie arbeiten Sie denn?" fragte der Erzbischof. „Sie haben doch wohl, nach der Historiker Weise, Excerpte aus den Quellen, Schriftstellern gemacht, und arbeiten Ihr Werk aus nach diesen Excerpten, so daß Sie, wenn Sie an das Schreiben kommen, nicht mehr zu lesen brauchen?"

In dieser Weise geht es bei mir nicht, war meine Antwort. Freilich habe ich Excerpte gemacht, aber nur zur Nachweisung, damit ich nichts Wesentliches übersehe, und wisse, wo

dasselbe zu finden ist. Nach Excerpten aber, die vor längerer Zeit gemacht worden sind, kann ich nicht arbeiten. Aus denselben hat sich, ich möchte sagen, der Geruch der Zeit, in welcher der Schriftsteller geschrieben hat, so wie die Eigenthümlichkeit des Schriftstellers selbst verloren. Die Worte, die Redensarten, die man abgerissen niedergeschrieben hat, zeigen, wie mir vorkommt, kein inneres Leben mehr, so wie ja auch wohl die Beweisstellen, welche ich selbst in den Anmerkungen habe abdrucken lassen, Nichts beweisen würden, wenn nicht der Text den Zusammenhang gäbe und den Noten ihre Bedeutung sicherte. Man sieht es, meine ich, den Excerpten nicht an, in welcher Zeit, von welcher Hand sie geschrieben worden sind. Sie stellen sich allgemein dar, und haben eben dadurch ihre Wichtigkeit eingebüßt. Deßwegen habe ich immer unmittelbar vor der Ausarbeitung eines Capitels die Schriftsteller, auf deren Zeugniß dasselbe gestellt werden sollte, von Neuem im Zusammenhange gelesen; oft auch während der Ausarbeitung, vor jeder einzelnen Begebenheit, und endlich noch ein Mal, wann ich das Capitel ausgearbeitet hatte, Theils um mich von der Richtigkeit der Darstellung zu überzeugen, Theils auch um die Noten zum Beweise oder zur Rechtfertigung hinzu zu fügen.

„Sie haben gewiß ganz Recht," sagte der Erzbischof. „Ich habe auch nie begreifen können, wie man Geschichte zu schreiben vermag nach Excerpten. Zum dichterischen Gebrauche sind einzelne Bemerkungen ohne Zweifel ausreichend, weil die Wahrheit der Dichtung ja eben in der Dichtung liegt; auch mögen sie genügen, wenn man Wahrheit und Dichtung mischen will, weil die

Dichtung eintritt, wo die Wahrheit versagt; aber für eine wahrhaft geschichtliche Darstellung, die uns das Leben zeichnen will, wie es gewesen ist, reichen sie nicht aus. Ich habe auch, so oft ich in den Fall gekommen bin, irgend Etwas rein geschichtlich auszuführen, die Quellen durchsucht und im Zusammenhange studirt, wenn ich gleich die Worte vor mir hatte, auf welche es eigentlich ankam. Um aber auf meine Frage zurück zu kommen, so haben Sie doch wohl ursprünglich den Gedanken gehabt, die Geschichte des teutschen Volkes bis auf die neueste Zeit fortzusetzen; und da es Ihnen noch keineswegs an Kräften zu fehlen scheint, da ich Ihnen Muth genug zutraue, und da Ihre Augen sich erholen können, und, so Gott will, erholen werden, so hoffe ich, Sie werden Ihrem ursprünglichen Vorsatz getreu bleiben?"

Meine Absicht, erwiderte ich, ist nie gewesen, die Geschichte so weit fortzuführen. In der Weise, in welcher ich geschrieben habe, möchte das auch für einen einzelnen Menschen eine Unmöglichkeit sein. Das Ziel, das ich zu erreichen wohl wünschen könnte, ist im Allgemeinen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, auf und ab, je nachdem der Stoff zurückhält oder vorwärts treibt. In die Zeit der Reformation hätte ich mich vielleicht noch vor zehn Jahren hinein gewagt; jetzt würde ich Bedenken tragen, selbst wenn ich schon in diesem Augenblick bis dahin mit meinem Werke vorgeschritten wäre.

„Und warum?" fragte der Erzbischof.

Die Geschichte einer Zeit großer Parteiungen, sagte ich, hat immer große Schwierigkeiten, weil in dem Gewirre der Leidenschaften, der gegenseitigen Beschuldigungen und Rechtfertigun-

gen die Wahrheit, um welche allein es dem Geschichtschreiber zu thun ist, nicht selten verloren geht. Die Schwierigkeiten verdoppeln und verdreifachen sich, wenn der Geschichtschreiber selbst noch in der Parteiung lebt, wenn auch nur in den Wirkungen derselben. Und wie leicht können die Wirkungen wieder Ursachen werden und neue Wirkungen erzeugen. Ein Partei-Schriftsteller mag ich als Geschichtschreiber nicht sein, und am Allerwenigsten in einer so großen Angelegenheit. Es war gewiß verzeihlich, ja es war natürlich, daß jede Partei, so lange der offene Kampf dauerte, im Rechte zu sein behauptete, und eben so natürlich, daß jede Partei, da keine die andere überwunden hat, zu behaupten fortfuhr, sie allein sei im Besitze der Wahrheit, und sie habe obsiegen sollen überall. Aber in solchen Behauptungen liegt die Wahrheit der Geschichte nicht. Wenn ich mir auch zutrauen möchte, es könnte mir gelingen, mich zu einer solchen Höhe zu erheben, und auf einer solchen Höhe zu erhalten, auf welcher mir alles Partei-Gewühl verschwände und die Wahrheit rein und lauter sich enthüllte: würde es mir auch gelingen, die erkannte Wahrheit in einer Sprache darzustellen, welche hüben und drüben verstanden würde und doch kein Ärgerniß gäbe? Um den Beifall der Menge habe ich nie gebuhlt, und ich rechne gar Manchen zu der Menge, der hoch erhaben über dieselbe zu sein wähnt; aber die Anerkennung der Denkenden und Verständigen in dieser Zeit und in der künftigen ist mir keineswegs gleichgültig, weil ohne diese Anerkennung meine Arbeit wie eine taube Frucht in die Welt hinaus geworfen würde. Nun gebe ich auch gern zu, daß die Zahl der Denkenden und Verständigen nicht eben klein sei. Sie

wissen Alle gar wohl, daß sich in unsern Tagen Niemand ein Verdienst daraus machen soll, daß er Katholik ist oder Protestant; sie wissen, daß hier der Zufall unserer Geburt, die Fügung der Vorsehung, entschieden hat. Wie viele aber giebt es wohl selbst unter ihnen, welche alle Eindrücke der Kindheit und Jugend aus ihrer Seele auszutilgen und alle Vorurtheile zu überwinden vermögen? Nein, ich möchte jene Geschichte nicht schreiben, wenn ich es auch vermöchte.

„Vielleicht haben Sie Recht," sagte der Erzbischof; „jedes Falles ist Ihr Verfahren, bei dieser Ansicht und dieser Gesinnung, das richtige. Aber," setzte er hinzu, „wir kommen zu weit. Ich muß aufbrechen. Mein Wunsch ist erfüllt. Ich habe Sie gesehen und gesprochen, und werde daher Jena sogleich verlassen. Sie und Ihr liebes Gesicht werde ich nie vergessen. Damit aber auch Sie ein freundliches Andenken an diese freundliche Stunde behalten, will ich Ihnen eine Medaille zusenden, welche auf die neue Kirche, die ich in Erlau habe erbauen lassen — (und von dieser Kirche hatten wir auch gesprochen) — geschlagen worden ist."

Ich sagte dem Scheidenden ähnliche Worte, wie der Augenblick sie eingab. Hierauf umarmten wir uns wie alte Freunde, und der Herr Erzbischof verließ mich unter gegenseitigen frommen Wünschen. Etwa zehn Minuten nachher brachte mir der Lohndiener die Medaille; und abermals zehn Minuten später stand ich auf dem Katheder, um eine Vorlesung zu halten. Nach der Beendigung des Collegiums begab ich mich sogleich in den Gasthof, um dem Herrn Erzbischof meine Aufwartung zu machen und noch

ein Mal eine glückliche Reise zu wünschen. Der Erzbischof war aber schon vor länger als einer Stunde abgereist. — —

Im Laufe des Gesprächs hatte ich bemerkt, daß ich das Jahr zuvor (1836) auch am Rheine gewesen wäre; ich hätte nach Holland zu reisen gedacht, hätte aber, im Monate September, so anhaltend schlechtes Wetter gehabt, daß ich Bedenken getragen, mich in das Nebelland hinein zu wagen; deßwegen wäre ich in Cöln umgekehrt und den Rhein wieder hinauf gereist. „Bis Cöln gedenke ich auch zu gehen," sagte der Erzbischof. „Und auch wohl bloß zur Erholung?" fragte ich, freilich ein wenig naiv. „Ja," antwortete der Erzbischof. „Ich bin meiner Gesundheit wegen im Bade gewesen, und will nun den Rhein, den ich noch nicht gesehen habe, hinauf reisen. Alsdann gedenke ich über die Berge nach Venedig zu gehen. Hier bin ich zehn Jahr Patriarch gewesen und habe eine wahre Sehnsucht, meine alte liebe Gemeinde ein Mal wieder zu begrüßen. Über Triest werde ich endlich ins Vaterland zurückkehren."

Ich gestehe, daß es mir ein wenig auffiel, daß ein Erzbischof eine so große Reise lediglich zur Erholung oder, wie ich das Jahr zuvor die Reise nach dem Rhein, zum Vergnügen machen wollte; und ich sah in der Antwort eigentlich nur eine billige Zurückweisung meiner Frage. Späterhin berichteten die Zeitungen wiederholt über den Erzbischof Pyrker. Ich erfuhr aus diesen Berichten, daß derselbe in München gewesen, aber ich habe nicht gelesen, daß er durch die Schweiz oder durch Tyrol gegangen sei, und auch nicht, daß er sich zu Venedig befunden habe. Indeß ist

möglich, daß mir solche Nachrichten entgangen sind. Nach der Verhaftung des Erzbischofs von Cöln ging mir sogleich der Gedanke durch den Kopf, ob nicht vielleicht der Erzbischof von Erlau eine Mission an jenen Prälaten gehabt habe? Es wurde mir schwer anzunehmen, daß Pyrker's Reise gar nicht in Verbindung gestanden habe mit den Verwickelungen, in welchen der Erzbischof von Cöln schon damals, wie sich jetzt zeigte, befangen war, und mancherlei Conjecturen stiegen in mir auf.

Die s. g. Allocution des Papstes (12. Decemb. 1837).

Etwa einen Monat nach der Verhaftung des Erzbischofs von Cöln traf die s. g. erste „Allocution des Papstes" bei uns ein. Dieses Manifest konnte mich nicht überraschen, aber es überraschte Diejenigen, welche die überspannte Hoffnung gehegt hatten, der Papst würde, erschreckt durch das entschlossene Verfahren der preußischen Regierung, nur als Bittender auftreten, das Schifflein Petri werde alsobald die Segel streichen. Man erholte sich jedoch bald von dem ersten Eindruck; ja, man gab sich das Ansehen, diese Allocution als ein günstiges Ereigniß zu betrachten. Nunmehr, behauptete man, sei Preußen in die Nothwendigkeit versetzt, weiter zu gehen. „Die königliche Thesis" müsse nunmehr nothgedrungen vertheidigt werden, und sie könne nur vertheidigt werden mit Argumenten, welche auf dieselbe Weise in die Welt hinein gestellt würden, wie die Thesis selbst. Jetzt müsse Rom sich beugen oder brechen. Ein Drittes gebe es nicht; Aussöhnung sei unmöglich. Dabei wurden allerlei Entwürfe gemacht, um die Katholiken unterzubringen, die zum Theil auch in den öffentlichen Blättern besprochen wurden. Im Besondern schien

der Plan leicht ausführbar, alle teutsche Katholiken von Rom loszureißen, und zu einer freien teutsch-katholischen Kirche etwa unter einem Patriarchen zu vereinigen, welcher alsdann ohne Zweifel wieder unter den Regierungen aller teutschen Länder stehen sollte, in welchen Katholiken leben. Denn man dürfe nur den Cölibat aufheben, so würden die sämmtlichen katholischen Geistlichen sogleich dem päpstlichen Stuhle den Rücken zuwenden, und die Gemeinden würden zuverlässig den Geistlichen folgen. An der Heirathslustigkeit der katholischen Geistlichen aber sei gar nicht zu zweifeln.

Inzwischen ist ein Jahr verlaufen und mehr als ein Jahr. Der Tag des Heiles aber ist noch nicht gekommen. Selbst eine Morgenröthe verkündigt noch nicht die Annäherung desselben. Vielmehr sieht der Himmel trüber aus, als zuvor, und meine Freunde, Anfangs so beredt, fangen an, zu verstummen. Dagegen ist Teutschland mit einer Sündfluth von fliegenden Partei-Schriften und von Aufsätzen in den Tagesblättern jeglicher Art und jeglicher Farbe überschwemmt worden, und erst in den letzten Monaten hat die schriftstellerische Thätigkeit in dieser Sache nachgelassen, wahrscheinlich weil die Buchhändler den Markt schon überfüllt sahen und keinen Absatz der losen Waare mehr zu hoffen wagten. Denn eine lose Waare darf man und muß man den größten Theil dieser Schriften nennen, ja man darf sie alle so nennen mit etwa drei Ausnahmen oder vier. Und auch Diejenigen, die sich das Ansehen vollkommener Unparteilichkeit geben, laufen neben dem Wege der Wahrheit her, und berühren denselben nur, wenn sie ihn kreuzen, um auf der anderen Seite den

Pfad des Irrthums fortzusetzen. Der fromme Eifer beweiset allerdings hier und dort, daß der Wille gut gewesen, die Absicht rein; aber die Pfeile, von diesem Eifer abgeschossen, treffen niemals das Ziel, sondern fallen vor demselben zur Erde oder fliegen über dasselbe weit hinaus. Es ist ein trostloses Treiben.

Im Besondern machen die Schriften, welche von Protestanten erschienen sind, weniger um den Protestantismus zu erheben oder zu verherrlichen, als um den Schriften von katholischer Seite entgegen zu treten, damit dieselben nicht ohne Antwort bleiben, einen sehr schmerzlichen Eindruck: sie erregen Unwillen und Zorn. Ich übergehe die Schriften, die aus unwürdigen Händen hervorgegangen sind. Sie stammen von Menschen, die stets nach allen Seiten spähen, um irgend einen Gegenstand aufzufinden, an welchem sie ihre schmutzige Feder versuchen können. Sie schreiben, um zu schreiben; sie schreiben über Alles, weil sie nirgends fehlen wollen, wo sich einiger Verdienst darbietet. Heiliges und Gemeines gilt ihnen gleich. Rohe Witze dienen ihnen zum Deckmantel ihrer Unwissenheit; schamlose Grobheit muß die Stelle der Gründe vertreten, und wenn die Sache von ihren faulen Lanzen nicht getroffen werden kann, so richten sie dieselben gegen Personen und merken es kaum, daß der morsche Schaft in ihrer Hand zerbrochen ist, ehe sie geworfen haben. Diese „Lumpenhunde," wie Göthe das Geschlecht nennt, muß man dulden, wie sehr ihr heiseres Bellen auch unsere Ohren zerreißen mag. Aber auch die besseren Schriftsteller in dieser Angelegenheit haben weder begeistert noch beruhigt. Sie halten sich in einer heillosen Halbheit, in einer wirren Schwebelei; sie hinken auf beiden Seiten für und

für und bekommen nimmer einen festen Stand. Sie scheinen die Sache verloren zu geben, für welche sie auftreten, und nur aus Scham auf dem sicheren Kampfplatze zu bleiben.

Die Reformation war ein Werk der Noth. Sie ging hervor aus dem Widerspruche, der entstanden war zwischen dem religiösen Gefühl, welches unaustilgbar in der menschlichen Brust lebt, und dem kirchlichen Dogma, zwischen der Sehnsucht des Herzens und den kirchlichen Ceremonien, zwischen dem freien Gedanken und der kirchlichen Zucht. Sie war ein Werk des Menschen-Geistes in seinem Ringen nach Entwickelung; sie war eine große Offenbarung Gottes in seiner ewigen Waltung. Sie hatte ein Recht einzutreten, weil sie nothwendig war bei den Zuständen des Lebens; sie hatte ein Recht fortzubestehen, weil sie nothwendig war unter den bestehenden Zuständen des Lebens. Wohl mag der Wunsch verzeihlich erscheinen, die Reformation möchte nicht nothwendig geworden sein, aber nur ein Thor, jenen Thoren gleich, die in ihrem Herzen sprechen, es ist kein Gott, könnte den Wunsch fassen, die Reformation möchte nicht Statt gefunden haben, nachdem sie nothwendig geworden war. Sie war ein unermeßlicher Fortschritt des Geistes und hat unermeßliche Fortschritte vorbereitet, möglich, ja nothwendig gemacht. Auch hat sie ihre Wirkungen selbst auf Diejenigen geltend gemacht, welche der alten Kirche getreu geblieben sind.

Ein Glück aber darf man es nennen, daß sie, die Reformation, nicht vollendet worden. Dasselbe Bedürfniß des Geistes, das Bedürfniß freier, unendlicher Entwickelung, das die Reformation hervor gerufen, hat ihr Einhalt geboten. Das Zeitalter war nicht

reif für eine allgemeine Reformation; die Reformation mußte in demselben zur Revolution entarten. Irdische Dinge mögen mit irdischen Waffen entschieden und selbst mit brutaler Gewalt geordnet, geistige Dinge hingegen dürfen nur auf geistige Weise verhandelt und nur mit dem Schwerte des Geistes entschieden werden. Für diesen Weg aber fehlte es an der nöthigen Bildung. In der überlieferten Rohheit verließ man bald auf beiden Seiten den Weg des Geistes und gerieth in eine wilde Leidenschaftlichkeit, in welcher das Auge erblindete, der Verstand verstockt, das Herz verhärtet wurde. Man rief die weltlichen Gewalten auf, und überließ eben dadurch die Entscheidung über das Heilige, über die Wahrheit, den Waffen, dem Feuer und dem Schwerte wilder Soldaten, welche für diese Sache kämpften oder für jene, je nachdem sie hier oder dort besser bezahlt wurden oder bessere Aussichten erhielten auf Raub und Beute. Eine schauderhafte Verwilderung war die nothwendige Folge dieser sündhaften Vermischung des Heiligen mit dem Gemeinen, ja dieser Unterordnung des Heiligen unter das Gemeine. Hätte bei einem solchen Zustand der Dinge eine Partei eine vollkommene Überlegenheit erhalten und den Sieg entschieden an sich gerissen: so wäre, was gewonnen war, unrettbar verloren gegangen, und die Reformation wäre nicht nur vergeblich eingetreten, sondern zu unermeßlichem Verderben. Wäre der Sieg den katholischen Mächten geblieben, so würde die alte Kirche, in der Entscheidung ein Gottes-Urtheil erblickend, gewiß nicht versäumt haben, zu ihrer alten Starrheit zurück zu kehren, und durch neue oder vermehrte Glaubens-Gerichte jeder freien Regung des Geistes zuvorzukommen, oder, wenn dieses mißlun-

gen, furchtbare Strafen zu verhängen. Auch hätte wohl die Druckpresse ihre Bedeutung verloren, und Wissenschaft und Bildung ständen vielleicht wieder, wo sie in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts gestanden hatten. Wäre es aber den Protestanten gelungen, obzusiegen: so würden die Sieger nicht nur den alten heiligen Stuhl in Rom zusammen gebrochen, sondern sie würden sich auch nicht enthalten haben, ihre Hand verwegen an Alles zu legen, was den Vätern ehrwürdig gewesen, was ihnen Trost gewährt hatte und Beruhigung selbst in der letzten Stunde. Und alsdann: was würde weiter geschehen sein? Wer mag es sagen? wer wagt es zu denken? Die Trennung der Protestanten aber, die arge Parteiung, die schon in den ersten Menschen-Altern nach Luthers Auftritt entstanden war, erregt keine freudige Ahnungen, und die Massen von Secten, welche wie wilde Reiser aus der Wurzel des Protestantismus üppig hervorgeschossen sind, geben Grund genug zu ernsten Besorgnissen. Auch vermögen die beständigen Streitigkeiten der protestantischen Theologen, mit welcher Gelehrsamkeit und Wissenschaft sie auch geführt werden, diese Besorgnisse keinesweges zu zerstreuen; vielmehr scheinen auch sie das Zerfallen des Protestantismus zu fördern. Denn den gelehrten Theologen folgen die praktischen, und den Pfarrern folgen die Mitglieder der Gemeinden. Es hätte daher wohl geschehen können, daß, wenn der Protestantismus, so wie er sich entweder durch seine eigene Natur, oder durch den Kampf mit der alten Kirche, oder auch durch das Einmischen der weltlichen Gewalten, gewendet und gestaltet hatte, zur entschiedenen Übermacht gekommen wäre, die christliche Welt in religiöser Beziehung schon längst

gänzlich aufgelöst sein würde. Und in diesem Falle möchte noch immer viel Christliches geblieben sein, nämlich dasjenige, was ein Jeder nach dem Maße seines Geistes in der Lehre Jesu Christi als wahr anzuerkennen sich genöthiget sieht, aber schwerlich wäre noch das Christenthum vorhanden; es möchte auch noch viele christliche Kirchen geben, nämlich die steinernen Gebäude, in welchen unsere Väter vor dem Namen Jesu Christi die Kniee gebeugt haben; aber schwerlich gäbe es noch eine christliche Kirche.

Lassen wir aber auch das Ungewisse ungewiß und wagen uns nicht auf das unendliche Feld der Möglichkeiten: so kann es doch kaum in Zweifel gezogen werden, daß das Fortbestehen beider Religionsparteien, der katholischen und der protestantischen, in äußerem Frieden neben einander und einander gegenüber, für beide Parteien reichen Gewinn getragen hat, und wohl kaum dürfte Jemand es wahrscheinlich zu machen im Stande sein, daß dieser Gewinn auf eine andere Weise zu erreichen gewesen wäre. Aber der äußere Friede, der nunmehr fast zweihundert Jahre besteht, hat keinen inneren Frieden erzeugt, und wird nimmer einen inneren Frieden zu erzeugen vermögen. Es besteht eigentlich nur ein Waffenstillstand. Das Schwert ist in die Scheide gesteckt, die Feindseligkeit ist geblieben; und sie wird bleiben für und für, weil sie nicht von den Menschen ausgeht, sondern in den Dingen liegt, in den Grundsätzen, in den Lehren, auf welchen die Überzeugungen stehen und der Glaube. In den Verhältnissen des Lebens mögen Menschen von beiden Parteien sich an einander schließen; sie mögen viele der edelsten Gefühle in der menschlichen Brust für einander hegen, Freundschaft und Liebe; sie mögen sich achten

und ehren und über ihre Innigkeit Alles vergessen. Aber in Beziehung auf die Religion können sie immer nur tolerant, nur duldsam sein, und selbst in diesem Worte liegt das Geständniß, daß sie in ihrer tiefsten Seele Feinde sind. Die Lehre aber, der Glaube ist nie tolerant, und die Kirche, die Vertreterin und Beschützerin der Lehre, kann es nicht sein. Eine Kirche, die sich ihrer Toleranz rühmt, ist keine Kirche mehr. Jede Kirche ist ausschließlich. Natürlich. Hat es doch Philosophen gegeben, welche Denjenigen mit feindseligem Hasse verfolgt haben, der sich der Wahrheit widersetzte, welche sie gefunden zu haben überzeugt waren. Vielleicht haßt jeder Philosoph Jeden, der ihn nicht anerkennt, Jeden wenigstens, der ihn etwa höhnt oder verspottet, und seine Lehre zu Schanden zu machen sucht. Und doch ist die Wahrheit, welche der Philosoph verkündigt, nur sein Gedanke; sie ist im besten Falle das Beste, das er nach dem Maße seines Geistes zu denken vermochte. Wie sollte dann eine christliche Kirche die Lehre, welche sie als wahr bekennt, weil sie aus Gott ist, jemals bestreiten oder verändern lassen? Sie muß Alle verwerfen, welche die Wahrheit verwerfen, nämlich die Wahrheit, die Eine Wahrheit, die aus Gott ist. Sie kann auch nicht transigiren und mit Halbheiten zufrieden sein. Darum haben wohl weltliche Fürsten in ihrem Interesse und im Interesse der Völker, nämlich im irdischen Interesse, Verträge schließen und den äußeren Frieden zwischen Katholiken und Protestanten unter sich verabreden können; aber Lehre und Glauben sind nicht durch Verträge zu bestimmen und nicht durch Rechtssprüche zu entscheiden, und die Päpste haben nur ausgesprochen, was in der Natur der Sache liegt, wenn sie nicht

nur gegen den westphälischen Frieden, sondern gegen alle Transactionen Protestationen erhoben.

Und dennoch sind die Friedensschlüsse zwischen Protestanten und Katholiken bestanden? und zweihundert Jahre bestanden? Freilich. Aber wie? Sie sind bestanden auf dem Papiere, keineswegs im Leben. Daß es nicht zu neuen großen Kriegen gekommen ist, das erklärt die Geschichte der letzten beiden Jahrhunderte vollkommen. Nachdem Millionen von Menschen ihren Tod gefunden hatten durch die unglückseligen Kämpfe und während derselben, als die Länder verwüstet und die Städte zerstört dalagen, als sich die Völker ermüdet, ermattet, gebrochen fühlten: da mußte wohl Ruhe erfolgen. Nachdem sich aber die Völker erholt, die Städte wieder aufgebaut und die Fluren von Neuem bearbeitet hatten, sind so große Erscheinungen, so furchtbare Stürme in die Welt eingetreten und über die Welt gekommen, daß überall die kirchlichen Interessen in den Hintergrund zurück weichen mußten. Aber es ist kein Menschen-Alter verlaufen, ohne daß die Feindseligkeit der Parteien zum Ausbruche gekommen wäre, und vielleicht kein Jahr, in welchem sie nicht gezuckt hätte hier und dort. Und wie könnte es anders sein? Ist nicht die Stellung des Katholicismus zum Protestantismus ein unnatürliches Verhältniß? und ist nicht eben deßwegen der Zustand der ganzen christlichen Welt ein gewaltsamer? Die katholische Kirche kann den Protestantismus nur ansehen als eine Schmarotzer-Pflanze, die sich von ihren Säften nährt, die sie eben deßwegen auszuraufen verpflichtet ist, verpflichtet ist ihrer Selbsterhaltung wegen; nur als ein grimmiges Thier, das sich in ihren Leib fest-

gekrallt hat, das sie eben deßwegen abzuschütteln und zu ersticken genöthigt ist, damit ihr nicht von dem Ungeheuer das Herzblut ausgesogen werde. Die Protestanten hingegen erkennen gar wohl oder fühlen es wenigstens tief, daß eine Reformation, auf halbem Wege stehen geblieben, ein verunglücktes Werk ist, und daß dieselbe nothwendiger Weise durchgesetzt werden muß, wenn sie nicht aufgegeben werden und in sich selbst zerfallen und ersterben soll.

Alle Erscheinungen der neuesten Zeit in kirchlichen Dingen, etwa seit dem Jahre 1815, besonders seit dem Jahre 1830, deuten, wie mir vorkommt, darauf hin, daß der alte gewaltsame Zustand immer straffer gespannt werde, daß sich eine Krisis heran nahe; und wenn diese Krisis auch weniger nahe sein sollte, als sie zu sein scheint, ja wenn sich das Gewitter, von neuen Stürmen anderer Art vertrieben, noch ein Mal und noch mehre Male entfernen sollte, ohne sich entladen zu haben: es kann nicht bleiben, wie es ist. Die drohenden Zeichen der Zeit verkündigen zu stark, was im Innern gährt und kocht.

Nur auf zwei Wegen möchte der alte Knoten, der die feindlichen Parteien an einander knüpfet, ohne sie mit einander zu vereinigen, zu entfernen sein: entweder er muß mit dem Schwerte zerhauen, und die eine Partei muß gezwungen werden, in der anderen unterzugehen, oder eine neue allgemeine Reformation muß ihn lösen und beide Parteien mit einander versöhnen und vereinen.

Ich will Nichts von dem ungeheueren Unglück sagen, das über uns, das über ganz Europa kommen würde, wenn irgend ein Ereigniß auf den ersten Weg hin stieße. Niemand verkennt dasselbe. Es würde um so gräßlicher sein, dieses Unglück, weil

wir auf diesem Wege durchaus nicht zu einem wünschenswerthen Ziele gelangen könnten. Möchte eine der Parteien einen vollkommenen Sieg erkämpfen, gleichviel welche, oder möchte durch einen neuen s. g. Religions-Frieden dem Gräuel Einhalt gethan und den Streitenden Ruhe geboten werden: es würde immer ein jammervoller, verderblicher Zustand erzeugt werden. Im ersten Falle würden auch jetzt noch dieselben Folgen eintreten, welche, wie oben bemerkt worden ist, in diesem Falle vor zweihundert Jahren unvermeidlich gewesen wären; im anderen Falle würden wir nach dem Kampfe wieder in derselben Stellung sein, in welcher wir uns jetzt befinden, und die Bedingungen des Friedens, wie sie auch gestellt sein möchten, würden nicht das Mindeste ändern.

Aber ein solcher Krieg ist auch nicht zu fürchten. Ich halte ihn für unmöglich. Niemand will ihn, Niemand kann ihn wollen, weder der Papst, noch ein weltlicher Fürst. Auch will ihn kein Volk und keine Partei. Die geistige Bildung ist zu groß und zu allgemein verbreitet; die Sitten sind zu ausgebildet; die Humanität mag Niemand verleugnen, wie sehr sie auch mit seinem Glauben im Widerspruch steht. Überdieß sind die Reiche und Staaten zu wohl geordnet, sowohl in völkerrechtlicher als in staatsrechtlicher Beziehung. Das Kriegswesen ist zu vortrefflich ausgebildet. Die materiellen Interessen wirken zu stark; der Handel ist zu ausgebreitet; Amerika und Ost-Indien haben einen zu gewaltigen Einfluß; Fabriken und Manufacturen nehmen zu viele Kräfte in Anspruch. Endlich darf nicht übersehen werden, daß eine neue Macht, die vor zweihundert Jahren noch nicht vorhanden war, die bei dem Streite zwischen Katholiken und Protestan-

ten kaum betheiligt ist, Rußland nämlich, jetzt zu den größten Mächten Europa's gehört, von welcher keine andere Macht den Blick hinweg wenden darf.

Soll also der heillose Streit zwischen Protestanten und Katholiken, der so hemmend und nachtheilig auf den Geist und die Bildung wirkt, geendigt werden, wie er doch wohl geendigt werden muß, damit das Christenthum in seiner ganzen Wahrheit und Göttlichkeit sich geltend mache, so scheint eine neue allgemeine Reformation eintreten zu müssen. Und die Krisis, die heran nahet, verkündigt dieselbe. Sie wird, wie mir vorkommt, vorbereitet, und von den edelsten und besten Menschen aller Parteien ersehnt. Darum wird sie auch nicht lange ausbleiben. Aber bei den heiligsten Angelegenheiten des Geistes und Herzens, die alle Völker angehen, darf man nicht nach Monaten messen, und nicht nach Jahren. Bei solchen Angelegenheiten ist ein Jahrhundert nicht lang.

Eine neue allgemeine Reformation.

Wenn der zuletzt ausgesprochene Gedanke, daß fortan ein Religions-Krieg in der christlichen Welt unmöglich, und daß eben deßwegen zur Beendigung des gewaltsamen Zustandes zwischen Protestanten und Katholiken eine neue, allgemeine Reformation erfolgen werde, weil sie nothwendig ist — wenn dieser Gedanke etwas mehr wäre, als ein schöner Traum; wenn derselbe vielmehr, wie ich, im Glauben an die Menschheit und im Bewußtsein des Geistes, der im Leben der Menschen wirkt und waltet, die feste Überzeugung hege, Wahrheit enthält: so würden wir, die Protestanten, die neue Reformation herbei zu führen haben; denn wir haben mit der alten Reformation die Verpflichtung übernommen, das Werk fortzusetzen und zu vollenden, das von unseren Vätern angefangen worden ist. Von katholischer Seite darf der Anstoß nicht erwartet werden, aber wohl die Ausführung. Der Papst ist zu seinem erhabenen Sitze nach den alten Satzungen der römischen Kirche gewählt und auf diese Satzungen verpflichtet. Er kann weder in der Lehre, noch in der Disciplin Etwas verändern, ohne als Pflichtvergessener, als Abtrünniger zu erscheinen. Er muß die alten Rechte seines Stuhles aufrecht erhal-

ten und durch die Disciplin für die Aufrechthaltung des alten Glaubens sorgen, so lange es Gläubige, so lange es Menschen giebt, welche das Heil ihrer Seele auf diesen Glauben gebauet haben. Es wäre ebenso unverständig als sündhaft, von einem Papste zu verlangen, daß er eine Reformation vornehmen solle; er würde es nicht thun, nicht thun dürfen, wenn er auch persönlich das Wünschenswerthe einer Reformation fühlte oder einsähe. Von den Anhängern der katholischen Kirche ist auch nicht zu verlangen, daß sie eine Reformation durchsetzen sollen. An wen sollte ein solches Verlangen gerichtet werden? An alle Katholiken? Aber wenn alle Katholiken das Bedürfniß einer Reformation fühlten, so wäre dieselbe schon eingetreten, und Niemand würde sie aufzuhalten vermögen. Oder an Einzelne? Was so Viele vergeblich versucht haben, was Luthern gelungen ist, und unter ungeheueren Gefahren und unter sehr begünstigenden Umständen gelungen ist, das ist ein so großes Werk, daß es Niemandem angesonnen werden darf, nicht von Katholiken und noch weniger von Protestanten.

Wenn wir nun aber, die Protestanten, die neue Reformation vorbereiten und fördern wollen, und wenn das nur auf geistigem Wege geschehen kann, darf und soll: so ist nothwendig, daß wir eine große Überlegenheit behaupten oder gewinnen nicht sowohl in der Erkenntniß irdischer Dinge, obgleich auch Dieses nicht schaden würde, als in der Erkenntniß göttlicher Dinge. Diese Überlegenheit kann nur gewonnen werden, muß aber auch gewonnen werden, wenn der Geist sich auf jegliche Weise frei entwickeln und frei offenbaren darf in Wort und Schrift. Die katholische

Kirche kann die Freiheit des Geistes nimmer zugestehen, weil sie auf unveränderlichen Satzungen steht, die weder angegriffen noch untergraben, ja nicht ein Mal mit Gründen des Geistes, der Vernunft und der Wissenschaft, vertheidigt werden dürfen, die vielmehr nur geglaubt werden müssen, weil sie von ihr selbst gelehrt werden. Der Protestantismus aber ist der Freiheit des Geistes nicht entgegen; nein, diese Freiheit ist das eigentliche Wesen des Protestantismus. Vom Anfang an haben die Anhänger der Reformation Freiheit des Glaubens und des Denkens gefordert. In diesen Worten liegt mehr, als nach dem Laut in ihnen zu liegen scheint. Denn diese Freiheit hat auch der Katholik und hat sie immer gehabt. Wer kann ihn abhalten, seinen eigenen Glauben zu haben? Wer vermag den Flug seiner Gedanken aufzuhalten? Aber seine Freiheit ist nur eine innere Freiheit; sein Glaube, wiefern er von der Lehre der Kirche abweicht, sein Gedanke, wiefern er sich an den Satzungen der Kirche versucht, muß in ihm verschlossen bleiben. In seinem Bekenntnisse, in seinem Cultus, in seinem Wort und seiner Schrift ist der Katholik unfrei; und von dieser Unfreiheit erlöst zu werden, Das war es, was die Protestanten ersehnten, als sie die Forderung der Freiheit des Glaubens und des Denkens in Anspruch nahmen. Aber die Protestanten haben sich einem fremden Einfluß hingegeben, den der Protestantismus verwirft, der mit dem Grundsatze desselben in schneidendem Widerspruche steht. Sie haben es gethan in Angst und Noth; die Gewohnheit jedoch und die Schwachheit einzelner Theologen haben das Werk der Angst und Noth im Fortgange der Zeit gleichsam zu einem eigenthümlichen Elemente des Protestantismus

gemacht. Ich spreche von der Unterordnung des protestantischen Kirchen-Wesens unter die weltliche Gewalt. Ich will an den alten sauberen Satz: cujus regio, ejus religio, nicht erinnern; aber die jura des summus Episcopus sind schwer abzumarken, und die Unterscheidung, die man zwischen jura circa sacra und in sacra gemacht hat, ist ein schwacher Damm, der nur theoretisch besteht und im wirklichen Leben keinen Halt hat. Und von dieser Seite sind der freien Entwickelung des Geistes oftmals schwere, unüberwindliche Hindernisse entgegengeworfen. Heinrich VIII. hätte als warnendes Beispiel dienen können, wenn man geneigt wäre, aus der Geschichte zu lernen.

Müßte man den Gedanken fassen, daß dieses Einmischen der weltlichen Gewalt in die kirchlichen und religiösen Angelegenheiten der Protestanten, sei es in die Forschung oder in die Darstellung, sei es in die Lehre oder in den Cultus, auch fortan nicht aufhören werde: so wäre dieses ein unglückseliger Gedanke; und wäre er wahr, dieser Gedanke, so würde aller Vortheil, den wir über die Katholiken gewonnen haben, oder gewinnen könnten, verloren gehen, und die Katholiken hätten über uns ein Übergewicht, das nicht zu berechnen ist. Sie sind eine einige ungeheuere Masse, die weithin die Länder der Erde bedeckt, wir sind auch, wenn man die Köpfe zählt, in großer Menge vorhanden und über große Länder der Erde verbreitet: wir entbehren aber der Einheit, wir sind durch Bekenntnisse getrennt, durch Secten zerrissen, durch Meinungen getheilt, und fast könnte man sagen, Keiner hat Gemeinschaft mit dem Andern. Bei ihnen wohnt die höchste kirchliche Gewalt auf eine geheimnißvolle Weise in einem Stuhl, auf wel-

chem der Apostel gesessen haben soll, und welchen sie den heiligen Stuhl nennen, keineswegs in dem Manne, der zeitweilig auf denselben erhoben wird, und deßwegen ist diese Gewalt unwandelbar durch die Jahrhunderte hindurch bestanden, und muß unwandelbar bleiben, so lange der Stuhl selbst vorhanden ist, und selbst der Mann darf Nichts an ihr ändern, durch welchen sie geltend gemacht wird, weil er den heiligen Sitz inne hat: bei uns ist die höchste kirchliche Gewalt in gar vielen summis Episcopis, von welchen ein Jeder dieselbe gebraucht nach dem Maße seines Geistes, nach der Stärke seines Charakters, nach der Verschiedenheit seines persönlichen religiösen Bedürfnisses. Ihr oberster Priester regiert auch ein Land und ist in dieser Hinsicht ein weltlicher Fürst, aber das Weltliche ist dem Geistlichen untergeordnet, seine Stimme gilt in weltlichen Dingen Nichts im Rathe der Fürsten, und das eigene Land scheint ihm nur darum überlassen zu bleiben, damit er nicht der Unterthan irgend Eines weltlichen Fürsten werde, sondern als kirchliches Oberhaupt dastehe für und für: unsere summi Episcopi haben vor Allem die weltlichen Interessen zu wahren, und darum sind die religiösen Angelegenheiten von ihrer Politik nicht selten abhängig, ja, sie scheinen zuweilen gänzlich vergessen zu werden. Sie haben eine scharf geordnete, wohl gegliederte Geistlichkeit, in welcher und durch welche eine strenge Disciplin geübt werden kann bis zu dem letzten Mitgliede der Kirche hinab: wir haben keine Geistlichkeit, am Wenigsten eine wohlgeordnete, ja, wir haben kaum Geistliche, sondern nur Prediger, und der Name kirchlicher Disciplin ist uns kaum bekannt. Sie haben Diener des Altars, welche von der Welt gleichsam

abgelöst sind, und aus welcher ein Jeder nur vermählt ist mit der Kirche, der gemeinsamen Braut: wir haben verordnete Diener des Wortes, welche durch Weib und Kinder mit tausend Banden an der Welt festhängen und in die Dinge dieser Welt verwickelt sind. Sie haben in den Mönchs-Orden und in der Gesellschaft Jesu, die Beide niemals aus der Welt verschwinden werden, so lange der heilige Stuhl auf seiner alten Grundlage und die katholische Kirche in ihrer bisherigen Organisation besteht, rüstige, rege und mächtige Vorkämpfer, welche mit gleicher Kraft auf Hohe und auf Geringe zu wirken vermögen, welche in Hütten und in Palästen, auf geheimen Wegen, tausend Gelegenheiten finden, die Seelen der Menschen in dem alten Glauben zu erhalten und in der alten Treue, welche auch so geneigt als fähig sind, jede dieser Gelegenheiten auf das Vollständigste zu benutzen: für uns kämpft Nichts als der Geist, Nichts als die Wissenschaft, die Forschung, die Gelehrsamkeit, das freie Wort und die freie Schrift. Darum ist jede Hemmung des freien Geistes-Verkehrs eine Feindseligkeit gegen die Reformation: denn alles Geistige hängt zusammen, ist Eins, und man darf nicht glauben, daß das Eine unterdrückt und doch das Andere gefördert werden könnte. Ein Jeder, der diese Hemmung bewirkt, ist ein Gegner des Protestantismus, wenn er auch in gutem Glauben handelt und ein ächter Protestant zu sein wähnt.

Aber hoffentlich wird es in der Zukunft anders werden, als es bisher gewesen. So Gott will, wird die neueste große Erfahrung nicht abermals verloren sein. So Gott will, werden wir fortan einen freien Geistes-Verkehr haben überall. Man wird

uns, so Gott will, nicht mehr absperren, damit unsere Jugend nur in der Lehre unterrichtet werde, welche hier oder dort Denjenigen bequem scheint, die uns abzusperren vermögen. Man wird keine Richtung des Geistes begünstigen und keine verhindern, sondern dem Geiste seinen freien Lauf lassen und seinen freien Schwung. Man wird nicht auf Worte und Sylben spähen, und eine Tendenz, eine Gesinnung, die man fürchtet, verfolgen, um einen Vorwand zur Unterdrückung der Wahrheit zu haben, und um das Reich der Wahrheit wird man nicht nach Unterhandlungen und Beschlüssen, wie um die Länder der Erde, Gränzen ziehen, deren Überschreitung wie eine Falschmünzerei betrachtet und wie eine Felonie bestraft werden soll. Auch wird man uns weder zwingen noch locken, unser religiöses Bedürfniß nur mit der Speise zu befriedigen, welche man selbst schmackhaft, und die Sehnsucht unseres Herzens in einer Form zu zerquetschen, an deren Schnitt und Gestalt man selbst Gefallen gefunden hat, sondern man wird Alles, das Dogma wie den Cultus, der freien Entwickelung des Geistes überlassen. Und wenn diese Hoffnung, wie ich nicht zweifele, jetzt oder je, in Erfüllung gehen sollte, so ist unsere, der Protestanten, Überlegenheit groß, und eine neue, eine allgemeine Reformation kann nicht ausbleiben, die uns von dem Unglücke der Getrenntheit, der Zerrissenheit, der gegenseitigen Befeindung befreien und zugleich vor dem kirchlichen Joche bewahren wird, unter welchem kein ungehemmter Fortschritt möglich ist. Denn bei dem raschen Verkehr, in welchem die Völker jetzt schon mit einander stehen, und mehr und mehr stehen werden, kann es nicht anders sein: Alles, was in der protestantischen Welt durch die Kraft der

Forschung und des Gedankens an Wahrheit gewonnen wird, das wird auch der katholischen Welt zu Theil werden; es wird unwiderstehlich in die Paläste eindringen und in die Hütten; es wird die Seelen von Hohen und von Geringen ergreifen, und nach und nach eine solche Übereinstimmung erzeugen, daß keine Gewalt und keine Kunst jene neue Reformation zu verhindern vermag, die allgemein werden wird, weil sie allgemeines Bedürfniß geworden ist. Der Papst selbst wird sie ersehnen, diese Reformation, weil jeder Papst zu der Zeit gehört, aus welcher er hervorgegangen ist. Und Luther's tiefster Gedanke, und Melanchthon's heißester Wunsch werden in Erfüllung gehen.

Aber an uns ist es, diese Reformation in verständiger Weise vorzubereiten und zu fördern. Deßwegen liegt auf Allen, die als Schriftsteller, Lehrer und Prediger die Leiter des Volkes sind und sein wollen, die heilige Verpflichtung, ihr erhabenes Amt, die höchste Magistratur, mit der größten Besonnenheit zu verwalten; die heilige Verpflichtung, im Schreiben, Reden und Predigen keinen Menschen auf der anderen Seite zu kränken oder zu erbittern, sondern dahin zu wirken, daß Alle gewonnen werden. Die Wahrheit ist so schön, daß, wer ihre Sache führt, wahrhaftig nicht nöthig hat, sie anders darzustellen, als auf die einfachste Weise, im reinsten Lichte.

Unter Denen, welche man Schriftsteller nennt, wird jenes luftige Völkchen, das wie Pilze aufschießt, und sich in den Tagesblättern breit macht, wohl noch lange nicht aussterben. Und warum sollte man ihnen nicht das Leben gönnen, diesen s. g. Litteraten? Sie sind unschädlich und dienen nur sich selbst; sie suchen

nur ihren Bedürfnissen abzuhelfen und ihre kleinen Leidenschaften zu befriedigen. Da sie Nichts gelernt haben und an Nichts ihr Leben zu setzen wissen, so fühlen sie eine arge Leere im Kopfe und eine arge Leere im Herzen. Die Leere im Kopfe halten sie für Geist, für Genie; die Leere im Herzen für Weltschmerz. Da sie Nichts gelernt haben, so sind sie sehr leicht, und wegen dieser Leichtigkeit treiben sie sich unter einander wirbelnd hoch in die Luft. Dort oben halten sie sich für die Höchsten, für die Größten, und strömen ihre Bewunderung für einander in durstigen, windigen, wüsten Worten aus. Wie könnten sie anders, als mit Hohn und Spott auf Wissenschaft und Gelehrtheit, auf alles Große, Edle und Schöne hinblicken? Jene sind nur für träge Köpfe, für hockende Pedanten; dieses ist kleinlich und verächtlich. Erst aus ihrem Genie, erst auf ihrer Höhe wird eine neue Welt hervorgehen und erbaut werden. Was ihnen von fremder Arbeit und fremder Weisheit in Flocken angeflogen ist, das spenden sie in kleinen Krümchen aus, und durch eine wunderliche Lufttäuschung zeigt sich ihnen jedes Krümchen in einer Riesen-Gestalt, vor welcher sie selbst erschrecken. Wie könnten sie umhin, sich selbst zu bewundern? Wie könnten sie umhin, nicht Alles zu verachten? Nur sie, nur sie! Aber laßt sie. Laßt sie, selbst wenn sie sich in die heiligsten Angelegenheiten der Menschheit mischen, selbst wenn sie die Hände an den Altar legen oder an den Thron. Sie werden Nichts einreißen und Nichts aufrichten. Es ist ein Quinquenniums-Ruhm, den sie erreichen, diese bartlosen Größen; und auch diesen erreichen sie nur in ihrem eigenen Kreise, bei Frauen,

die den Pips haben, bei sehnsüchtelnden Mädchen und bei Knaben, die den Scheideweg für das Ziel halten.

Aber eine zweite Classe von Schriftstellern, die wohl auch nicht aussterben wird, ist gefährlicher, weil sie schwer zu bändigen und nicht ohne Einfluß ist. Sie besteht aus zwei Abtheilungen, die eben so oft mit einander stehen, als wider einander. Beide sind nicht ohne Ernst, auch nicht ohne Absicht; aber ihre Zwecke sind verschieden. Nach Einem Ziel streben sie gemeinschaftlich, aber auf verschiedenen Wegen: sie wollen scheinen, was sie nicht sind; sie wollen erreichen, was ihnen zu hoch ist; sie wollen Ansehen und Bewunderung erregen, und in ihrer Kleinheit dastehen wie große Männer. Beide haben sich angestrengt und sind nicht ohne Kenntnisse: die Einen haben Gelehrsamkeit erworben, wenn auch keine gründliche, die Anderen haben sich in die Lehren irgend eines Philosophen geworfen; und haben, von denselben umstrickt, sich von der Gelehrsamkeit abgewendet. Jene sind nicht ohne Scharfsinn, aber ohne Geist: sie vermögen das Einzelne ihres Wissens nicht in ein Ganzes zu bringen, und müden sich ab unter den Bruchstücken, die nur im Ganzen Leben haben und nur durch das Ganze Befriedigung gewähren. Diese spielen mit allgemeinen Ideen über Gott und Welt, welche sie darum für groß, erhaben und wahr halten, weil es ihnen viele Mühe gekostet hat, sie zu fassen, und fortwährend viele Mühe kostet, sie zu halten. Alles liegt unter ihnen, was nicht zu diesen allgemeinen Ideen gehört, und soll denselben untergeordnet werden, oder zu Grunde gehen. Mit anderen Worten, den Ersten fehlt es an Philosophie, den Anderen an Gelehrsamkeit; Jenen fehlt die Welt des Geistes, Die-

sen die wirkliche, die Welt des Irdischen. Eben deßwegen fehlt es auch Beiden an einem sittlichen Halt, an einer tüchtigen Gesinnung, an einem nachhaltigen Gepräge; es fehlt ihnen an einem Boden, auf welchem sie feststehen, auf welchem sie sich mit Sicherheit zu bewegen vermöchten. Sie haben das Gefühl, als schwebten sie in der Luft. In diesem Gefühle greifen sie aus zur Rechten und zur Linken, um sich irgendwo und irgendwie anzuklammern: die Ersten an irgend einen Zustand, der gewesen ist oder noch ist, an irgend eine Partei, sei es eine kirchliche, sei es eine politische; die Anderen an irgend einen allgemeinen Gedanken, nach welchem sie die Welt umzugestalten streben. Der Hoffnungs-Anker der Ersten wird in die Vergangenheit geworfen; der Hoffnungs-Anker der Anderen in die Zukunft. So lange die Anker festzuhalten scheinen, glauben Beide den Boden des Heiles gefunden zu haben, und toben gegen Jeden und höhnen Jeden, der sich nicht mit ihnen auf diesen Boden stellen will, die Ersten mit Derbheit, Grobheit und wüstem Gebelle, die Anderen mit unverständlichem Wortgeklingel und plumpem Witze. Reißen aber die Anker los — und dieser Fall bleibt nicht lange aus — so wenden sich die Ersten einem anderen Zustand, einer anderen Partei zu; die Anderen werfen sich auf eine andere Seite ihrer Phrasen, und Beide verabscheuen, was sie früher geliebt haben, und Beide vertheidigen ihre neue „Überzeugung" mit den alten Künsten unverschämter als zuvor die alte. So erscheinen die Ersten bald als Wetterfahnen, bald als Taschenspieler, die Anderen bald als Seiltänzer, bald als Gaukler, Beide unter der Maske der Gelehrtheit und der Wissenschaft. Und sie sind in der That, wofür sie sich

halten, ehrliche Leute; sie handeln und sprechen ihrer Natur und der Stufe ihrer einseitigen Bildung gemäß, und haben deßwegen ein vollkommen gutes Gewissen. Auch sie muß man laufen lassen. Sie sind nicht zu bändigen, und werden immer wieder da sein, so lange man Notiz von ihnen nimmt. Und so lange sie da sind, werden sie sich an Alles wagen, selbst an das Höchste und Heiligste des Lebens. Also, man nehme keine Notiz von ihnen. Alsdann werden sie, wenn nicht vom Anfang, zuverlässig bald jener Classe angehören, von deren Mitgliedern Göthe sagt, daß Einer von dem Anderen abgethan werde.

Dagegen aber sollten die Männer wahrer Wissenschaft und ächter Gelehrtheit ihres hohen Berufes stets eingedenk sein; sie sollten ihre erhabene Magistratur in ihrer ganzen Bedeutung immer vor Augen haben, und niemals vergessen, daß von ihnen das Glück oder das Unglück der künftigen Geschlechter abhängt. Weder als Schriftsteller, noch als Lehrer und Prediger sollten sie jemals irgend etwas Anderes suchen, als die lautere Wahrheit, sei es auf dem Wege des freien Gedankens, sei es auf dem Wege geschichtlicher Forschung. Und was sie gefunden haben, das sollten sie aussprechen mit der ganzen Stärke der innigsten Überzeugung, mit der größten Schärfe logischer Folgerung, mit der vollen Kraft, die in der Wahrheit liegt, aber auch in der höchsten Einfachheit und Anmuth der Sprache, im versöhnenden und gewinnenden Sinne, fern von jeglicher Bitterkeit, von jeglicher Härte, vom Spott und Hohn, witzig ohne Kränkung, behaglich ohne Schlaffheit, treu, edel, ohne Phrasenmacherei, ohne Wortmengerei, ohne Silbenstecherei, ohne nebelnde und schwebelnde

Ideenklingelei. Vor Allem sollten die Publicisten sich der Faselei über das Verhältniß der Kirche zum Staat enthalten. Denn ihre Argumentationen laufen fast immer in Faselei aus. Da sie zuvörderst den Staat willkührlich construiren, so machen sie denselben gewöhnlich so weit, daß sie Raum genug finden, die Kirche, wie ein Möbel des Luxus, bequem hinein zu stellen, und ihr die Stelle anzuweisen, die sie etwa mit anderen Instituten nicht auszufüllen wissen. Die Theologen aber sollten sich jeder Polemik enthalten, da sie diese Polemik selten aus der Geschichte zu entwickeln wissen, sondern sie gewöhnlich auf einen hohlen Boden stellen, eben damit aber auch den Sturz derselben vorbereiten, und ihre alle Kraft nehmen.

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck von Fr. Frommann in Jena.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Luden, Heinrich,

Rückblicke in mein Leben aus dem Nachlasse

Jena 1847

Biogr. 658 i
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10064706-7